Tagebuch-Blätter.

I.

Tagebuch-Blätter.

Von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1861.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Vorwort.

Als vor einiger Zeit wiederholt der Wunsch gegen mich geäußert wurde, ich möge die nachstehenden Blätter gesammelt veröffentlichen, mußte sich neben aller Dankbarkeit zuerst doch das ernstliche Bedenken in mir regen, ob dieselben denn aber auch einer solchen Veröffentlichung überhaupt werth seien. Sie sind in der That nichts anderes als „Tagebuchblätter,“ beschrieben mit den Erlebnissen und Ereignissen, die sich auf diesem und jenem Ausfluge mir darboten, und wenn ich sie ihrer Zeit auch nicht gerade für mich allein entwarf, so blieb mir damals doch jeder Gedanke fern, ihr Inhalt könne jemals ein größeres Publikum über den Tag hinaus interessiren.

Wie ich nun aber diese Blätter einmal vornahm und durchsah, erging es mir mit ihnen wunderlich. Ihr Inhalt blickte mich so fremd an, daß ich mich besinnen mußte, ob ich denn auch dies alles wirklich gesehn und erlebt. Wohin ich schaute, zeigte sich gegen damals eine Veränderung, die eigentlich jede Vergleichung ausschließt. Nicht eine geringe Zahl von Jahren, nein, mindestens ein ganzes Menschenalter schien seitdem vergangen. Es zeigte sich auch hier, wie fieberhaft

und aufreibend unsere Zeit ist, wie viel schneller sie uns alt, — ich möchte sagen: wie viel älter sie uns werden läßt als unsere Vorfahren. Was wir vor wenig Jahren sahen und erlebten, ist heute für uns schon so fern, wie unsern Vätern die Träume und Bilder ihrer frühsten Jugend waren. Wir wissen nichts mehr davon, und wenn sie dennoch einmal vor uns auftauchen, sehen wir verwundert und ungläubig sie an, wie Märchen und Sagen aus einem anderen Jahrhundert, und wir fragen mit Trauer oder Zorn, weßhalb das alles nichts mehr ist, nichts mehr sein soll als — etwas Vergangenes?

So haben mich diese Blätter berührt, so biete ich sie meinen Lesern hin — als Bilder aus einer Zeit, die wir alle erlebt, die so manche vergessen zu haben scheinen, und die doch so viel des Guten, Erhebenden und Schönen enthielt, das eines steten und treuen Erinnerns werth bleibt.

Im Frühjahr 1861.

F. W. Hackländer.

Ueber den St. Gotthard.

Wenn die Araber eine größere Reise antreten, so verlassen sie ihre Wohnplätze gegen Abend und ziehen ihre Straße eine halbe Stunde weit, um dort zu lagern. Wie alles, was dieses kluge und merkwürdige Volk thut, hat auch dieß seine guten Gründe; man sieht, ob der Zug der Reisenden mobil ist; fehlt etwas, so kann es im Nothfall noch nachgeholt werden; vor allem aber reißt man sich auf diese Art beim Einbruch der Nacht von seinen häuslichen Verhältnissen und von den Lieben zu Hause los. Die schweigende Nacht hüllt unsere Gedanken, unsere Hoffnung auf frohes Wiedersehen mitleidig und tröstend in ihre dunkeln Schleier, und am andern Tage bei anbrechendem Morgen ziehen wir frisch und wohlgemuth unsere Straße.

Aus einem der angegebenen Gründe hatte ich es auch wie die Araber gemacht und fuhr von Stuttgart weg mit dem letzten Zuge nach Ulm. Obgleich wir erst Mitte Novembers waren, und sich noch so gut wie kein Schnee auf den Straßen zeigte, so war es doch frostig und unangenehm, und nachdem man eine kurze Weile in dem Wagen des Zuges sich aufgehalten, empfand man wohl, daß die kleinen Oefen, vermittelst welcher dieselben geheizt sind, etwas sehr angenehmes haben. Es gibt dem einsam Reisenden auf der nächtlichen Fahrt ein gewissermaßen behagliches

Gefühl der Häuslichkeit, wenn er sich, während der Zug mit ihm davon saust, und während die Nacht neugierig zu den Fenstern hereinlugt, in die Wagenecke an den kleinen Ofen setzen kann und zuschauen, wie die Flamme lustig spielend das Holz verzehrt. Man wird dabei fast wehmüthig an sein eigenes Haus erinnert, wo vielleicht im gleichen Augenblick ein paar kleine Fingerchen die Ofenthür öffnen und ein oder zwei Paar glänzender Kinderaugen neugierig in die Gluth schauen. Vorüber! Auf der Eisenbahn beim Wegfahren darf man nicht an dergleichen denken; man muß dieß für die Heimkehr aufsparen, um da jede Station, um welche man sich nähert, mit neuen fröhlichen Bildern zu bevölkern.

Unterdessen sausen wir dahin, die Wagen dröhnen, die Fenster klirren, zuweilen rollen die Räder über eine Holzbrücke — eine angenehme Unterbrechung des gleichförmigen Getöns der Räder auf den Schienen. Es ist wenig Gesellschaft im Wagen. Beim flackernden Licht der beiden Lampen bemerkte ich in der andern Ecke einen Mitreisenden, einen Passagier, der mit aufwärts gekehrtem Gesicht die Sterne zu betrachten scheint. Aber nein, er schläft. Gegenüber auf der andern Seite befinden sich zwei Herren im complicirtesten Reiseanzuge mit hohen Filzstiefeln, dickem Paletot, Shawl um den Hals, den dicken Pelz über die Kniee gelegt. Einer von ihnen steht auf, holt sich beim Ofen Feuer, und fängt eine kleine Conversation mit mir an. Es ist eigenthümlich, wie der gütige Schöpfer dieser Welt alles so weise eingerichtet, wie er jedem Wesen seinen Platz angegeben, wo es sich und seinen Nebengeschöpfen zu Nutz und Frommen ist: der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft — der Handlungsreisende auf einer nächtlichen Fahrt in der Eisenbahn oder im Eilwagen.

Er ist in gewisser Beziehung eine Art Conversationslexikon; man spricht vom Wein im allgemeinen, vom französischen insbesondere, und erfährt augenblicklich, daß es des letztern fast gar keinen mehr gibt, daß man aber eine Unmasse von Bordeaux aus Kirschensaft und Spiritus bereitet; man zieht seinen Pelz fester um sich und erhält sogleich eine Abhandlung über den ganzen europäischen Pelzhandel und lernt die Vorzüge eines Waschbären vor dem Biber kennen. Spricht man lobend von der Schneelandschaft, so stimmt unser Gegenüber sogleich ein, singt irgend eine famose Stelle aus dem dritten Act des Propheten und ist nun in sein eigentliches Fahrwasser hineingekommen; er läßt sich über Theaterverhältnisse im allgemeinen aus, erwähnt aller guten und schlechten Sänger und Sängerinnen, die er gekannt und nicht gekannt, wobei er in sehr vertraulichem Ton von den Berühmtheiten spricht.

Währenddem rollt der Zug weiter und weiter, Passagiere kommen und gehen, die Conducteure mit ihrer kleinen Blendlaterne am Gürtel melden die Stationen, und so fliegen wir an Plochingen, Göppingen vorüber, und sind, ehe wir es uns versehen, in Geißlingen am Fuß der Alb. Hier ist es schon recht kalt und winterlich, die Landschaft rings umher mit weißer Schneedecke bezogen. Die Locomotive, die nun dem Zug vorgespannt wird, sieht recht eigenthümlich aus, wie ein kolossaler Feuerheerd, mit dem man ein Stückchen der Welt heizen will.

Als gewissenhafter Reisender bleibe ich auch trotz der finstern Nacht vor dem Wagen stehen, um vom Albübergang zu erblicken, was möglich ist. Dort fahren wir an Geißlingen vorbei, und lassen das Städtchen rasch hinter uns in der Tiefe. Unter den weißen schneebedeckten Dächern blicken die freundlich erleuchteten

Fenster so traulich nach uns hin, daß wir uns des Gedankens an warme Oefen und vergnügt plaudernde Menschen nicht erwehren können. Es schwebt mit seinem Kirchthurm scheinbar an uns vorüber wie eine wandelnde Theaterdekoration. Jetzt haben wir es schon weit hinter uns gelassen, und ich sehe nichts mehr als die nächtliche stille Schneelandschaft. Das Thal zu unsern Füßen ist weiß, die Berge bis zur Hälfte, soweit Wiese und Feld reichen; die Bäume dagegen wollen das weiße Kleid noch nicht auf sich dulden, haben die Zweige geschüttelt und treten dunkel hervor. Die Locomotive keucht und sendet weißen Dampf hie und da wie dichten Nebel bei uns vorüber. Dazwischen erscheinen die Funken, welche die Locomotive ausspeit, so seltsam auf dem weißen Schnee; die Bäume, die bei uns vorüberhuschen, starren wie kahle Besen in die Höhe, und die Bahnwärter stehen vor ihren Häuschen wohleingemummt, aber offenbar fröstelnd. Die weite Fläche der Alb liegt nächtlich still und todt in ihrem weißen Kleid um uns her, und nur als später der Mond aufgeht, bringt dessen kaltes weißes Licht einige Abwechslung in die Landschaft. Wir sind in Ulm, wo es recht frostig aussieht. Um uns nach der Stadt zu bringen, finden wir am Bahnhof einen patriarchalischen Wagenkasten auf einen Schlitten gestellt, und so halten wir unsern Einzug in die menschenleeren und stillen Gassen der ehemaligen Reichsstadt.

Es ist eigentlich gewagt, meinen Lesern etwas von einem Weg zu sagen, den viele wohl schon selbst gemacht und der schon so oft und schön beschrieben worden; ich meine die vor mir liegende Tour durch die Schweiz und über den Gotthard. Doch steht diese Reise den meisten in der Erinnerung unter den Freuden eines warmen Sommertages, sie denken dabei an grüne Matten

und schattige Baumgruppen, und aus diesem Grund ist es vielleicht nicht uninteressant, etwas über diese Reise bei Schnee und Kälte zu vernehmen. Das liest sich wohl nicht ohne Behagen beim duftenden Kaffee und der wohlschmeckenden Cigarre.

Es war recht kalt, als wir Ulm am andern Morgen um 6 Uhr noch in tiefer Dunkelheit verließen, und wir brauchten wohl eine Stunde, bis die Lampen des Wagens allmählich immer trüber zu brennen schienen und sich endlich vor dem anbrechenden Morgen bescheiden zurückzogen. Das Wetter war ziemlich klar, der Himmel nur mit leichten Wolken bezogen. Die Gegend hier oben ist so einförmig, daß sie namentlich jetzt, mit Schnee bedeckt, fast gar keine Abwechselung bot; aus dem weißen Grunde heben sich hie und da Häuser hervor, dunkle Einfassungen von Feldern oder Hopfenanlagen, deren Stangen stehen geblieben sind und sich in dem grauen Winterhimmel wie eine leichte Schraffirung ausnehmen. Dazu kommt noch, daß sich die Wagenfenster augenblicklich mit Eisblumen bedecken, sowie sich der Zug in Bewegung setzt, und sie alsdann der kalte Luftstrom trifft. Kamen wir dann an eine Station, so thauten die Scheiben augenblicklich wieder auf, was mir eine Zeitlang eine ganz angenehme Unterhaltung bot; man sah nämlich deutlich, wie das Eis seine Krystalle ansetzte, und es erschienen in größter Kürze die phantastischsten Zeichnungen. So bildete, als wir einmal hielten, das zurückgebliebene Eis unten am Rande der Scheibe kleine Erhöhungen wie Berge und Thäler, und kaum begann der Luftstrom von außen einzuwirken, so bedeckten sich die kahlen Eishöhen augenblicklich mit der üppigsten Vegetation; förmliche Palmen- und Bananenwälder erschienen, Bäume und Blätter von der wunderbarsten und feinsten Zeichnung; es war eine tropische

Natur in Eisblumen, zwischen denen sich fabelhafte Ungethüme bewegten, stachelige Fische, riesenhafte Schlangen. Zu guter Letzt producirte sich ein entfernt stehender Hügel noch als Vulkan, und warf seine Strahlen wie eine Feuergarbe hoch empor. Wenn diese Gebilde nur nicht gar so vergänglich gewesen wären! Kaum aber hielt der Zug, so wurden sie undeutlich, schattenhaft und zerschmolzen endlich in Nichts.

Der Schussendobel brachte eine angenehme Abwechselung in die einförmige Winterlandschaft. Die Bäume waren so prachtvoll bereift, daß sie wie mit dem feinsten weißen Laube bedeckt aussahen, und das kleine Flüßchen, wie es in den mannichfachsten Windungen über die Schneefläche hinabrauschte, belebte diese ungemein. Die Ränder waren mit Eis eingefaßt, und wo sich kleine Wasserfälle bildeten, da hatten sich größere Eismassen angesetzt, über welche das Wasser hinaussprudelte, grün gefärbt, mit weißem Schaum, und eben diese Färbung theilte sich den Eiszapfen mit und ließ sie erglänzen wie verschiedenartig leuchtende Krystalle.

Eine solche Fahrt im Winter hat gewiß ihr Schönes; nur muß man das beim Vorüberfliegen mit einiger Phantasie und richtigem Blick erfassen. So rahmte jedes der Eisenbahnfenster immer ein niedliches Stück Gegend ein, und bot eine Reihe der abwechselndsten und niedlichsten Winterlandschaften, oftmals ganz fertige Bilder. Hier war ein Stück Wald; auf den dunkeln Tannen lagen einzelne Schneeflocken, während Bäume mit übrig gebliebenem, herbstlichem, gelbem und rothem Laub angenehm dazwischen hervortraten. In der Ferne sah man weiß bedeckte Holzhaufen und irgend eine Hütte, deren bläulicher Rauch langsam zwischen kahlen Aesten dahinschwebte. Dort haben wir ein Stückchen Landschaft, traurig und öde, von Schnee eingeengt, weite

gefrorene Wasserlachen, mit gelblichen eingefrorenen Binsen. Es ist angenehm, daß sich gleich darauf unsere Bahn etwas verengt, und wir bei Sandsteinfelsen vorbeifahren, die mit wunderlichen Schneezeichnungen prangen; oben hängt der Schnee wie weißes Pelzwerk darüber hin, und wo kleines Wasser durchsickert, ist er mit einer Unmasse glitzernder Eismassen verziert — ein prachtvoller Wintermantel. Wohlthuend für das Auge sind in den weißen Flächen die rothen Bahnwärterhäuschen, und sonst gibt noch allerlei Zufälliges angenehme Abwechselung. Ein Bauer mit seinem Holzschlitten, der die Pferde anhält und neugierig dem vorbeisausenden Zuge nachblickt; auch Gruppen von Weibern und Kindern, die in farbigem Anzug uns begegnen, selbst ein Zug krächzender Raben, die mit schwerem Flügelschlag über die Spitzen der Tannen dahinziehen.

Wir lassen Ravensburg hinter uns und erreichen Friedrichshafen, wo wir in dem Wagen mit unsern Effecten bis an den Hafen geführt werden. Dieser bietet jetzt selbst im Winter ein viel belebteres Bild, als in frühern Zeiten selbst während der Sommermonate und des regsten Verkehrs. Während man damals auf ein langsames Boot warten mußte, das sich schwerfällig heranbewegte, um Gott weiß wann wieder abzugehen, lagen jetzt in dem bequemen und schönen Hafenbecken sechs Dampfer, von denen drei bereit waren, augenblicklich nach Ankunft des Zugs abzugehen.

In einer halben Stunde erreichten wir Romanshorn, wo wir noch so viel Zeit hatten, unsere Plätze nach Zürich zu nehmen und das Gepäck aufzugeben. Die schweizerischen Eisenbahnwagen sind wie die württembergischen, nach dem amerikanischen System, nur haben die hiesigen den Vorzug, daß sich in jedem der langen

Wagen eine Abtheilung mit hohen Rückenlehnen befindet, die man auf der württembergischen Bahn bei längern Fahrten unangenehm vermißt, sonst aber ist auch hier wie dort fast alles gleich; die Conducteure freundlich und zuvorkommend, die Glasfenster rasselnd, die Fahrkarten kleine Stückchen Pappdeckel, und selbst das Plakat im Innern des Wagens, welches den Reisenden ersucht, sich nicht aus dem Wagen herauszubeugen, fehlt nicht, nur ist das diesseitige nicht in so blumenreicher Sprache abgefaßt.

Um halb 3 Uhr kamen wir nach Zürich, in der festen Voraussetzung, man werde eine Fahrkarte über Baden und Aarau nach Luzern lösen können, und somit die Bahn auch die Verpflichtung übernehmen, den Reisenden Abends nach letztgenannter Stadt zu liefern. Darauf hatte ich sehr gehofft, als ich Ulm am Morgen verließ. Hier in Zürich aber bekamen wir nur Fahrkarten nach Brugg; von dort sei freilich — hieß es — eine Verbindung per Wagen nach Aarau, daß dieser aber den letzten Zug nach Luzern treffe, sei zwar wahrscheinlich, doch nicht gewiß. Ich wollte mich deßhalb auf den Eilwagen nach Luzern begeben, der, nach dem Hendschel'schen Telegraphen, auch für den Monat November um halb 3 Uhr abgehend angezeigt war. Dieser hatte jedoch seine Fahrten eingestellt, und so blieb nichts übrig, als Karten nach Brugg zu lösen.

Von dort fährt man per Wagen in zwei Stunden nach Aarau. Der Postillon jedoch, an den ich mich mit der Frage wandte, ob wir noch zeitig genug für den Zug in Luzern anlangten, bemerkte mit einer schweizerischen Urbiederkeit, die man auch Grobheit nennen könnte: das sei ihm ganz gleichgültig, und er werde sich wegen uns nicht beeilen. Ein paar Franken, die ich ihm behufs schnelleren Fahrens anbot, wies dieser uneigen-

nütze Republikaner schnöde zurück, und obendrein vernahm ich noch, daß er sich über mich und meinen Reisegefährten, die wir beide in Pelze gehüllt waren, unfreundlich erging, indem er sich mit halblauten Worten ungefähr ausdrückte: er werde wegen so ein paar deutscher Pelzkrämer seine Pferde nicht übertreiben. Dabei hatten wir noch das Glück, in einen Beiwagen zu gerathen, der, lange nachdem der Hauptwagen schon abgefahren war, erst in Gestalt eines Einspänners erschien, und dem wir anvertraut wurden. Unser Kutscher war übrigens ein gemüthlicher Geselle, der uns versicherte: wenn der Postillon des Eilwagens seine Schuldigkeit thue, so müßten wir Aarau zu rechter Zeit erreichen.

So kutschirten wir davon, zuerst in langsamem Trott, der aber, wie der Rosselenker versicherte, in eine schnellere Gangart übergehen werde, sowie sich sein steifer Gaul etwas erhitzt habe. Daß die kleine Strecke zwischen Brugg und Aarau noch immer ohne Eisenbahn ist, soll an den beliebten schweizerischen Kirchthurminteressen liegen. Zwei Nester, gleich unbedeutend, verlangen in ihrer eingebildeten Wichtigkeit die Eisenbahn für sich und halten so den Strom der Reisenden auf. Wenn man Brugg hinter sich hat, so sieht man auf einigen Stellen beide Linien ausgesteckt, ungeheure Dämme mit Stangen markirt, die herausfordernd einander zuzurufen scheinen: ich bin jedenfalls viel schöner und zweckmäßiger als du. Sei es darum, aber wir armen Reisenden hatten den Schaden davon, denn als wir diesseits in Aarau einfuhren, hörten wir von jenseits das verhängnißvolle Pfeifen der Locomotive und sahen die Lichter der Wagen, wie sie sich durch's Thal fortbewegten. Statt daß wir nun im glücklichen Fall Luzern Abends halb 9 Uhr erreicht hätten, mußten wir einen Einspänner nach Olten nehmen, um dort auf den Wagen von Basel zu

warten, der, um halb 1 Uhr Nachts eintreffend, Luzern Morgens um 6 Uhr erreicht. Das war die tröstliche Aussicht auf eine nächtliche Fahrt, die ich gern vermieden hätte.

Uebrigens hatten wir in Aarau vollkommen Zeit, ordentlich zu soupiren, was auch noth that, da wir seit Morgens 6 Uhr von einem Wagen in den andern gesprungen waren. Um halb 8 Uhr stand der Einspänner, der uns nach Olten bringen sollte, vor der Thür. Als wir einstiegen, kamen um die Ecke des Gasthofs ein paar junge Aarauer Damen in Mänteln und Hüten, den wohlhabenden Classen angehörend, und ihr Zwiegespräch entlockte mir ein Lächeln. „Du kannst mich trösten wie Du willst," sagte die eine, „ich habe doch gesehen, was ich gesehen; er läuft der Ameli auf Schritt und Tritt nach und sagt mir doch die schönsten Worte; aber ich ertrage das nicht, und es gibt noch ein rechtes Unglück." Dabei blickte sie an den klaren Nachthimmel empor, von dem die Sterne so freundlich herabfunkelten, und ich dachte mir: es ist doch eigenthümlich, daß es überall in der Welt die gleichen Leiden und Schmerzen gibt.

Bei kaltem und klarem Wetter, aber in tiefer Dunkelheit, fuhren wir gen Olten; der Weg war gut, von der Gegend konnten wir natürlicherweise nichts bemerken, und sahen nur beim Schein der Laternen, daß wir zuweilen an hübschen Häusern vorbeifuhren. Rechts sahen wir die Eisenbahn, deren Schienen gleich zwei schwarzen Streifen auf dem weißen Schnee dahinliefen. Schon einigemal hatte ich während des Fahrens einen eigenthümlich klagenden Ton bemerkt, der bald stärker wurde, bald ganz aufhörte; zuweilen waren es sogar mehrere Töne, und dann klang es wie eine riesenhafte Aeolsharfe. Diese Vergleichung brachte mich endlich auf die Idee, woher diese Klänge

rühren könnten; es war der Nachtwind, der bald stärker, bald schwächer über den Telegraphendraht hinfuhr, welcher uns dicht am Wege begleitete.

Olten erreichten wir zu guter Zeit, und nachdem wir ein paar langweilige Stunden gewartet, erschien der Eilwagen pünktlich. Wir erhielten ein paar Plätze im Coupé und fuhren fröstelnd in die Nacht hinaus. Es war anfänglich so kalt, daß die Fenster der Wagen dick gefroren waren und man sich fest einhüllen mußte.

Uebrigens war mir in Betracht unserer morgigen Reise über den St. Gotthard diese Kälte und der klare Himmel sehr erwünscht, denn auf mein Befragen hatte mir der Conducteur gesagt, daß der Berg bei solchem Wetter offen und gut zu passiren sei. Im allgemeinen sagt man diesem Paß für die Winterzeit nicht viel gutes nach, und es ereignen sich fast in jedem Jahr kleinere und größere Unfälle durch die herabrutschenden Schneemassen. Gegen Morgen bemerkte ich aber, daß sich das Wetter ändere; die Fensterscheiben begannen aufzuthauen, der Himmel hatte sich bezogen, und ein feiner Regen oder Nebel fiel herab, was nächst der Aussicht auf trübes Wetter für jetzt noch die große Unannehmlichkeit hatte, daß sich der Weg mit Glatteis bezog, und der schwere Wagen bergab höchst unangenehm hin und her rutschte. Doch erreichten wir gegen 6 Uhr glücklich Luzern und fuhren in diese alterthümliche Stadt unter dem Klang einzelner Glocken, welche zur Frühmesse läuteten, hinein. Eiferige Kirchgänger huschten an uns vorüber, während wir selbst ziemlich erfroren auf der dunkeln Straße vor dem Posthofe standen.

Ein Omnibus brachte uns an den See, wo der Dampfer bereit lag uns nach Flüelen zu führen. Auf dem kleinen Boote

war es recht frostig und unerquicklich, und der Capitän, der hastig auf und ab schritt, und an den ich mich wegen Unterbringung des Gepäcks wandte, war fast ebenso unfreundlicher Gemüthsart, wie der Postillon in Brugg. In der Cajüte brannte allerdings ein kleines Feuer, doch nur wie zum Staat oder der Vorschrift gemäß, denn es war da unten unheimlich kalt. Dabei servirte uns eine schmierige, verschlafene Weibsperson einen scheußlichen Kaffee mit schlechter Milch, gefrorner Butter und altem trocknem Brod, wofür sie sich von jeder Person einen Franken bezahlen ließ. Die Schweizer Gastwirthe und dergleichen haben bei Umänderung ihres Münzfußes offenbar gewonnen; was früher ungefähr 20 oder 24 Kreuzer kostete, wird jetzt zu einem Franken berechnet.

Gegen halb 7 Uhr setzten wir uns in Bewegung, und über den dunkeln See her blies ein so scharfer Wind, daß man sich trotz des Pelzes auf dem Verdeck unbehaglich fühlte. Da ich aber als gewissenhafter Reisender sehen wollte, wie es hier zwischen den Felswänden allmählich Tag würde, so hielt ich standhaft aus, dabei auf ein kleines Alpenglühen hoffend, das uns einen guten Tag versprechen sollte. Aber wenn auch nach und nach der Tag kam, so wollten sich doch die Berge mit keinem rosigen Lichte krönen, vielmehr bedeckten sie mißmuthig ihre Häupter mit grauen Schleiern, die bis tief herab auf den See gingen und über uns eine trübe Decke bildeten. Das waren schlechte Aussichten für den Berg. Der Steuermann meinte auf meine Frage, das könne noch alles werden, was es wolle, und dadurch war ich nicht klüger als zuvor. Ueberhaupt habe ich mir schon oft vorgenommen, mir auf Reisen das beliebte Fragen nach Weg und Wetter abzugewöhnen.

Glücklicherweise war der See heute Morgen vollkommen still und ruhig, aber von dunkler trüber Farbe; die fast schwarzen Felsen des Ufers schienen nahezu senkrecht aus ihm emporzusteigen. Einige Abwechselung bot doch der angeflogene Schnee, der sich in den Furchen und Steinritzen festgesetzt hatte und bald lange weiße Streifen, bald krause Zeichnungen bildete. Links bog der See nach Küßnacht, war aber dorthin mit dichtem Nebel bedeckt. Ich sandte einen freundlichen Gruß hinüber und gedachte eines schönen, sonnigen, warmen Tags, wo ich in lieber Gesellschaft „durch die hohle Gasse" gekommen und Blumen und Epheu an den Rändern des Wegs gepflückt, die jetzt aber gewiß ebenfalls unter tiefem Schnee bis zum nächsten Frühjahr schlummern. Ach, wenn in diesem armen Leben die Erinnerung nicht wäre! — —

Die nördliche Abdachung der Berge vor uns war ganz in Schnee gehüllt, und bot, im umgekehrten Verhältniß gegen die, zwischen welchen wir fuhren, nur einzelne schwache Streifen und Zeichnungen. Jetzt begann es im Osten heller und heller zu werden, und das Licht der Sonne, welches die grauen Wolken etwas aufhellte, ließ die Schneewand vor uns ordentlich aufleuchten. Auf diesem weißen Grunde zeichneten sich die Tannen und Felszacken des rechten tiefdunkeln Bergabhanges so scharf ab, daß man jeden Zacken, jeden Ast aufs deutlichste bemerkte. Als wir uns östlich gegen Brunnen wandten, wies der Steuermann auf die Wolken über uns, die, von einem scharfen Morgenwinde gejagt, in Bewegung kamen. „Hoffnung auf schönes Wetter," sagte er. Und nach diesen Worten folgte ich dem Zug der Wolken mit mehr Aufmerksamkeit.

Der Decorationswechsel scheint hier in diesen Bergen mit größerer Schnelligkeit von statten zu gehen als bei uns. Das

Gewölk zerriß, und hie und da zeigte sich der blaue Himmel; auch Sonnenstrahlen spielten durch und färbten nun die malerisch geformten Ufer des See's auf wahrhaft prachtvolle Art. Die südlichen, mit Gebüsch bewachsenen Abdachungen nahmen einen warmen röthlichen Schimmer an, während gegenüber die nackten Felsmassen und Schneefelder weiß und kalt wie im Mondlicht glänzten; senkrechte Wände, welche schroff in's Wasser abfielen, zeigten sich in eigenthümlicher Gestalt. Ich weiß nicht, ob andere Vorüberfahrende eine Stelle bemerkt haben, wo sich ein förmliches natürliches Basrelief an der Steinwand befindet, eine sitzende Figur im Mantel mit Scepter und Reichsapfel in der Hand, die einen vor ihr Knieenden mit irgend etwas zu belehnen scheint.

Allmählig zerriß das Gewölk vollständig, und es war außerordentlich schön, wie die Spitzen der höheren Berge nach und nach ihre Nebelkappen abstreiften und mit sonnbeglänzten Häuptern auf uns herabblickten. So der große Axen, dessen Gipfel schneeweiß erglänzte. Die kleine Capelle auf der Tellsplatte lag einsam und verlassen da, auf dem Dach fußhoher Schnee. — Wir ließen Brunnen hinter uns und fuhren gen Flüelen; der herabsinkende Nebel bildete leuchtende Kränze und Guirlanden um die hoch emporragenden Berghäupter, die mit ihren weißen Schneefeldern bis an das tiefgrüne Wasser des See's reichten und zierlich erhellt waren von einzelnen Sonnenblicken, welche, zwischen Wolken hervorbrechend, silberglänzende Punkte und Streifen bildeten. Das Wetter war uns freundlich, und wir durften, wie uns der Conducteur versicherte, auf einen guten Bergübergang hoffen.

In Flüelen standen die Wagen bereit, und da es nur

wenig Passagiere waren, so wies uns der Conducteur das Coupé an. Vorgespannt waren fünf kräftige lustige Pferde, ein bildhübscher junger Kerl in blauer Blouse und hohen Filzstiefeln, den Hut keck auf das Ohr gesetzt, bestieg hoch oben seinen luftigen Sitz, und nachdem wir, inclusive Postillon, unsere Cigarren angezündet, fuhren wir in scharfem Trabe den Bergen entgegen.

Um angenehm und auf dem Gotthard gefahrlos zu reisen, muß man vom Wetter begünstigt sein, und das waren wir heute Morgen im höchsten Grade. Verschwunden waren Wolken und Nebel, der klare blaue Himmel spannte sich über uns, und wenn wir auch noch im Schatten der Bergwand zur Linken fuhren, so drangen doch hinter derselben die lichten freundlichen Strahlen der für uns noch unsichtbaren Sonne hervor, das Thal der Reuß mit goldenem Glanz erfüllend. Diese hereinbrechenden Strahlen hatten hier etwas wunderbar schönes, ja feierliches. Unten rauschte das Wasser des Flusses mit grünen spiegelnden Wellen und weißem glänzendem Schaume, rosig beschienen war die gegenüber liegende Schneewand, und hoch oben, wo graue Felsen starr abfielen, schwebten ein paar einzelne Wölkchen und schienen langsam, vom hohen Himmel Frieden bringend, auf die armen Menschenkinder da unten herabzusinken. Es war wie eine Weihnachtsdecoration, wenn man sich auf den niederschwebenden Wolken kleine Engel dachte, die mit Palmzweigen auf eine unscheinbare Hütte mit ärmlicher Krippe tief im Thal zeigten.

Obgleich wir gegen die Berge fuhren, ging doch die Straße mehr ab- als aufwärts. Neben uns auf dem Schnee glitzerten Tausende und Tausende von silbernen Funken, und wo wir an Häusern vorbeifuhren, da warfen sie im hellen Sonnenglanze

blaue Schatten auf die weiße Fläche. Die Bergwände zu unserer Linken waren mit Nadelholz bewachsen, zwischen dem sich einige Sennhütten und lange Holzschleifen zeigten. Bald aber erschienen statt der Sennhütten stattliche Bauernhäuser mit leuchtenden Fensterscheiben, und diesen folgten hübsche Villen mit zierlichen Gärten umgeben, auch eine Capelle mit Thürmchen, dessen Dach sonderbarerweise die Form einer Glocke hatte. Auch an beiden Seiten der Straße erschienen jetzt Häuser; wir hatten ein Städtchen erreicht und rollten auf dem Pflaster durch enge winkelige Gassen mit alten Häusern, an einem Brunnen mit laufendem Wasser vorüber, auf dem die Figur eines geharnischten Mannes stand, der eine kleine Standarte trug — freier Platz in Altdorf. Vor uns sehen wir einen alterthümlichen Thurm, an dessen Wänden wir in ziemlich kunstlosen Fresken die Hauptepisoden aus Tells Geschichte erblicken; daneben ist der Brunnen des Helden mit seiner Bildsäule, und hier, sagt die Tradition, stand der Knabe mit dem Apfel auf dem Kopf. Wer sich wie wir alle von Kindheit an mit dieser schönen wenngleich fabelhaften Geschichte beschäftigt, der wird immer diese Orte mit großem Interesse betrachten. Um uns alles hier genau zu vergegenwärtigen, braucht es keine große Phantasie, sondern nur ein Betrachten der Fresken auf dem erwähnten Thurme.

Am-Steeg erreichten wir gegen 11 Uhr und vertauschten dort den Eilwagen mit einem sechssitzigen bedeckten Schlitten. Während aber die Postgüter und Effecten umgeladen wurden, eilten wir voraus, den Gotthard hinan, dessen Straße hier mit einer hoch gewölbten Brücke über die Reuß beginnt. Auf einem bequemen Wege stiegen wir aufwärts, und obgleich derselbe eine gute Schlittenbahn bot, war doch der Schnee an den Abhängen

mäßig. Eigenthümlich sahen die zahlreichen Sennhütten aus, die überall an den Abhängen lagen, dunkel hervortretend auf der weißen Schneefläche, und mit den Einfassungen ihrer Wiesen das Ansehen von kleinem zierlichen Kinderspielzeug hatten. Die tiefer liegenden dieser Häuschen schienen auch bewohnt, denn hie und da sah man leichten Dampf in die Luft hinaufkräuseln.

In der That, wir hatten einen wunderschönen Morgen und konnten bis hieher von Reiseglück sprechen. Ein Luzerner Kaufmann, der mit uns reiste, versicherte uns, es sei selten, den Berg um diese Zeit so völlig klar und wolkenlos zu sehen, und wenn man obendrein von den heftigen Winden verschont bleibe, die sich häufig gegen Mittag auf den Höhen erhöben, so sei der Uebergang eine wahre Spielerei. Bis jetzt ließ sich aber alles ganz vortrefflich an, und als wir so dahin schritten in dem hellen wunderschönen Morgen, über den allerdings knirschenden Schnee, da war es Einem so wohl zu Muth, daß man mit voller Lust die prächtigen Bergformen und ihre mannichfaltigen Färbungen betrachten konnte. Die Schlucht, durch welche wir aufwärts gingen, und auf deren Sohle tief unten die Reuß brauste, lag freilich noch in tiefem Schatten, aber die hohen Berghäupter vor und hinter uns erschienen schon beglänzt vom goldigen Licht der Morgensonne, und eben dieser Sonne stiegen wir ja entgegen, die kalte Nacht und das dunkle Thal hinter uns lassend. Häufig begegneten uns Leute aus der Umgegend, welche kolossale Tannenstämme auf einem kleinen Schlitten bergab brachten; ein einziger Mann, wohl auch ein Bube oder Mädchen, regierte mit Leichtigkeit einen solch riesenhaften Sohn der Berge, und wo der Weg etwas gerade ging, da setzte sich der Führer oben auf und glitt mit hinab. Zuweilen sahen wir von der

Bergwand, neben der wir gingen, muntere Wasser herabstürzen, unter der Straße der Reuß zueilen oder auch durch Aufstauung dienstbar gemacht, um irgend eine Mühle zu treiben.

So bemerkten wir eine solche neben uns in einer Felsspalte, die wahrhaft malerisch, ja feenhaft aussah; ihr Dach war dicht mit Schnee bedeckt, ebenso die gewaltigen Zweige der herabhängenden Tannen, welche sie schützend umstanden und wie schirmend überdeckten. Wirklich phantastisch aber war der hölzerne Aquäduct, der das Wasser von der Felswand aufs Rad leitete; er war vor Alter ein wenig schadhaft, und wo das Wasser durchsickerte, hatten sich so viele Eiszapfen gebildet, daß diese das ganze Holzwerk umzogen, und es aussah, als bestehe der ganze Aquäduct aus einer einzigen glänzenden und schillernden Eismasse.

Hinter uns im Thal hörten wir jetzt das melodische Glockengeläute unserer fünf Pferde, welche mit dem Schlitten folgten. So rasch wir auch gingen, so holten sie uns doch auf der guten Bahn bald ein, und wir mußten unserer Sechs in den Wagenkasten kriechen, wir zwei Deutsche, der Luzerner, zwei Tessiner und ein Canarienvogel, den die letztern von Paris mitgebracht. Wenn auch der Weg, auf dem wir nun, häufig im Trab, dahinfuhren, durchweg gut, ja vortrefflich ist, so wurde begreiflicherweise die Gegend immer rauher und wilder, je höher wir stiegen. Meistens an der rechten Bergwand hin folgten wir dem Lauf der Reuß, die bald tief unter uns durch eine enge Schlucht brausend, den Schnee von den Steinen spülend mit sich fortriß, bald eine weite Bergmulde herabkam, wo das grüne jetzt vom Sonnenlicht beschienene Wasser eigenthümlich aussah, wenn es große mit Schnee bedeckte Felsstücke umfluthete.

Zuweilen stürzte es sich auch über diese Blöcke hinab, oft-

mals vor denselben eine größere Wassermasse bildend, die, vom weißen Schnee begrenzt, vom tiefsten Blau bis in helles Seegrün überging. Als wir den Gotthard hinanfuhren, und ich die Reuß neben uns herschäumen sah, wollte mir lange, lange nicht der erste Vers von einem Liede Freiligrath's, das wir oft gesungen, aus dem Gedächtniß kommen, und ich hörte seinen Rhythmus im Rauschen des Wassers sowie im Schellengeklingel unserer Pferde.

Vom Gotthard springt ein Felsenbach
Und ruft durchs Land Juchhe;
Der Gotthard sieht ihm traurig nach
Bis an den Bodensee.
Er spricht: Du hast gut lustig sein
Mit deinen grünen Wellen;
Ich haft' am Fleck, doch du, o Rhein,
Du tummelst dich nach Cöllen!

Die Ueberbleibsel der ehemaligen Saumthierstraße traten uns hier häufig vor die Augen und zeigen sich oft in außerordentlich kühn gewölbten Brücken, welche die Schluchten mit einem einzigen Bogen überspannen. Es muß das recht malerisch gewesen sein, so ein Zug von dreißig, vierzig Maulthieren mit rothem Kopfputz, messingbeschlagenem Geschirr, und alle mit ihren Glocken läutend. Im Vergleich zur Splügenstraße ist die Tour von Flüelen bis vielleicht eine Stunde vor Andermatt schöner und malerischer als die von Chur nach Thusis; der Via-Mala übrigens gebe ich in ihrer Wildheit mit den fast senkrechten Felsenwänden, mit dem tief unten brausenden Rhein und der romantischen Brücke über das verlorene Loch vor dem vielgerühmten Paß der Teufelsbrücke und des Urner Lochs den Vorzug. Die Teufelsbrücke überspannt allerdings prachtvoll die Schlucht der

Reuß, und wenn im Frühjahr und Sommer die Wasser angeschwollen sind, müssen sie, durch den einzigen weiten Bogen hervorstürzend, einen wunderherrlichen Anblick bilden; im übrigen aber ist die Schlucht weiter und weicher als die des Splügen, und der Weg schlingt sich hier, ich möchte sagen, ruhiger und behaglicher an der Bergwand hinauf.

Nach einer Fahrt von einer guten halben Stunde erreichten wir Andermatt, wo wir abermals, und jetzt in ganz kleine Schlitten, umgepackt werden sollten, um die höchste Spitze des Gotthard zu passiren. Von einem Diner, das wir nebenbei hier einnahmen, will ich schweigen, denn es betrübt mich heute noch in der Erinnerung, daß ein Mensch von gutem Geschmack durch pöbelhaften Hunger gezwungen werden kann, Sachen zu verschlingen, deren Herkunft und Alter einem unergründlich bleibt.

Die Schlitten, in welche wir von hier der wirklich strengen Kälte wegen nun vermittelst Decken förmlich eingepackt wurden, sind offen, für zwei Personen eingerichtet, die einander gegenübersitzen und keine langen Beine haben dürfen, und dabei so eng, daß als ich einmal fest darin saß, ich ohne die größte Anstrengung mich nicht von meinem Sitz erheben konnte. Jeder Schlitten hat ein gutes Pferd und zum Postillon einen lustigen Gesellen, der sich nach einiger Anspielung auf ein Trinkgeld vorn hinter die Gabel seines Rosses schwingt, und mit uns, da es anfänglich etwas abwärts geht, im vollen Galopp dahinsaust. Der Berg bildet hier ein weites Thal, ringsumher tiefer Schnee, in welchem eine halbe Stunde von Andermatt das „Hospital" liegt — vielleicht zwanzig Häuser um eine Kirche und eine alte viereckige Thurmruine gruppirt. Die letztere wurde früher als Galgen benützt, wie uns der Postillon versicherte. Hinter dem

Hospital ging es gleich im Zickzack den Berg hinauf, und bei jeder Biegung erschauten wir das Thal, welches wir eben verlassen, und das sich immer großartiger und wahrhaft trostlos einsam vor unsern Blicken ausbreitete. Vor uns war aber ebenfalls die Oede, der wir entgegenfuhren, gewaltig, fast unheimlich, und als nun von drunten in dem Hospital das Geläute der Kirchenglocken mit seinen sanften klagenden Tönen fast traurig zu uns heraufdrang, als die Spitzen der schneebedeckten Berge ringsumher noch einmal unter dem Strahl der für unsere Blicke längst versunkenen Sonne flammend aufleuchteten, als ein schneidender Abendwind von der Höhe des Gotthards herab uns begrüßte, da war es, als lasse man alle Hoffnung hinter sich und fahre einer letzten und ewigen Nacht entgegen.

Unsere Rosselenker schienen sich dagegen durchaus keinen melancholischen Träumereien hinzugeben. Rosselenker ist eigentlich der unrichtige Ausdruck, denn als es diesen edeln Gebirgssöhnen anfing etwas kalt zu werden, sprang jeder von seinem Schlitten herab, hieb dem Pferd eins über und ließ es seinen Weg allein suchen, worauf dann unsere Postillone in Gesellschaft lustig jodelnd hinterdrein liefen. Häufig sprachen sie dabei einer kolossalen Schnapsflasche zu und kehrten zum Ueberfluß in jedem der Stationshäuser ein, bei denen wir vorüberfuhren. —

Es war völlig dunkel, als wir die Höhe des Berges erreichten. Hier wehte der Wind heftig und schneidend, und der Reif am Pelzkragen sowie die Eiszapfen am Bart wurden von Minute zu Minute stärker. Endlich sahen wir in dunklen Umrissen die Poststation des St. Gotthard vor uns liegen; aus den Pferdeställen drang ein Licht hervor, und sechs bis acht Postillone sprangen umher, ihre Pferde herauszuziehen. Alle sprachen oder sangen

italienisch, rauchten wie junge Locomotiven und machten überhaupt mehr Lärm als nothwendig gewesen wäre. In kurzer Zeit war umgespannt, und ich hatte die Unvorsichtigkeit, meinem Postillon ein Trinkgeld zu versprechen, wenn er gut fahre — sicher und vorsichtig, wollte ich sagen — doch nahm der Italiener meine Worte anders, und meinte lachend: ich solle zufrieden sein. Wo vor uns der Weg hinablief, konnte man unmöglich unterscheiden, denn die Nacht war mächtig hereingebrochen, und der Schnee bedeckte Wege und Abgründe.

So fuhren wir denn davon, und toller bin ich vielleicht in meinem ganzen Leben nicht gefahren worden als hier in der dunklen Nacht auf dem kleinen Schlitten; was ich von der Gegend sehen konnte, war, daß es an einer steil ablaufenden Bergwand von einigen tausend Fuß in den schärfsten Zickzackwegen hinabging; die Pferde liefen, was sie vermochten, und bei jeder Biegung des Wegs fuhr der Schlitten herum bis dicht an den Abgrund, wo uns ein schüchterner Blick belehrte, daß wir es mit wahrhaft erschrecklichen Tiefen zu thun hatten. Dabei jodelten die Postillone, lachten, schrieen und rauchten; zwischen diesem Lärm tönten die Schellen, welche die Pferde am Halse trugen, nach jedem Peitschenknall in schnellerem Tempo. Ich gestehe es, daß ich mich in der ersten Viertelstunde ziemlich unbehaglich fühlte, dann kam die Resignation, und zuletzt machte mir das tolle Jagen selber Vergnügen; ja die Zeit war mir außerordentlich schnell vergangen, als wir nach anderthalb Stunden Airolo erreichten. Hier hatten wir den schlimmsten Theil des Berges hinter uns, vertauschten die Schlitten mit dem Eilwagen, und was wir jetzt bis Bellinzona noch im Fahren zu leisten hatten, war, nach der wilden Jagd, die wir eben mitgemacht, nicht der Rede werth.

Auffallend und angenehm fanden wir hier, im Vergleich zu unserer gestrigen nächtlichen Fahrt von Olten nach Luzern, Wetter und Luft verändert; man konnte hier mit Annehmlichkeit ein Fenster offen haben, auch den Pelz zurückschlagen, und empfand von Station zu Station, daß man sich einem wärmeren Clima nähere. Dabei wurde des Schnees immer weniger und weniger, und gleich hinter Airolo hörten die compacten Massen desselben auf; bald zeigte er sich nur noch in einzelnen Streifen und Flecken an den Bergwänden, und als wir gegen 1 Uhr Nachts Bellinzona erreichten, sahen wir mit großem Vergnügen, beim zitternden Schein der Wagenlaterne, leicht den Staub aufwirbeln unter den Hufen der Pferde und den Rädern des Wagens.

In Bellinzona verbrachte ich die Nacht sanft in den Armen eines Engels, so hieß nämlich unser Gasthof, der aber ein sehr schmutziger Engel war; doch kann man das auf Reisen in Italien nicht so genau nehmen, und alle trüben Erinnerungen an schmierige Servietten, Gläser und Bestecke, sowie an naßkalte Zimmer verschwanden in der Frühe beim Anblick des wahrhaft prachtvollen Morgens. Ja, das herrliche Clima Italiens ist keine Phantasie, und meine verehrten Leser, die zu dieser Zeit wahrscheinlich von ihren Fenstern aus die Straßen mit Schnee und Eis bedeckt sahen, werden mich ein klein wenig beneiden, wenn ich ihnen berichte, daß wir Morgens um 8 Uhr von Bellinzona wegfuhren unter einem wahrhaft verschwenderischen warmen Sonnenschein, mit offenen Wagenfenstern auf leicht staubender Straße, um uns Bäume mit noch ziemlich erhaltenem Laub, die immergrünen Gesträuche gar nicht gerechnet.

Auf der herrlichen Straße in der Ebene rollend, hatten wir links und rechts die Ausläufer der Alpen, die erstern von oben

herab bis zur Hälfte mit leichten Schneeflocken bedeckt im Schatten liegend, mit kalter bläulicher Färbung; auf der andern Seite aber streute das Sonnenlicht förmliche Goldkörner auf die malerisch gezackten Bergwände und ließ sie aufleuchten in warmem röthlich violettem und hellgelbem Licht. Da war Haus an Haus, Ortschaft an Ortschaft, und weiter vor uns sah man schneeweiße Villen mit einzelnen schwarzgrünen Cypressen überall zerstreut hoch an die Berge hinauf gebaut, deren Fenster aufglänzten vor Vergnügen und Entzücken, denn sie blickten hinab auf den Lago maggiore, der sich in weicher Rundung dort in die Berge hineinschmiegte. Unser Weg führte uns aber nicht an seinem herrlichen Ufer dahin, sondern wir mußten links den Monte Cenere übersteigen, um nach dem Lago Lugano zu gelangen. Dieser Uebergang ist ziemlich hoch, doch ist die Straße im Zickzack sehr schön hinaufgeführt. Wir verließen hier den Wagen, dann auch die Straße selbst, und stiegen, diese durchschneidend, im Gefolge einer Ziegenheerde auf kleinen Fußwegen in die Höhe. Ueber uns streckten Wallnußbäume und zahme Castanien ihre mächtigen Zweige aus, und letztere waren so freundlich, uns gratis mit einem Frühstück zu beschenken, denn am Boden lagen noch überall zerstreut diese süßen angenehmen Früchte, die wir enthülsten und, behaglich aufwärts steigend, verzehrten.

Auf der Höhe leuchtete uns die Sonne in voller Pracht entgegen; ihre Strahlen spielten über das Gebirge herüber und erfüllten unsern Weg, der bis jetzt im Schatten gelegen, mit goldenem Licht, wobei Bäume und Sträucher mit ihrem herbstlichen Laub in warmen rothen, gelben und braunen Farben spielten. Am Abhange rechts lag zwischen Wallnußbäumen ein roth angestrichenes, lebhaft leuchtendes Landhaus mit Terrassen und

Arkaden, hinter demselben erschien eine größere Fläche des herrlichen Lago maggiore, mit Hunderten von weißglänzenden Häusern, und den Ortschaften Locarno, Arona und Magadino.

Wir rollten nun im schnellen Trab der Pferde abwärts. Hier wird die Gegend immer malerischer und schöner; dabei war das Wetter so angenehm, wie an einem schönen warmen Septembertag in der Heimath. An der Straße wechselten Wallnußbäume und zahme Castanien mit Rebenpflanzungen ab, deren knorrige Stämme sich bald neben Maulbeerbäumen emporschlangen und oben von Ast zu Ast Guirlanden bildeten, oder an Häusern über kunstlose und doch so malerische Veranden gezogen waren. Woher es kommt, daß sich hier jede Ortschaft, jedes einzelne Haus so allerliebst darstellt, und der Gegend einen so eigenthümlichen Charakter verleiht — ich weiß es nicht; es sind lauter Zufälligkeiten, die zusammentreffen, um ein dem Auge so wohlthuendes Ganze hervorzubringen. Dort das ärmliche Bauernhaus mit flachem Dach, daneben unter einem riesenhaften Baum das kleine Heiligenhäuschen mit dem Muttergottesbild; vor uns auf der Höhe ein weißes Kirchlein, schmucklos und doch so reizend mit seinem stumpfen Thurm und den hohen Fensteröffnungen, durch welche man die Glocken hin- und herschwingen sieht. Die Straße selbst ist belebt mit zahlreichen Ochsenwagen, kleinen Eselkarren, Reitern und Gruppen von Weibern, die Laub gesammelt haben, und es in ungeheuren Päcken auf dem Rücken nach Haus tragen. Alle diese Weiber und Mädchen scheint unser Postillon zu kennen, der in allem ein überlustiger Gesell ist und halbe Stunden lang neben seinem Wagen herläuft, wobei es ihm auch gar nicht darauf ankommt, den Wagen seinen vier Pferden zu überlassen, die genau den Weg kennen, klingelnd allein hinabtraben,

vortrefflich ohne Leitung um eine scharfe Ecke biegen, und die er dann auf der nächsten Anhöhe gemüthlich wieder einholt.

Den Weg von Bellinzona nach Lugano machte ich heute zum erstenmal und muß gestehen, daß er eine der schönsten und malerischsten Straßen Ober-Italiens ist; namentlich ist der Blick von der Höhe herab auf Lugano und den mit hohen Bergen eingeschlossenen See von einer überraschenden Schönheit; auch die Straße, obgleich ziemlich steil im Zickzack hinabgehend, ist prächtig gebaut; und das Städtchen selbst erscheint mit breiten Straßen, reinlichen Häusern und stattlichen Gasthöfen am See wahrhaft einladend zu längerem Aufenthalt. Freilich trägt auch der helle Sonnenschein das seinige hiezu bei, und es besticht schon, wenn man Ende Novembers bei offenen Wagenfenstern im leichten Anzug fahren kann, an den Ufern des wunderschönen See's dahin, die sich bis auf ihre kleinsten Details in dem klaren Wasser abspiegeln, bei Gärten vorbei mit noch ganz grün belaubten Bäumen, Rosen und andern blühenden Blumen, vorüber an Lorbeergebüschen, zwischen denen zierliche weiße Landhäuser hervorblicken, die überragt sind von schlanken dunklen Cypressen, und über alles das ein tiefblauer italienischer Himmel.

Noch ein paar Stationen, und wir sahen gegen 4 Uhr Nachmittags den dritten der schönen Seen Ober-Italiens — den Lago di Como, und erreichten eine halbe Stunde darauf die freundliche Stadt. Von hier aus führt der Weg aufwärts durch eine dichte Allee nach Camerlata, von wo uns der Bahnzug nach Mailand führen wird. Wir verließen die bequeme Diligence, und ich suchte ein Kaffeehaus in der Nähe des Bahnhofs auf, wo ich vor ein paar Jahren um dieselbe Zeit mit meinen Lieben saß, die sich jetzt zu Haus in der deutschen Heimath befinden.

Venedig.

I.

Venetianische Feste.

1.

Die Ankunft des Kaisers und der Kaiserin.

Wenn irgend eine Stadt der Welt durch ihre Oertlichkeit dazu gemacht ist, die reichsten Feste zu geben, so ist es Venedig, denn der prachtvolle Platz St. Marco mit seinem seltsamen, morgenländischen Dom, der phantastische Dogenpalast und die Piazetta mit ihren beiden malerischen Säulen, so wie die weiten Lagunen bilden ein natürliches Theater, wo es nur der geringsten Ausschmückung bedarf, um die Scene so großartig, so eigenthümlich wie möglich zu machen.

Die eben genannten Theile der alten Lagunenstadt, ihr Herz und ihre Seele, waren am Morgen des 25. Novembers in einer wahrhaft fieberhaften Bewegung; aus all den vielen kleinen Seitencanälen schossen die schwarzen Gondeln an das Ufer der Riva degli Schiavoni oder in den Canal Grande, um an der Piazetta zu landen; aus all den Seitengassen, die auf den Marcusplatz münden, strömte eine vielfarbige Menge hervor, die Arkaden

anfüllend mit einem gewaltigen Strom, ebenfalls nach dem Ufer der Slavonier zudrängend. Venedig hatte aber auch vollen Grund in Aufregung zu sein, der Kaiser führte seine Gemahlin hieher und zeigte ihrem erstaunten Blick zum erstenmal diese Stadt, eine der wunderbarsten und wundervollsten der Erde. Die Hauptsache aber dabei war, daß die Anordner der Festlichkeiten von einer treuen Verbündeten nicht im Stich gelassen wurden, das war eine helle klare Sonne, die am wolkenlosen Himmel emporstieg und in einer Stunde mehr putzte und vergoldete als Millionen Hände zu thun im Stande gewesen wären. Glänzte doch selbst der alte Dogenpalast behaglich im röthlichen Schimmer, und auch die finstern grauen Procurazien — wenn auch die Sonne nicht im Stande war, ihnen ein freundliches Lächeln abzugewinnen, sahen sie doch nicht gerade unzufrieden auf das Leben des Marcusplatzes. Der alte Dom hatte dagegen schon sein übermögliches gethan, sich zu schmücken, auf die Fresken in den Rundbogen seiner Façade warf die Sonne einzelne Streiflichter und frischte sie wunderbar auf, die Spitzen der Kuppeln und der so seltsam geformten Thürmchen warfen glänzende Strahlen von sich, und selbst das übriggebliebene Gold auf dem Rücken der vier alten berühmten Bronzepferde zeigte sich in so schönem Licht wie nur immer möglich; eigenthümlich, aber recht hübsch machten sich an dem altersgrauen Dom die verschiedenen Flaggen, meistens in leuchtenden lebhaften Farben.

Der Marcusplatz selbst wurde, so viel es möglich war, von den auf allen Seiten drängenden Zuschauern freigehalten, was aber erst dann gelingen wollte, als sich ein doppeltes Soldatenspalier vom Haupteingang der Marcuskirche nach dem gegenüberliegenden Theil des Kaiserlichen Schlosses, der die alten mit den

neuen Procurazien verbindet, gebildet hatte. Diese Soldatenspaliere mit den weißen Uniformen, mit fliegenden Fahnen und großen Musikchören bildeten eine eigenthümliche Decoration. Die beiden weißen scheinbar mit Gold durchwirkten Linien rahmten einen kolossalen rothen Teppich ein, der sich über die ganze Länge des Platzes bis zum Eingang in die kaiserliche Burg hinzog. Der Kaiser und die Kaiserin sollten gleich nach ihrer Ankunft einem feierlichen Tedeum in der Kirche von San Marco anwohnen und dann erst mit großem Gefolge nach dem Palaste ziehen. Von dem Haupteingang der Kirche zog sich ein gleiches Soldatenspalier und ein ähnlicher Scharlachteppich bei dem Dogenpalast vorbei, über die Piazetta, bis an den Rand der Lagunen, wo sich sein einfaches Roth in vielfarbige persische Decken verwandelte, deren lange Fransen kokett auf dem Wasser schwammen. Die Hauptzierde des Marcusplatzes aber waren die riesenhaften Flaggen an den drei Mastbäumen der ehemaligen drei Königreiche Cypern, Candia und Morea; begreiflicherweise waren es aber nicht die Farben dieser drei Reiche, welche im Wind rauschten und flatterten, sondern die auf beiden Seiten zeigten in großen Feldern von Weiß und Roth das österreichische Wappen, und in der Mitte wehte die riesenhafte kaiserliche Standarte mit der Einfassung von Schwarz und Gelb.

So war der weite Marcusplatz, dabei umzogen von einer wimmelnden, tausendfarbigen, vielbewegten Volksmasse, und bot mit all den lebhaften, prächtigen Farben, mit den dunklen Schatten und dem daneben glänzenden hellgrellen Sonnenlicht, mit seinen Wimpeln und Fahnen — alle Fensterbrüstungen mit Teppichen in Roth, Grün, Gelb, Blau, Weiß und Gold geschmückt,

darüber elegant gekleidete Damen mit glänzenden Fächern — einen wunderherrlichen Anblick. Mit Mühe drängen wir uns durch, und ein unaufhaltsam sich fortbewegender Menschenstrom führt uns nach der Piazetta, wo wir, zu den Arkaden des Dogenpalastes hinaufblickend, mit Erstaunen sehen, daß sich die grandiosen Bogengänge, die sonst so still und einsam liegen, ebenfalls belebt haben; die Damenwelt hat sich hier zur Begrüßung der Kaiserin versammelt, und es thut dem Auge ordentlich wohl, zwischen den alten grauen Säulen all die frischen Farben, leuchtende Shawls und Mäntel, schillernde Blumen und Bänder, strahlende Augen und goldglitzernde Fächer zu sehen. Graf Bissingen, der umsichtige und allbeliebte Civilgouverneur, hat hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, für die Plätze auf dem Dogenpalast ein kleines Eintrittsgeld zahlen lassen und den Ertrag den Anstalten für arme Kinder bestimmt, was diesen unglücklichen Wesen den heutigen Tag zu einem Tag der Freude machte. Unten zieht der Strom des Volkes vorbei, immer fort, ohne Aufhören gegen die Giardini publici, wo die kaiserliche Dampffregatte anlegen und von wo sich die höchsten Herrschaften in einer Staatsgondel nach der Piazetta begeben werden. Hier an der Landungsbrücke bildet das Volk neugierig drängend einen weiten Kreis, und in diesem Kreise sieht man die vielfachen Uniformen des Kaiserstaats, die Generalität und dazwischen die überreich gestickten Röcke der Civilbeamten.

Wie aber jeder Kreis seinen Mittelpunkt hat, jedes Planetensystem seine Sonne — und man kann die Herren mit ihren unzähligen Sternen und Orden für kreisende Planeten ansehen — so auch dieser; und nach diesem Mittelpunkt, dieser Sonne blicken die tausend und tausend Augen des Volks ringsumher, all die

glänzenden Uniformen, die wehenden Helmbüsche und die Goldstickereien übersehend, denn in der Mitte dieses Kreises steht ein kleiner, etwas vorn übergebeugter Mann mit klugem Gesicht und lieben klaren Augen, freundlich umherblickend, hie und da einen Bekannten, der sich ehrfurchtsvoll nähert, herzlich begrüßend — Vater Radetzki, der Heldenmarschall. Da wartet der alte neunzigjährige Herr auf seinen Kaiser und Freund, um der erste zu sein, der ihn ehrfurchtsvoll begrüßt beim Eintritt in die schönen Provinzen, die seinem tapfern Säbel, seinem guten Herzen anvertraut sind.

Unterdessen reißt uns der Strom der Volkes gewaltsam mit fort, und ich rette mich in mein Hotel, um im Hof des alten Palastes eine Gondel zu besteigen und auf den Schauplatz des bewegtesten Leben des großen Canals zwischen der Dogana di Mare und den Giardini publici, zu fahren. Der Lohnbediente meines Gasthofs, der mich von früheren Reisen her kennt und mich deßhalb protegirt, hat mir, allerdings für unsinnig theures Geld, eine Gondel mit zwei Gondolieren verschafft, „Marigliani," wie er sagt, die bei der Regatta ihres Preises sicher sind und wie eine Schwalbe mit mir dahinschießen werden. „Das ist aber nothwendig," meint er, „um etwas zu sehen."

So fahren wir aus dem dunklen Canal unter einem Brückenbogen hinaus, und nachdem wir erst einige Dutzend mit uns gehender oder begegnender Gondeln, die ein entsetzliches Gedränge verursachen, überwunden, schießen wir in die offenen Lagunen hinaus, aus tiefem Schatten in hellen Sonnenglanz hinein, und es ist uns hier auf einmal zu Muth, als seien wir um so viel hundert Jahre zurückversetzt, und sähen das venetianische Leben in alter Pracht und Herrlichkeit. Mit unzähligen Fahrzeugen ist die weite Wasserfläche bedeckt, aber verschwunden

ist die traurige schwarze Farbe der Gondelhäuschen; es schillert uns vor den Augen, die weiten Lagunen sind bedeckt mit Fahrzeugen in allen Farben und glänzen im Sonnenlicht in Gold und Silber, es ist wie ein Märchen, wie eine Phantasie, wie ein schöner Traum. Etwas von dem vielfarbigen Gewimmel deutlich zu unterscheiden, sind wir noch nicht im Stande, wir heben den Blick empor, und sehen vor uns die öffentlichen Gärten, die Insel Giorgio maggiore, die Spitze der Giudecca, die Kuppeln und Thürme von Santa Maria della Salute im Sonnenlicht schwimmen, und alles besteckt mit unzähligen Fahnen und Wimpeln. Wir sehen die Schiffe rings umher bis hoch an die Mastspitzen beflaggt, wir sehen Gondeln an uns vorüber schießen, bei deren reichem Anblick wir erstaunt auf unsre einfache dunkle Kleidung herabschauen, — ja, es ist ein Stück des ehemaligen reichen venetianischen Lebens, welches hier vor unsern Augen aufgeführt wird.

Einige rasche Ruderschläge schnellen uns nach der Landungsbrücke an der Piazetta; dort liegt die kaiserliche Gondel, eben im Begriff, nach den öffentlichen Gärten abzufahren. Es ist ein schimmernder Pavillon von geschnitztem vergoldetem Holz mit immensen Spiegelfenstern; die innern Draperien sind weißer Atlas mit gestickten Goldblumen, das Dach besteht aus Carmesinsammt und trägt oben einen Kranz von Goldlaub mit hohen weißen nickenden Straußfedern; an der Spitze ist eine vergoldete Siegesgöttin, welche zwei Draperien von rothem goldblumigem Sammet hält, die eine Art Vordach des Pavillons bilden, der oben die kaiserliche Krone trägt. Die Gondoliere, alle große schöngewachsene Leute, haben brocatene Unterkleider, Ponceau-Gamaschen mit goldenen Knöpfen, rothsammtene goldgestickte

Wappenröcke, die vorn auseinanderfallen und weiß atlassene mit Silber gestickte Tuniken sehen lassen. Das Hintertheil des Schiffs ist eben so reich als zierlich; es zeigt einen kolossalen goldenen Blumenkorb voll grüner Ranken und Blüthen in allen Farben, und wenn wir von diesem Schiff die Blicke staunend nach rechts oder nach links werfen, so sehen wir Fahrzeuge fast von gleicher Pracht in allen Farben schimmernd, in Gold und Silber, mit Fahnen und Wimpeln überladen, mit Stickereien und Blumenguirlanden — daher Geduld, es ist nothwendig, dieses Gewimmel nach einer gewissen Ordnung zu betrachten.

Was sich hier an Fahrzeugen durcheinander treibt, läßt sich in vier Classen eintheilen: die größten Barken mit Pavillons, wie die eben beschriebene kaiserliche, und Häuschen in allen Gestalten; zweitens die Bissoni, jene phantastischen Fahrzeuge, vorn und hinten mit erhöhten Schiffsschnäbeln, die sich aufwärts mit Figuren oder goldenen Stangen verlängern und seltsame Gewinde, Fächer, Flügel, Federbüsche, aus farbigen mit Gold durchwirkten Gazen gebildet, darstellen; von den Figuren oder Stangen herab hängen Schnüre, von goldenen Kugeln gebildet, oder auch Blumengewinde; die Flanken dieser Schiffe sind ebenfalls reich geschmückt mit farbigen Gazen behängt; zuweilen ist auch diese Verkleidung von schwerem goldgewirktem Sammet, oftmals noch mit langen Fransen versehen, wo es alsdann zur Grandezza gehört, diese Draperien an den Seiten, namentlich aber hinten, wo sich sonst das Steuerruder befindet, wie die lange Schleppe einer vornehmen Dame von ehemals, auf den Wellen nachschleifen zu lassen. Der Name Bissona kommt von Bissa (biscia, Schlange), und wenn man so eine Gondel mit dem langen schmalen Körper sieht, vorn und hinten durch die

eben erwähnten Schiffsschnäbel verlängert, durch Draperien über vergoldetes Holzwerk, welches sich in phantastischen Formen durcheinander schlingt und windet, so kann man das Ganze aus der Entfernung — ohne seine Phantasie übermäßig anzustrengen — für eine schillernde, riesenhafte Wasserschlange halten. Die dritte Gattung dieser Fahrzeuge sind die Barchetti, ähnlich den Gondeln, ohne Verdeck; statt aber daß diese schwarz sind, sehen wir jene behängt mit Stoffen in hellen Farben, häufig in Rosa, Weiß, Hellblau und Gelb, und die Ränder des Fahrzeugs sind meistens von künstlichen Blumen bedeckt, die auch rings um das ganze Schiffchen in Guirlanden herabhängen. Die vierte Art sind endlich die gewöhnlichen schwarzen Gondeln, heute sämmtlich ohne Verdeck. In ihnen befinden sich zahllose Zuschauer, und wenn auch einförmig schwarz, tragen sie doch ungemein zur Belebung des ganzen Bildes bei: sie schießen in fabelhafter Schnelle hieher und dorthin, bald allein, bald zu zweien, dreien, vieren, bald in ganzen Flottillen, momentan um eine besonders schöne Bissona gedrängt. Sie sind es, die auf dem glänzenden, spiegelnden Wasser, inmitten der unaussprechlichen Farbenmasse, durchwoben mit Gold- und Silberstreifen die wohlthuenden Schatten darstellen.

Da meine beiden braven Gondoliere sich mit ihrem kleinen Fahrzeug dicht unter die kaiserliche Staatsbarke legen, haben wir einen vortrefflichen Platz erobert, und können die Bissoni und Barchetti, die eilfertig vom großen Canal herrudern, vortrefflich in Augenschein nehmen. Dort kommt die Barke der Handelskammer, vorn mit dem geflügelten Mercur, vom Pavillon rothe Sammetdecken herabhängend, die lang im Wasser nachschleifen; die Gondoliere haben Ueberwürfe von Grün und Gold, auf dem Rücken lange Capuzen, rothe Schärpen und auf dem Kopf wal-

lende Perrücken von dem röthlichen Braun, wie man es häufig auf alten venetianischen Bildern sieht; sie bewegt sich etwas schwerfällig daher, die Kaufmannschaft, obgleich sie sechs Ruderer hat, und neben ihr vorbei schießt ein kleines elegantes Barchetto, mit blauem Sammet verhängt, der auf beiden Seiten ein reich gesticktes Wappen zeigt; ein Herr und eine Dame ruhen nachlässig in den Atlaskissen, und die beiden Gondoliere sind im alten ächten Geschmack reich und elegant angezogen, sie haben Tricots weiß und blau gestreift, rothsammetene geschlitzte und mit Puffen versehene Wämmser und weiße Barette mit schwarzen Federn; dabei sind diese beiden Gondoliere ein paar prächtig gewachsene junge Leute, und wie sie so auf beiden Enden des Schiffchens stehen, mit aller Kraftanstrengung ausholen, kann man nicht leicht etwas malerischeres sehen. Ihnen folgen andere Barchetti, immer bunter, immer reicher verziert, Gondoliere in weiß und roth gestreiften Tricots mit gelben Atlaswämmsern, weißen Schärpen, breitem antikem Spitzenkragen, rothen Baretten mit weißen Federn. Die Bemannung dieser Barchetti befleißigt sich meistens des besten Geschmacks, und die Leute sind so gekleidet, wie wir sie auf Bildern aus der Glanzepoche der Republik zu sehen gewohnt sind. Die Bissoni nehmen sich schon eher die Freiheit, ihrem Geschmack die Zügel schießen zu lassen, und werden darin oft ein bischen zügellos. So sehen wir dort eine solche ganz chinesisch verziert und bemannt; vorn an der Spitze prangt ein buntes chinesisches Glockendach, die Gondoliere sind in demselben Geschmack gekleidet und haben zum Ueberfluß falsche lang herabhängende Bärte. Nicht übel aussehend war eine andere Bissona, welche, seltsam genug, den Carneval darstellte; das Fahrzeug selbst, auf burleske Art mit den grellsten Farben drapirt, die acht Gondoliere

Arlequinos in reichen Costümen mit schwarzen Halbmasken und goldenen Rudern.

Auch die Innungen und Gewerke haben ein übriges gethan und erscheinen mit reich verzierten Schiffen, so die Glasfabrik von Murano, wo die ganze Decoration aus Producten der Fabrik selbst besteht; die Decken, welche von den Seiten des Fahrzeugs herabhängen, sind mit Perlenstickereien bedeckt, auf ihnen sieht man Blumensträuße und Guirlanden von farbigen Glasstücken, von dem Dache des Fahrzeuges herab hängen schillernde Gewinde von Glasfäden und die Federn der Gondoliere bestehen aus demselben Material. Daß diese Gondel eine fabelhafte Wirkung macht, wenn sie sich im Sonnenglanze dreht, versteht sich von selbst; das glitzert und blinkt, strahlt und leuchtet in allen erdenklichen Farben, und wohin sie sich wendet, wirft sie Lichter von sich wie ein Haufen kolossaler Edelsteine. Die Buchdrucker-Innung führt unter vergoldetem Pavillon, von dem blausammtene Decken herabhängen, eine Buchdruckerpresse; die Gondoliere sind in rothem Sammetwamms, weißen kurzen Hosen und schwarzem Barett. Etwas schwerfällig kommen all diese größeren Barken und Bissoni daher, und die leichten eleganten Barchetti schnellen oft mit kaum sichtbarem Ruderschlag flüchtig bei ihnen vorüber. In diesen befinden sich meistens die reichen venetianischen Familien, und sie sind größtentheils aufs geschmackvollste decorirt. So schießt so eben eine Gondel bei uns vorbei, in dunkelblaue mit Silber gestickte, übermäßig lang nachwallende Sammetdecken gehüllt, und die vier schlanken Gondoliere sind in gelben Atlas gekleidet; zwei Damen in reichen Pelzen ruhen in den Kissen, während ein kleiner Neger in orientalischem Costüm hinter ihnen einen großen Sonnenschirm über sie hält. Ein an-

deres Barchetto kommt ihnen entgegen mit blau- und rosafarbigen Gazegehängen, die Gondoliere in Wämmsern von Silberstoff, kurzen weiten rothen Sammethosen und schwarzen spanischen Hüten mit lang herabwallender weißer Feder; in diesem befinden sich zwei Damen mit einem Herrn. Die eine der Damen drüben macht den Gondolieren eine nachlässige Handbewegung, und ohne im scharfen Lauf anzuhalten, ohne die geringste auffallende Bewegung zu machen, fliegt die blaue Sammetbarke wie ein Vogel in einem kleinen Bogen herum, holt die Gondel in Blau und Rosa ein, und beide schwimmen mit einander fort. —

Während wir alle dem staunend zusehen, sind die Staatsbarken und Bissoni, von denen wir so eben gesprochen, längst unserm Auge entschwunden, und andere schöne und ebenso glänzende wieder an ihre Stelle gerückt. Dort kommt eine Gondel mit vier Albanesen in der weißen Fustanella, der goldgestickten rothen Mütze und den blauen reichen Sammetjacken. Ihnen folgt eine überaus phantastische Bissona: die Gondoliere stellen vier Welttheile vor: Europa im venetianischen Costüm, Asien im türkischen, Amerika erscheint als Indianerhäuptling mit Federschurz und eben solchem Kopfschmuck, und Afrika wird durch einen wirklichen Neger repräsentirt, der, wenn er mit dem Ruder ausgreift, grinsend die schneeweißen Zähne zeigt. Aber dort kommt in der That Othello, ein kleines Barchetto, dem alle Gondeln nachschauen und das sich auch wirklich so elegant und phantastisch ausnimmt, wie man nur etwas sehen kann. Das Schiffchen war mit den dunkelsten Carmesinsammetdecken behängt, dabei fast so leicht und elegant gebaut wie eine Regatta-Gondel; die beiden Gondoliere, ausgesucht elegante Figuren in grauseidenen Tricots, dunkelblauen Sammetwämmsern mit gelbem Atlas ge-

schlitzt, regierten spielend ihre Ruder, und ohne daß man irgend eine Anstrengung sah, flog das leichte Boot dahin. Auf seinen Kissen ruhte ein Mann in weißem Burnuß mit Turban und farbigem Kopftuch und einem broncefarbigen Gesicht mit glänzend schwarzem Bart. Das war offenbar kein Costüm, oder wenn sich jemand in der That den Spaß gemacht hätte, hier als Orientale zu erscheinen, so spielte er seine Rolle mit außerordentlicher Fertigkeit. Der Maure schenkte dem Gewühl um ihn her nur hie und da einen schläfrigen Blick, ließ aber desto eifriger die rothen Kugeln seiner Perlenschnur, die er in der Hand hielt, durch die Finger gleiten.

Vorbei! Auch Othello ist unserm Blick entschwunden, und hinter ihm zieht schwerfällig die Staatsbarke der venetianischen Curie, mit spitzigem Dach, bedeckt von violettem Sammet mit rothseidenen Quasten, hinter den Spiegelfenstern ein Gewimmel der verschiedensten schwarzen Gestalten; die Gondoliere sind von ernstem Ansehen und haben dunkel galonnirte Röcke, kurze Hosen mit weißen Strümpfen, mit einem Wort ein Costüm, das nicht so recht zu der übrigen heitern und lustigen Umgebung passen will. Der Geistlichkeit folgt die Barke der Commune, ebenfalls etwas schwerfällig und wichtig, mit acht derben Ruderern, die sich nur durch Büsche von farbigen Glasfäden auszeichnen. Am ernstesten zeigt sich die Gondel des Patriarchen, die ohne den ehrwürdigen Priester, welcher im Dom den Kaiser erwartet, wohl nur zum Staat mitfährt; sie ist von der Form der gewöhnlichen schwarzen Gondeln, hat aber Quasten und Verzierungen von dunklem Roth; die vier Gondoliere sind in braune Sammetröcke mit einfachen Stickereien gekleidet.

So rudert alles umher, und die größern Fahrzeuge legen

sich im Kreis um die kaiserliche Staatsbarke, während die Bissoni und Barchetti auf- und abfahren, stets umschwärmt von den zahllosen einfach schwarzen Gondeln, die wie Schwalben hin- und herschießen, und deren Besitzer mit neugierigem Blick die ganze Umgebung mustern. Für uns Fremde sind aber nicht nur die reich verzierten Gondeln von Interesse, sondern auch die schönen ausdrucksvollen Gesichter der venetianischen Frauen und Mädchen, von etwas blassem Teint zwar, aber mit seltsam glühenden Augen und dem schönen vollen Haar von der eigenthümlichen Farbe, schwarz mit einem fast bläulichen Schimmer. Auch reiche Toiletten sieht man, viele prächtige Pelze und Sammetmäntel, reiche Shawls, gestickte orientalische Burnusse und eigenthümlich geschnittene Atlasüberwürfe, meistens von schönen Weibern getragen, die auf dem dichten schwarzen, zuweilen auch röthlich schimmernden Haar ein kleines kokettes graues Hütchen tragen mit lang herabwallender Straußenfeder. Es sind das die gefährlichen Kopfbedeckungen, die in diesem Jahr Mode wurden, und worunter ein glänzendes Auge noch einmal so schön und deßhalb auch um so gefahrbringender hervorblitzt.

Es ist mittlerweile ungefähr 2 Uhr geworden, und auf einmal hören wir von den Batterien in San Pietro dumpfe Canonenschüsse; unmöglich ist es zu beschreiben, welche Bewegung diese Signale unter den zahllosen Gondeln auf den weiten Lagunen, unter der unermeßlichen Volksmenge, welche die Riva dei Schiavoni, die Piazetta und den Marcusplatz bedeckt, hervorrufen. Die Barken beginnen unruhig hin- und herzuschießen, und die vielfarbige Volksmenge, wo der Nachbar seinen Nachbar, der Vordermann den Hintermann auf die lang ersehnten Zeichen aufmerksam macht, sich wendet und herumdreht, bringt eine fort-

gesetzte Bewegung hervor wie das langsame Dahinrollen einer gewaltigen Meereswelle auf flachem Sandboden. Jetzt beginnt die kaiserliche Staatsbarke sich langsam vom Ufer zu entfernen, indem die Gondoliere dort ihre schweren Ruder einsetzen, und dieser Augenblick erzeugt unter den Tausenden von Fahrzeugen, die in allen Farben schillern, ein fabelhaftes Gewimmel; die weite Wasserfläche ist hier, wo sich die Schiffe befinden, kaum mehr sichtbar, und bietet nur noch eine buntfarbige, mit Gold und Silber glitzernde Masse. Für die Menschenmasse auf dem Platze, sowie für die zahlreichen Zuschauer auf der Gallerie des Dogenpalastes muß dieser Moment noch prachtvoller gewesen sein, und wir sehen deutlich, wie man im freudigen Erstaunen mit der Hand und den weißen Taschentüchern winkt, und hören ein Gesumme und Gebrause, welches jetzt schon geneigt ist in einen Jubelruf überzugehen.

Meine kleine leichte Gondel schoß übrigens nicht mit den andern vorwärts, sondern einer der Gondoliere rief mir zu, er wolle die ganze Masse der Schiffe bei uns vorbeilassen, damit ich sie nochmals sehen könne. „Wir überholen sie doch alle wieder," rief er mit großer Selbstzufriedenheit, und nun war es wirklich interessant zu sehen, wie sich mein Boot zwischen den auf allen Seiten vorbeifliegenden Gondeln hielt. Zuweilen rief es hinter uns oder rechts und links: avanti, avanti! aber da wandte der hintere der Gondoliere nur seinen Kopf herum, um von den Nachkommenden augenblicklich erkannt zu werden, die dann lachend und grüßend vorbeifuhren; kam uns irgend ein Fahrzeug etwas nahe, so genügte ein leichter Schlag mit dem Ruder ungefähr in derselben Art, wie ein Fisch seine Schwanzflossen bewegt, und wir ließen vorbei, was vorbei wollte. So zog denn die ganze

Gondelpracht nochmals an unsern Blicken vorüber, und es hätte tausend Augen bedurft, um nur den geringsten Theil der reichgeschmückten Fahrzeuge genau zu betrachten und sich ins Gedächtniß einzuprägen.

Da jetzt alles vorwärts und auseinander drängte, war die ganze Wasserfläche bedeckt, und es gab in der That Augenblicke, wo die farbige Masse eine Fortsetzung des Ufers schien, denn dort wogte es ebenfalls in immerwährendem Drängen und Treiben durcheinander. Endlich begann es, wo wir hielten, lichter zu werden, und als nur noch einige Nachzügler neben uns dahin schossen, ließ der Hintermann meiner Gondel endlich auch sein Avanti! ertönen, und schon nach den ersten drei oder vier Ruderschlägen, flogen wir wie ein Pfeil über das Wasser dahin, rechts und links die Gondeln, Barchetti und Bissoni überholend, und nur selbst wieder überholt von ein paar leichten Regatta-Gondeln — kleinen flachen Fahrzeugen, deren Holz kaum ein paar Linien dick ist, und die statt der Bänke und dergleichen oben ein leichtes Netz von Holzwerk zeigen. Selbst einem dieser unvergleichlich flinken Boote, die sich wahrscheinlich zur sonntäglichen Wettfahrt einübten, hielten wir eine Zeitlang Stand, wurden von ihm aber schon in wenigen Minuten weit hinten gelassen. Allen übrigen kamen wir wieder voraus und legten fast zu gleicher Zeit mit der Bissona des Podesta von Venedig, neben der großen Steintreppe, welche vor den Giardini Publici ins Wasser hinabführt, an. Diese Bissona vor uns, mit weißer, blauer und Rosa-Gaze behangen, alles aufs reichste mit Silber gestickt, flog wie ein Lichtstrahl über das Wasser dahin; sie wurde geführt von zwölf Ruderern, in Wämmsern von Goldbrocat, blauen Sammethosen, weißseidenen Strümpfen, blauen Mützen mit langer ro-

ther Quaste; ihr folgte die kaiserliche Gondel, und legte sich dicht an die Landungstreppe. Meine Gondoliere fuhren ein paar Schiffslängen zurück und legten sich neben einige Dutzend anderer ähnlicher Schiffchen, deren äußerstes an einem der Uferpfähle befestigt war, das nächste an dieses, und so fort, wobei es nicht lange dauerte, bis wir mit immer neuen Gondeln, die ankamen und sich ebenfalls neben uns legten, eine kleine bewegliche Insel bildeten.

Wir hatten einen der besten Plätze gewählt; links von uns, an der Landungstreppe der Gärten, lag die kaiserliche Staatsbarke, einen schweren Mittelpunkt von Gold und rothem Sammet bildend, um welchen allmählig die zahllosen andern Fahrzeuge wie bunte Krystalle anschossen und so nach und nach ins Wasser hinein eine Masse bildeten, die, wenn man flüchtig darüber hinweg sah, wie ein riesenhafter Teppich erschien, mit unendlich viel Roth, Gelb und Blau, dabei nach allen Richtungen mit Gold und Silber durchwirkt, der jetzt schwer und unbeweglich lag, und dessen leichte, spielende, auf dem Wasser schwimmende Fransen von den immer neu ankommenden Barchetti und Gondeln gebildet wurden. Etwas zur Linken vor uns hatten wir die weite Lagune, die sich ins offene Meer erstreckte, mit einzelnen Schiffen, deren Takelwerk mit den buntesten Flaggen bedeckt war, die lustig im Winde spielten; etwas mehr rechts sahen wir die Insel Giorgio Maggiore, von wo nach der Dogana di Mare zahllose Fahrzeuge mit Fahnen einen förmlichen Molo bildeten; über diese lebendige Hafenmauer ragte Santa Maria della Salute hervor, deren Kuppel in Duft und Sonnenglanz schwamm. So klar der Himmel über uns war, so schwebten doch fern über dem Wasser leichte durchsichtige Dunstschleier, welche die Entfernung um

so weiter erscheinen ließen; von der Kirche Santa Maria wurde das prachtvolle Rundgemälde geschlossen, durch Venedig selbst, die Piazetta mit ihren beiden Säulen etwas verschwimmend, den Dogenpalast röthlich hervor flimmernd und die Häuser an der Riva dei Schiavoni gegen uns zu immer heller werdend, bis diese zuletzt zwischen den Masten und Tauen der vielen Schiffe mit ihren Hunderten von Wimpeln und Fahnen verschwanden.

Hinter uns über der Ufermauer erhoben sich die noch immer grünen Bäume der öffentlichen Gärten, und die Hafenmauer selbst war besetzt mit zahllosen Zuschauermassen aller Stände; neben dunkelbraunen und rothen Marinari sah man elegante Damen mit glänzenden Fächern und bunten Sonnenschirmen; dort erblickte man ganze Schaaren von Weibern und Mädchen aus dem Volk mit ihren gelben und rothen über den Kopf gezogenen Tüchern; hier hatten die Kinderschaaren Venedigs ihr Contingent gestellt und trieben auf der Mauer sitzend Possen und Kurzweil, während zwischen und hinter ihnen Uniformen, Tschakos und Pickelhauben sichtbar waren. Diese ganze vielfarbige und bewegliche Volksmasse, Tausende und Tausende von Menschen, setzte sich dem Ufer entlang bis zum Dogenpalast und vor demselben, die Piazetta förmlich bedeckend, fort. Alles war in gespannter Erwartung, und so oft von den fernen Batterien ein Schuß herüber krachte oder ein harmloser Dampfer einlief, gerieth die ganze gewaltige Menge in Bewegung. Auch die Fahrzeuge auf dem Wasser ließen sich gern durch dergleichen Zufälligkeiten allarmiren, und wenn irgend eine der großen Staatsbarken eine etwas auffallende Bewegung machte, so war augenblicklich das Gewimmel unter der Masse von Schiffen unbeschreiblich; einzelne ausgezeichnete Bissoni fuhren dabei immerwährend hin und her um

sich sehen zu lassen, und wenn eine solche vor der schon tiefer gesunkenen Sonne vorbei kam, so daß die Strahlen durch die leichten farbigen Gazevorhänge durchschimmerten und das Gold und Silber derselben recht bestrahlten, war dieser Anblick phantastisch und wunderbar schön; namentlich schillerte alsdann die weit im Wasser hängende Schleppe wie der glänzende Flügel einer kolossalen Libelle.

So war es beinahe 3 Uhr geworden, als die entfernten Kanonenschüsse, welche von Minute zu Minute krachten, deutlicher wurden, als die näher liegenden Batterien in diese Musik einstimmten; ein undeutliches Gemurmel aber, anzuhören wie das Brausen des Meeres, pflanzte sich unter der Menschenmenge wie ein Lauffeuer nach der Stadt zu fort. Jetzt wurde vor uns ein Dampfer sichtbar, der bei Giorgio maggiore herum kam, reich beflaggt, dann ein zweiter und ein dritter, die alle in ziemlicher Entfernung vom Ufer beilegten und zischend den weißen Dampf ausließen. Das Gemurmel und Gebrause hinter uns war stiller und immer stiller geworden, nur zeigten Tausende von Händen nach den drei Dampfern, und man schien ungewiß zu sein, ob und auf welchem der drei sich der Kaiser und die Kaiserin befänden. Auch die Batterien hatten mit ihrem Schießen aufgehört, und es herrschte einen Augenblick eine eigenthümliche Stille auf den Lagunen.

Da mit einemmal erscholl die große Glocke von San Marco mit schwerem dumpfem Ton, worauf wenige Secunden nachher von all den andern Kirchthürmen die metallenen Stimmen in allen Klängen zusammen tönten — ein merkwürdig überraschendes, ja ergreifendes Geläute. Unterdessen waren auch andere Dampfer, ebenfalls beflaggt, angelangt, und jetzt bewegte sich

zwischen ihnen hindurch der dunkle imposante Körper der Dampffregatte „Elisabeth," welche den Kaiser und seine Gemahlin trug; es war dies das einzige Schiff ohne Flaggenschmuck, nur am Hauptmast flatterte die gelbe kaiserliche Standarte. Als nun in diesem Moment die Staatsbarke langsam vom Ufer abstieß, gerieth alles ringsumher in die tollste Bewegung; zugleich fing die Batterie wieder an zu schießen; das Murmeln der Volksmenge schwoll zum lauten Gebrause an, und mittlerweile schob sich das große dunkle Kriegsschiff langsam näher und immer näher; an der Spitze der Gärten wandte es, ging noch ein paar hundert Schritte vorwärts und legte alsdann bei. Daß in diesem Augenblick alle die bunten Fahrzeuge der Staatsbarke folgten und sich wie ein reicher Kranz um das hoch emporragende schwarze Schiff legten, versteht sich von selbst, und es gewährte der schwere Dampfer zwischen den kleinen beweglichen Gondeln einen ganz eigenthümlichen Anblick. Ehe noch die Staatsbarke an der Schiffstreppe eintraf, legte das Barchetto des bayrischen Consuls dort an, mit dem Prinzen, Bruder der Kaiserin, die diesen aufs herzlichste und freundlichste empfing.

Die Treppen der Fregatte waren mit rothen Teppichen belegt, und es dauerte eine kleine Weile, ehe die Staatsbarke unten befestigt war; dies war abermals ein Augenblick der Ruhe für die Fahrzeuge auf dem Wasser, für die Menschen am Ufer, für die Glockenstimmen auf den Thürmen. Kaum aber erschien die Kaiserin auf der Treppe, begleitet von dem Kaiser und all den vielfarbigen und glänzenden Uniformen, da tönten die Glocken eifriger als zuvor, da salutirten die hinten liegenden Dampfer und die Batterien rings umher, da füllten sich die Raaen der

Kriegsschiffe mit ihren Matrosen, welche ihre dreimal drei Hurrahs riefen, da flatterten am Ufer Tausende von Tüchern, da erscholl von den Gondeln ein donnerndes Evviva, wurde von der Volksmenge am Lande aufgenommen, und pflanzte sich mit gewaltigem Gebrause am Ufer der Lagunen fort bis hinein auf die Piazetta und den Marcusplatz. Als das hohe Paar auf die Treppe trat, spielte ein Musikchor die Volkshymne fort und fort, während sich die Staatsbarke in Bewegung setzte.

Von einem schnellen Fahren derselben war natürlich keine Rede, denn da die umgebenden Fahrzeuge alle vordrängten, um das längst erwartete Herrscherpaar zu sehen, war es den Gondolieren kaum möglich, ihre langen Ruder zu gebrauchen; alles drängte sich im buntesten Gewimmel um die kaiserliche Barke, die so nur mühsam, unter immerwährendem Glockengeläute, dem Krachen der Kanonenschüsse, dem wilden Hurrah der Matrosen und dem lautern Evviva der Volksmenge vorwärts kann. Nachdem der Kaiser und die Kaiserin einen Augenblick im Pavillon verweilt, traten sie vorn an die Spitze des Schiffes. Der Herrscher stand aufrecht da, ihm zur Seite die Kaiserin, die ihre Hand auf seinen Arm gelegt hatte. Der Kaiser trug die weiße Feldmarschallsuniform mit dem Stern und weiß und rothen Band des Stephansordens; die Kaiserin war in eine Robe von schwerem dunkelrothem Seidenzeug gekleidet, hatte einen schwarzen Sammetmantel und einen weißen einfachen Atlashut; sie blickte sinnend auf das glänzende Schauspiel rings um sie her, und auf ihrem feinen, etwas bleichen Gesicht zeigte sich die Erregung über den Empfang in dem Anflug einer leichten duftigen Röthe.

Bei dem unsäglichen Vorwärtsdrängen aller Fahrzeuge be-

durfte es der ganzen Geschicklichkeit meiner Gondoliere, um der kaiserlichen Gondel nahe zu bleiben, und dabei nicht zwischen den schwerfälligern Staatsbarken zerquetscht zu werden. Doch wie ein Aal schoß mein kleines Fahrzeug überall hindurch, und als die Barke mit dem kaiserlichen Paar dem Ufer zuruderte, flogen wir in einem Bogen um dieselbe herum, und kamen so früher an die Landungsbrücke, um auch hier den Empfang zu sehen. Für mich war hier am allerinteressantesten der alte ehrwürdige Marschall, der dem Kaiser entgegen trat und von diesem freundlich an der Hand gefaßt wurde. Auch die Kaiserin in liebenswürdiger Herzlichkeit ersparte dem alten, neunzigjährigen Mann das rasche Näherkommen, und als sie auf ihn zutrat, und er ihr die Hand küssen wollte, weigerte sie sich lächelnd dessen, und reichte ihm freundschaftlich die Rechte. Darauf schritten der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem großen und glänzenden Gefolge, empfangen von dem Patriarchen von Venedig, nach der Kirche von San Marco, um dort dem feierlichen Tedeum beizuwohnen.

Für uns Zuschauer war es unmöglich, auf dem geraden Weg dorthin zu gelangen, weßhalb wir uns von dem dahin schießenden Menschenstrom fortreißen ließen, um auf einem Umweg, durch enge Gassen, über schlüpfrige Brücken, wo man aber das Erdrücktwerden mehr als das Niederfallen zu befürchten hatte, auf den Marcusplatz zu kommen. Wir langten eben noch zur rechten Zeit an um den feierlichen Zug vom Portal des Doms über den Marcusplatz nach der kaiserlichen Burg zu sehen. Wenn auch noch in Wahrheit geblendet von der Pracht und dem Glanz auf dem spiegelnden Wasser draußen, so imponirte uns doch dieses Schauspiel hier durch seine ernstere und würdevolle Haltung; lautlos standen die Militärmassen, mit den grünen

Feldzeichen auf den Tschakos, an beiden Seiten des kolossalen rothen Teppichs', der das Pflaster des ehrwürdigen Marcusplatzes bedeckte, und als der Kaiser und die Kaiserin, voraus dem zahlreichen Gefolge vorübergingen, klang die Militärmusik gewaltig wie in einem Festsaal, senkten sich die Fahnen, dröhnte das Evviva über den weiten Platz hin und erklangen die Glocken von San Marco in tiefen melodischen Tönen — es war ein prachtvolles Ensemble, eine ergreifende Decoration, wie ich sie nie vergessen werde.

2.

Die Illumination.

So gelungen das Fest des Empfangs in Venedig war, und so viele Mühe sich auch die Theilnehmer gegeben hatten, in aller erdenklichen Pracht zu erscheinen, hatten doch alle diese volle Ursache, dankerfüllt gen Himmel zu blicken, denn ohne das herrliche Wetter, welches die Festlichkeiten in reichem Maß begünstigte, wären all die unsäglichen Anstrengungen doch gewiß nicht so zur Geltung gekommen. Ein klarer blauer Himmel spannte sich schon Morgens über die Stadt der Lagunen; um die Mittagszeit war es ordentlich warm, und als die Sonne gegen Abend hinter der gewaltigen Kuppel von Sta. Maria della Salute, den Horizont vergoldend, hinabsank, gab sie noch extra und gratis ein himmlisches Schauspiel, welches, namentlich für uns Fremde, das der Menschen noch übertraf. Es ist nicht zu beschreiben wie wunderbar sich, von den Riva dei Schiavoni aus gesehen, die dunklen Contouren der Giudecca und der Insel San Giorgio maggiore von dem glühenden Abendhimmel abhoben, wie das Sonnenlicht

auf dem spiegelnden Wasser dunkle Schatten und glänzende Streifen bildete, wie die letzteren ordentlich aufloderten, wenn eine Barke oder Gondel mit raschem Ruderschlag vorbeischoß, — und erst das Durcheinander der Hunderte von Masten und Tauen ein zierliches Netzwerk bildend, Gewebe riesenhafter Spinnen, die im Sonnenglanz aufgehängt sind, und von der leichten Fluth hin- und herbewegt werden. —

Endlich war die Sonne verschwunden, die Gluth über dem fernen Meer erblaßte, und am dunkelwerdenden Himmelsgewölbe sprangen geschäftig die Myriaden von Sternen empor. Aber wenn auch die Nacht das fernher brausende Meer und das Land rings um die Lagunen mit dunklem Schleier bedeckte und zur Ruhe ermahnte, so hatte sie doch vorderhand noch keine Macht über Venedig selbst, das, je dunkler es rings umher wurde, desto heller im Glanze von tausend und abertausend Lichtern und Flammen funkelte. In diesem Augenblick die Königin der Meere, einsam im Wasser thronend, aus der Vogelperspective sehen zu können, müßte ein wahrhaft feenhafter Anblick gewesen sein; war es doch für uns, die wir bescheiden auf unsern Füßen am Boden wandelten, schon überraschend und herrlich genug.

Die Menschenmassen, welche sich nach dem Einzug einige Ruhe gegönnt, strömen jetzt wieder um so gewaltiger aus den Gassen und Canälen nach der Piazzetta und der Riva dei Schiavoni, wo auch wir unsre Wandlung beginnen wollen. Von den öffentlichen Gärten an bis zum Dogenpalast waren die Häuser des gewaltigen Bogens in den Fenstern aller Stockwerke aufs reichste illuminirt und warfen ihren Schein weit über das Ufer in die Lagunen hinein; eine hübsche Abwechslung machten hier die hell und weiß glänzenden Gaslichter zwischen der dunklern

Flamme der Wachsfackeln und der tiefrothen Gluth der Pechpfannen; dabei brachte es schon die willkürliche Bauart der venetianischen Häuser mit sich, daß die Fenster in der ganzen Reihe keine langen Feuerlinien bildeten, sondern, jedes für sich beleuchtet, dastanden. Hie und da war auch aufs artigste die Architektur verschiedener alter Gebäude mit Lichtern nachgebildet, und die hohen Bogenfenster mit ihren phantastischen Verzierungen machten sich wirklich prachtvoll; reich und eigenthümlich erschien das große Hotel Danieli, dieser alterthümliche riesenhafte Palast, der unter anderm, wodurch er sich auszeichnet, auch das Glück hat, mich beherbergen zu dürfen. Seine Beleuchtung bestand in dunkelroth glühenden Lampen, die massenhaft angebracht waren, und so nahm er sich zwischen den zahllosen weißen, reich blitzenden Gasflammen aus, wie, umgeben von Brillanten, ein düster blickender Rubin. Der alte ehrwürdige Dogenpalast schien jede Beleuchtung verschmäht zu haben, und ich glaube, das war von denen, welche die Arrangements getroffen, recht verständig gehandelt, denn ich habe seine kühnen luftigen Arkaden, sowie die gewaltige Masse seines Oberbaues nie in eigenthümlicherer und phantastischerer Beleuchtung gesehen als heute Nacht, wo diese ernste Masse angestrahlt war von den Hunderten im Winde hin- und herwehender Gasflammen der Piazetta. Hier standen in zwei Reihen bis zur Marcuskirche mächtige Candelaber, oben mit großen sich nach der Spitze zu verjüngenden Bronzekränzen, an denen Lichtträger, wie kleine Fühlhörner geformt, befestigt waren; diese Füllhörner hatten keine Brenner, sondern oben weite Oeffnungen, aus denen eine große spielende weiße Flamme hervorbrach. Ich kann diese eigenthümliche Beleuchtung nur mit Pechkränzen vergleichen, während aber das Licht, statt dunkelroth

blendend, weiß brannte. Aus der Entfernung betrachtet, sahen die 36 Flammen jedes dieser Candelaber wie ein einziges strahlendes Feuerbouquet aus. Daß die Piazetta hiedurch taghell erleuchtet war, brauche ich wohl nicht zu sagen; man sah die kleinsten Details an der reichen Architektur des Dogenpalastes, bis hoch hinauf zu der maurischen Dachkrönung. Besonders schön erschienen die beiden Säulen des Platzes, sich hell bestrahlt von dem dunklen Nachthimmel abhebend, und wenn ein leichter Wind von der See her mit der Gasflamme spielte, sah es aus, als bewege sich der heilige Theodor, erstaunt auf das Getreibe unter ihm herabblickend, und als schüttle der Löwe von San Marco seine bronzenen Mähnen.

Folgen wir der Menge auf den Marcusplatz. Die weite Fläche desselben ist nur von den ringsumher angebrachten Gasflammen erleuchtet; vielleicht, um eine Steigerung für morgen zum Carnevalsfeste zu haben, fehlen die Candelaber auf dem Platz selbst, aber unter den Arkaden der alten und neuen Procurazien leuchtet und strahlt es auf fabelhafte Art; die Fronte der Bogen derselben ist durch Gasflammen nachgebildet, und manche zeigen im Brillantfeuer die Namen der dahinter liegenden Cafes und Magazine; unter den Bogen selbst aber hängt ein Kronleuchter neben dem andern, bald mit Wachskerzen, bald mit Gasflammen leuchtend. Von der Mitte des dunklern Platzes aus betrachtet, ist das der eigenthümlichste Anblick, den man haben kann; wenn auch die Fenster um den weiten Platz lange unterbrochene Feuerlinien bilden, so sind sie doch matt erleuchtet im Vergleich zu dem wirklich fabelhaften Glanz, der unter den Arkaden hervorbricht, von den oben erwähnten Kronleuchtern ausgehend, sowie von den glänzenden Magazinen selbst, die heute doppelt

und dreifach erhellt sind. Es sahen diese mit ihren leuchtenden Krystall-, Silber- und Goldläden aus, wie ein einziges mit unermeßlichen Reichthümern besetztes Schatzgewölbe von einem Ende des Platzes bis zum andern, wie angehäufte Massen von Goldketten und Edelsteinen. Der Dom von San Marco war auf eigenthümliche Art erleuchtet: von dem Dach herab hingen vor sämmtlichen Bogen der Fronte, vor sämmtlichen Portalen und Thüren antike venetianische Kronleuchter von ungeheuren Dimensionen an schweren Ketten herab, die Kronleuchter waren mit zahlreichen Wachskerzen besteckt, und wenn sie sich, so lang herabhängend, zuweilen langsam drehten, so glitzerten und funkelten die Krystallarme und herabhängenden Glasstücke in den buntesten Farben. Die oberen Gänge und Plattformen der Kirche waren mit weißen Wachsfackeln besteckt, und hier nahm sich die Beleuchtung, namentlich vor den Halbbogen mit den Mosaikbildern in so wohl erhaltenen Farben, außerordentlich seltsam aus. Diese Mosaiken mit ihren glitzernden goldenen Plättchen, greller beleuchtet als bei Tag, traten in der dunklen Nacht glänzend hervor und sahen in den finstern Steinrahmen unter den schweren düstern Kuppeln wie strahlende riesenhafte Transparente aus.

Kaum ist es uns möglich, durch das Menschengewühl, das in den Arkaden herrscht, vorwärts zu kommen. „Man glaubt zu schieben, und man wird geschoben," und wenn man sich von der Masse mit fortreißen läßt und sich nicht auf den leeren Marcusplatz rettet, so wird man von dem plaudernden, lachenden, sich verwundernden Menschenstrom um den ganzen Platz herumgetrieben bis wieder auf die Piazetta, um hier, was das Getümmel anbelangt, vom Regen in die Traufe zu kommen. Die Arkaden, die Logen des Dogenpalastes, die Piedestale der beiden

Säulen, die breiten Steinplatten des Ufers sind dicht mit einer jubelnden Menschenmenge besetzt; denn während wir unsern Spaziergang auf den Marcusplatz machten, haben sich auf der Giudecca, der Insel San Giorgio Maggiore, auf San Servola, ja bis zum Kloster der Armenier hin, tausende und tausende von Lichtern entzündet; die Häuser an der Riva dei Schiavoni bis zu den Giardini Publici hinauf strahlen in noch hellerem Glanz als zuvor, es sind noch andere reichere Gascandelaber entzündet worden, die mit herabgebogenen Röhren auf eine sinnreiche Art förmliche Cascaden von Feuer bilden. Sie gewähren aber in diesem Augenblick eine prächtige Decoration, das dunkle Wasser mit einem vollkommenen Feuerkreis umschließend, auf dem die Schiffe des Hafens, die heute angekommenen Dampfer, sowie vor allem das kaiserliche Wachtschiff, ein herrliches Schauspiel geben; im Feuer nachgebildet erscheinen Masten und Takelage, und statt der Wimpel sieht man bunte Laternen und bengalische Flammen. An der Dogana di Mare liegt eine große Barke, deren Feuerwerk einen unbeschreiblichen Eindruck macht; ihre Wände ringsum netzförmig mit weißen Gasflammen bezogen, bilden einen kolossalen Korb, der sich nun auf einmal durch die reichste Beleuchtung mit bengalischen Flammen, wie mit den buntesten Blumen füllt; es ist in der That großartig, und ein Schrei des Entzückens jauchzt aus tausend Kehlen rings vom Ufer der Stadt und den Inseln empor. Immer neue der brillantesten Farben erscheinen dort, roth, gelb, weiß, violett, namentlich blau, von einer Stärke und Kraft, gegen welche das Ultramarin eine matte Vergißmeinnichtfarbe ist, und wenn aus den Schalen, in denen das Feuer brennt, einzelne Feuerflocken in das Wasser herabfallen, so ist es, als streue dieser riesenhafte Blumenkorb

Blätter und Blüthen nach allen Richtungen herab. Dabei dient das glatte Wasser als dankbarer Spiegel, und rings umher mischen sich auf den wiederstrahlenden Fluthen all die verschiedenen Farben durcheinander und erscheinen etwas matter, so den weißglänzenden Korb mit seiner blendenden Blumenpracht noch stärker hervorhebend. Die Kriegs- und anderen Schiffe rings umher werfen hoch an den dunklen Nachthimmel Raketen hinauf, die sich mit ihrem langen feurigen Strahl freundlich gegen die Stadt neigen und Sterne von allen Farben über die jauchzende Menschenmasse ausschütten. — Jetzt mit einemmal flammt das kaiserliche Wachtschiff in einer fast gespensterhaften Beleuchtung, von der Spitze des Schiffes, den Raaen, den Masten leuchten plötzlich weiße bengalische Flammen und lassen die sich hin- und her bewegende Mannschaft wie dämonische schwarze Gestalten hervortreten — das Bild des fliegenden Holländers, wie er in wilden Sturmnächten an den brandenden Küsten gesehen wird, ohne Segel, ohne Bewegung, mit den geisterhaften, weißglänzenden Meerlichtern.

Prächtig ist von all den Feuern ringsumher das Wasser der weiten Lagunen beleuchtet, und wie dunkle Schwalben im hellen Sonnenlicht schießen die schwarzen Gondeln hin und her. Auch wir besteigen eine, um den großen Canal entlang zu fahren; hier ist das alte Venedig in seiner geheimnißvollen düstern Poesie; in gutgedachter Weise sind die Lichter nicht in den Fenstern der Häuser selbst angebracht, sondern beleuchten von eisernen Trägern, die aus der Mauer hervorragen, die schönen prachtvollen Fronten der alten Paläste. Hie und da sieht man auch die weiten Hallen von innen mit strahlenden Kronleuchtern erhellt, und da treten die schön durchbrochenen Steineinfassungen der hohen

Spitzbogenfenster deutlich hervor; man denkt bei diesem Anblick an die vergangene Zeit, man glaubt, die venetianische Nobiltá feiere irgend eines ihrer glanzvollen Feste, und man strengt das Ohr an, um die lärmende Musik, den Jubelruf und das Klingen der Gläser zu vernehmen — aber alles ist still und todt wie immer auf dem Canale grande. Wohl sind die kunstreich verzierten Thore weit geöffnet, wohl hängen bunte Teppiche von den Steintreppen ins Wasser herab, beleuchtet von der dunklen Gluth der Pechfackeln, die in den eisernen Mauerringen stecken, aber die Eingangshallen sind ebenfalls öde und leer; man schaut nicht das Gewimmel zahlreicher phantastisch gekleideter Diener und Pagen; man sieht keine verzierten Gondeln anfahren, keine Damen aussteigen in dunkle Seide gehüllt, mit kleinen schwarzen Sammetmasken — jene reiche gewaltige Zeit ist vorüber, die erleuchteten Hallen und Bogenfenster schauen fast unheimlich still in die schwarze Nacht hinaus, und statt des Klangs der Mandoline, statt verliebten Gesanges hören wir nur das leicht wogende Wasser der Lagune, wie es an die Steinmauern klatscht und fast traurig, als fühle es den Unterschied zwischen damals und jetzt, die schweren Fransen der Teppiche auf und ab wiegt. Die beiden, der alte Teppich und das Wasser des Canals, sind aber auch langjährige Bekannte, und haben andere Tage und schönere Nächte gesehen. — Vorbei!

Wir erreichen die neue Gitterbrücke, die beim Campo S. Stefano, ein lange gefühltes Bedürfniß befriedigend, über den Canale grande gespannt ist. So zweckmäßig diese Passage für den Verkehr ist, so nimmt sich doch das nüchterne Eisenwerk hier zwischen den wunderbaren Palästen am Tage nicht sonderlich gut aus; heute in der Nacht dagegen ist sie, reich illuminirt, ein

Glanzpunkt in der Beleuchtung des Canale grande. Sie bildet unten einen langen Bogen von röthlich schimmernden Lampen, das Gitterwerk hingegen zeigt sich in weißen Gasflammen. Wir schießen unter ihr dahin und kommen an die Biegung des Canals, zu den beiden prachtvollen Palästen der Foscari und der Balbi, letzterer herrlich beleuchtet; wir suchen dann zu unserer Rechten die wunderschöne Lá Dora, deren reiche Architektur sich im Fackelglanze noch phantastischer zeigt. Endlich erreichen wir den Rialto, dessen seltsamer Bogen durch Lampenreihen nachgebildet ist und sich deßhalb noch besser ausnimmt, da hinter dieser berühmten Brücke alle Beleuchtung aufhört, und sich so der strahlende Bau auf dem schwarzen nächtlichen Hintergrund um so glänzender abhebt.

Wenn auch, wie schon bemerkt, die Paläste und Häuser am Canale grande sämmtlich reich beleuchtet waren, so machen sie uns doch bei der Dunkelheit und Stille der Wasserstraße einen melancholischen, fast peinlichen Eindruck; wir vermissen die so nothwendige Staffage einer Illumination: wir hören keine jauchzende Volksmenge, keinen Jubel, keine lärmenden Stimmen, wir sehen keine bestrahlten Gesichter, keine glänzenden Augen, die nach den Häusern emporblicken; wir fühlen nicht das wohlthuende Gedränge der Menschen, die an uns vorbeistreifen, die sich mit uns freuen — wir fahren einsam und allein auf dem schwarzen Wasser dahin, das nur in der Nähe der Häuser ein wenig leuchtet, und nur hie und da den röthlich zitternden Strahl einer Pechfackel zurückwirft, die an eisernem Träger vielleicht gerade über dem Canal schwebt, wie begierig ihr Bild in der Fluth zu erschauen. Was wir treffen, sind andere gleich der unsern schwarze Gondeln mit dunklen unkenntlichen Gestalten; wir könnten dicht

bei einem Freunde, einem Bruder vorbeifahren, wir würden ihn nicht erkennen und deßhalb nicht im Stande sein, ein freundliches Wort mit ihm zu wechseln. Alles ist still, öde, fast unheimlich, und was wir hören, ist nur das leichte Rauschen der Ruder im Wasser, oder der melancholische Ruf der Gondoliere, ihr warnendes: eh quel Giovanni! Seiar stalle! Seiar premí! — wenn sie rechts oder links hervorschießen.

Wir verlassen hier den Canale grande, um durch kleine Seitencanäle nach dem Theater La Fenice zu gelangen. In diesen engen Wasserstraßen ist es nun finster und still, wie allzeit zur Nacht in Venedig; wohl huschen einzelne Gondeln wie schwarze Schatten bei uns vorüber, die Gondoliere rufen einander leise zu, und wenn sie ausweichen, rauscht das Wasser eigenthümlich. An diesen hintern Seiten der Häuser, bei denen wir vorüberfahren, ist nur selten ein Licht sichtbar, und wo eine Gasflamme in die finstern Canäle hineinscheint, ist sie scheinbar nur dazu da, die Nacht sichtbarer zu machen; zuweilen sehen wir vor uns einen Lichtstreifen dicht an der Mauer auf dem Wasser, da sitzt vielleicht ein einzelner Gondolier auf seiner Gondel, beim Schein einer Laterne sein Abendbrod zu verzehren. Nachdem wir uns ziemlich vom großen Canal entfernt, fängt es vor uns an heller zu werden, auch fahren wir nicht mehr so einsam daher wie vorhin; aus verschiedenen Seitencanälen schießen zahlreiche Gondeln einher, häufig mit Gondolieren in reicher Livree, und wenn wir in eines der schwarzen Häuschen hineinblicken, die bei uns vorbeikommen, so bemerken wir farbige Mäntel und leuchtende Damengarderoben.

Wir nähern uns dem großen Theater Venedigs, wo heute Abend Theatre Paré stattfinden wird. Il Teatro verra per

cura del Municipio illuminato straordinariamente, und diese Beleuchtung fängt schon auf dem Platz vor La Fenice an, wo eine gedrängte Menschenmenge durch große Gascandelaber taghell beleuchtet, die Ankunft des Kaisers und der Kaiserin erwartet. Wir folgen dem Strom der heranziehenden Menge und treten mit ihr in das blendend erhellte Gebäude, wo wir in ein Spalier von Herren mit schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden, und von Beamten in glänzenden Uniformen gerathen. Mit Mühe drängen wir uns zum Parterre durch in den Zuschauerraum, der uns in außerordentlichem Glanz entgegenstrahlt; einen Augenblick steht man da staunend und geblendet, und das ging mir, obgleich ich schon viele reich beleuchtete Theater gesehen, doch gerade so wie den andern. La Fenice ist aber auch so schon das reichste und eleganteste Theater von ganz Europa; zu dem heutigen Fest war es eigens restaurirt worden, und jetzt, wo die phantastischen Vergoldungen auf dem weißen Grund wieder so leuchtend hervortreten, und im Glanz der Hunderte von Wachskerzen, welche die Bogenbrüstungen zieren, konnte man nichts zierlicheres und reicheres sehen.

La Fenice brannte, wenn ich mich nicht irre, in den dreißiger Jahren ab, und es war das, trotz des vielen Wassers ringsumher, eine Feuersbrunst, die drei Tage dauerte, worauf man gleich anfing das Theater wieder aufzubauen; wie es sich für einen Phönix geziemt, erstand es in größerer Pracht wieder aus der Asche. Die Treppen und Corridors sind bequem, ohne viel Verschwendung von Raum, der ja hier im Innern Venedigs so überaus kostbar ist; der Zuschauersaal hat bei einer ganz gehörigen Tiefe, Breite und Höhe fünf Logenreihen, und ist sehr akustisch gebaut; seine außerordentliche Eleganz und Zierlichkeit,

sein Reichthum sind nicht durch gewaltige Decorationsmittel hervorgebracht, weder durch einzelne hervorspringende Logenreihen, noch durch Statuen, noch durch reiche Sammetvorhänge; hier ist alles glatt und einfach, aber eben in dieser einfachen Eleganz und in den so richtigen und wohlthuenden Verhältnissen liegt die anziehende Schönheit des Hauses. Der Grundton ist glänzend weiß, die Logenbrüstungen haben gemalte Amoretten, doch ist jede einzelne mit einem Netz von Goldranken umgeben, das, unten anfangend, sich rings um das Haus verzweigt, durch alle Stockwerke hinauf rankt und oben an der Decke, welche das blaue Himmelsgewölbe darstellt, in hundertfachen Windungen emporflatternd, einen leicht schimmernden Kranz von Goldfäden und Blumen bildet; die kaiserliche Loge ist im Hintergrund des Hauses, gegenüber der Scene, ein fabelhaft strahlendes Gemach von Vergoldung und kolossalen Spiegeln, vor denen auf gewaltigen Armleuchtern unzählige Kerzen flimmern.

Die Herren mit ihren schwarzen monotonen Fräcken hatten sich überall bescheiden zurückgezogen, und so war denn ringsumher über dem leichten Goldkranz der Verzierung und Blumen ein anderer eben so strahlender Kranz — die schöne venetianische Damenwelt in ihren blendenden Toiletten sichtbar; das war ebenfalls eine fortgesetzte Blumenguirlande in Weiß, Rosa, Gelb, Seegrün, Hellblau, durchwirkt mit kostbaren Spitzen, Perlen und Brillanten, daraus hervorglänzend die wunderbaren venetianischen Haare, besteckt mit Blüthen und Bändern, und unter diesen die so eigenthümlich leuchtenden Augen. Ja es ist in der That etwas eigenthümliches um diese venetianischen Augen, sie sind, wie die spanischen, unbeschreiblich, und man könnte allenfalls sagen, sie erscheinen uns wie ein Gemisch von schwarzem Sammet und loderndem Feuer.

Jetzt beginnt das Parterre in Bewegung zu gerathen, und auch die Damen auf allen Rängen wenden ihre Blicke der kaiserlichen Loge zu. Der Kaiser und die Kaiserin erscheinen, beide begrüßen freundlich das sich erhebende Publicum und werden von lautem Evviva und lang andauerndem Händeklatschen empfangen. Der Kaiser ist wie immer in Uniform, die Kaiserin trägt eine weiße silbergestickte Robe, und ihr Kopfputz, ein Kranz von feinen duftigen Ranken und Gewinden, wird oben von einem strahlenden Diadem gehalten und rahmt leicht und angenehm ihr Gesicht ein; sie scheint auch durch diesen Empfang erregt, und ein leichtes Roth zeigt sich auf ihren Zügen.

Das Orchester spielte die Volkshymne, und als nun der Vorhang emporrauscht, sehen wir sämmtliche Sänger und Sängerinnen, sowie den ganzen Chor der Oper Gemma di Vergi Il Conte di Vergi neben Gemma, sua moglie ripudiata und Ida di Gerville, seiner neuen Gemahlin, auch den Araber Tamas, einträchtig neben einander stehen, eine tiefe Verbeugung machen und dann in die Volkshymne einstimmen. Die Oper selbst nahm begreiflicherweise nicht sehr die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch, vielmehr blieben alle Blicke auf der kaiserlichen Loge haften, und namentlich schienen sich die venetianischen Damen aufs genaueste ihre hohe Souveränin zu betrachten. Es war ungefähr 12 Uhr, als sich ihre Majestäten erhoben, um die Loge zu verlassen.

Nach all dem Lärm und all den glänzenden Festlichkeiten des heutigen Tages, fast betäubt und ziemlich ermüdet, war es mir wohlthuend aus dem strahlenden Lichtmeer hinweg, durch die in der Nähe des Theaters schon stiller werdenden Straßen, nach meiner einsamen Stube zu wandeln. Auf dem Marcusplatz war

indessen noch Leben und Helle genug; die Piazetta lag schon dunkler, und als ich um die Ecke des Dogenpalastes bog, empfing mich die tiefe schweigende Nacht; nur die gewöhnlichen Gasflammen brannten an dem Ufer entlang, vom Winde bewegt, aber nur eine zweifelhafte Helle gebend. Wie ich immer zu thun pflege, blieb ich auch jetzt einen Augenblick auf der Brücke stehen, von wo man in den finstern Canal hinabsieht, der, gebildet von einer Seite des Dogenpalastes und dem Justizgebäude, hoch überwölbt ist von der Seufzerbrücke, deren kühnschwebende Massen von weißem Marmor heller durch die Nacht leuchten. Es ist wohl der Gedanke an all das Schreckliche, von dem diese finstern Mauern zu erzählen wissen, was uns so fest und leicht an diese Stelle bannt und es auch der Phantasie so leicht macht, das einzige Gitterfenster der verhängnißvollen Brücke mit Gestalten zu bevölkern, die dort vorüberschweben und mit Blicken der Verzweiflung nach den Lagunen hinüberstarren, dort hinaus, wo das weite freie Meer rauscht. Tief unter mir ist das Wasser so traurig, dunkel und still, und mit vollem Recht, denn auf der einen Seite schleift es vorüber an jenen unterirdischen Gefängnissen ehemaliger barbarischer Zeiten, und an der andern berührt es ja die finstern Mauern des Justizgebäudes der einstigen Republik Venedig, welche durch die Seufzerbrücke hoch oben in so gräßlicher Verbindung mit einander standen. — Selbst ein Licht, welches von fern her auf dem Wasser leuchtet, erscheint hier wie das traurige Lächeln eines Verdammten, und man thut besser den Blick nach oben zu wenden, wo vom dunklen Nachthimmel tausend glänzende Sterne leuchten.

3.

Ein Stückchen Carneval.

Da es mir durch meine viele Reisen vergönnt war, fast alle die verschiedenen berühmt gewordenen Faschingsfeierlichkeiten der meisten großen europäischen Städte mit Ausnahme derjenigen Venedigs anzusehen, so war ich um so gespannter darauf, ein Stück venetianischen Carnevals, wenn gleich nur improvisirt für die Anwesenheit des Kaiserpaars, zu erleben. Es ist aber außerordentlich schwer, eine solche Festlichkeit außer der Saison hervorzurufen, und wenn auch der gute Wille da ist, kann sich doch niemand zwingen, an einem gewissen Tage den gesteigerten Jubel, den ausgelassenen Scherz von heute auf morgen hervortreten zu lassen, der sich beim wirklichen Carneval nur nach und nach entwickelt und erst am letzten Tage den Culminationspunkt erreicht, weßhalb man denn auch am 26. Abends bei Dunkelwerden den Marcusplatz, als die Hauptbühne des hiesigen Faschinglebens, nicht mit all zu großen Erwartungen betrat. Der Anblick des Platzes selbst lohnte aber allein schon der Mühe, ein paar Stunden hier auf- und abzuwandeln, denn heute war die Beleuchtung vollkommen, und gewährte einen schönern Anblick als ihn irgend eine andere Stadt der Welt unter ähnlichen Verhältnissen zu bieten vermag. Es ist der eigenthümliche Zauber, welcher über ganz Venedig liegt, der sich in lauter poetischen Eigenthümlichkeiten ausprägt und uns auf dem einzelnen Canal, auf jeder der vielen wunderlichen Brücken überraschend vor Augen tritt, der uns hier mächtig ergreift und uns die alte Lagunenstadt in ihrer Beleuchtung über alles ähnliche stellen läßt.

Ich habe auch den Concordiaplatz in Paris bei ähnlichen Veranlassungen gesehen, sowie in Rußland die wirklich großen glänzenden Illuminationen von Peterhof, alles das feenhaft strahlend im Glanz unzähliger Gasflammen und buntfarbiger Lampen; aber wenn auch der Ausspruch Goethe's: „man merkt die Absicht und man ist verstimmt," hier zu stark erscheinen sollte, und in der That vielleicht nicht ganz passend, so weiß ich mich doch, der grandiosen Einfachheit des Marcusplatzes gegenüber andern Beleuchtungen der Art, nicht besser auszudrücken. Dort sieht man, wie ich vorhin schon bemerkte, eine blendend überraschende Illumination, alles kunstreich und geschmackvoll geordnet an eigens dazu aufgerichteten Gerüsten, an den Bäumen, an den riesenhaften Fontänen, an den umherliegenden Palästen, in Peterhof namentlich die in ihrer Art wunderbare Beleuchtung der Gewässer und Seen, welche die verschiedenen Schlösser umgeben; aber gerade dies kunstreich Arrangirte, dies Gemachte ist es, was uns für die einfache und dennoch so edle und glänzende Beleuchtung des Marcusplatzes in Venedig einnimmt. Dort ist Kunst, hier ist Natur. Dort wird morgen der ganze Illuminationsapparat verschwunden sein oder es werden uns die nackten Gerüste nüchtern entgegenblicken, dort wird von all den so phantastisch und kühn aufgebauten Pavillons und Schlössern aus weißem Feuer und bunten Lampen nichts mehr übrig bleiben als ein Gewirr von Stangen und ausgebrannten Schalen; hier aber ist die prachtvolle Decoration rings um den großen Platz unvergänglich, und wenn auch nach einigen Stunden alle Lichter erloschen sind und nur der Mond über die zackigen Dächer der Procurazien auf den leeren Platz hinablauscht, so erblickt man denselben einfacher, aber nicht minder schön. Ja, wenn wir ihn,

nach der festlichen Beleuchtung von heute Nacht, morgen im hellen Sonnenlicht betreten, so überfliegt uns kein Gefühl der Nüchternheit, des Ueberdrusses, und wir finden alles das hier eben so schön im goldenen Strahl der Sonne wie gestern im Glanz von Hunderten und Hunderten von Gasflammen.

Gehen wir also zum Marcusplatz, aber nicht auf dem nächsten Wege über die Riva degli Schiavoni beim Dogenpalast vorüber, verlieren wir uns vielmehr in eine der finstern Gassen hinter den Häusern und tauchen in dies dunkle, aber wundervolle Labyrinth, ohne uns viel um den Weg zu bekümmern; schreiten wir auf und ab über Brücken, am Rande von Canälen vorbei, wo die Nacht strenge Herrscherin ist, und wenn wir endlich nicht mehr wissen, wo wir uns befinden, wenn wir in Irrgänge gerathen sind, wo sich selbst ein Stadtkundiger bei Tag umschauen muß, wo man zwischen den hohen Mauern der grauen Häuser über sich nur einen schmalen Streifen des Nachthimmels sieht, wo nur selten ein Lichtstrahl aus einem schmalen Fenster hervorleuchtet und einen ungewissen Schein auf das Wasser wirft, wo wir einsam und allein stehen, umgeben von fast unheimlicher Stille — denn weit, weit von uns ab liegt das Leben und Geräusch der großen Stadt — so treten wir in der Nähe einer Brücke hart an das Ufer des Canals und rufen auf venetianische Art und Weise eine für uns unsichtbare Gondel an, die im tiefen Schatten der Mauern irgendwo verborgen liegt. Wir rufen: Eh, la poppe! denn so ruft der Venetianer bei Nacht, und auf dieses Wort hört der Gondolier augenblicklich. La poppe bedeutet das Hintertheil des Schiffchens, wo dessen Führer, zusammengekauert in seinen Mantel gehüllt, wartet, bis man seiner Dienste bedarf. Gewöhnlich im nächsten Augenblick hören wir

dann auch den leichten Schlag eines Ruders in dem Wasser, die Gondel schießt heran, legt sich dicht an eine Steintreppe, auf die das Wasser flüsternd spült, und wenn wir heute Abend, wo alles nach dem Marcusplatz strömt und wir uns nun, ohne eine Direction anzugeben, in die weichen Sammetkissen des schwarzen Gondelhäuschens werfen, so können wir sicher sein, daß der Gondolier nach einiger Zeit an der Piazetta zwischen den beiden Säulen anlegt. Es ist aber wahrhaft poetisch und schön, aus den ganz einsamen tief dunklen Canälen in hellere einzubiegen, und während sich das Wasser vor uns immer mehr beleuchtet, uns auch zahlreichere Gasflammen aus den Seitenstraßen entgegenstrahlen, bemerken wir heute Abend, daß wir uns einem bewegteren, ja lustigen Leben und Treiben nähern. Hie und da hören wir schrilles Pfeifen und das Geknacker von Castagnetten zwischen dem Gebraus unzähliger Menschenstimmen. Endlich schießen wir in die große Lagune ein, wenden uns rechts und haben die taghell erleuchtete Piazetta vor uns, die, obgleich ebenfalls belebt, sich mit ihren beiden schwarzen Säulen doch nur wie ein Vorzimmer zu dem ungeheuren Ballsaal ausnimmt, den heute Nacht der Marcusplatz darstellt.

Wir eilen raschen Schritts näher, und zwischen der Marcuskirche und dem Glockenthurm, die beide trotz der Beleuchtung wie im Schatten liegen, bricht eine fabelhafte Helle hervor; rings um den Marcusplatz brennen die gewöhnlichen, aber an sich schon zahlreichen Gaslichter, auf dem Platz selbst stehen der Länge nach in zwei Reihen hohe Candelaber mit großen Bouquetten von Gasflammen, jede einen enormen Kronleuchter darstellend. Wenn uns dieser Lichterglanz nicht betäubt, so thut es die dröhnende Musik, das Lachen und Plaudern der unzählbaren Menge,

die wie in einem Tanzsaal auf- und abwandelt, das eigenthümliche Geschrei der Masken, das gellende Gepfeife an allen Ecken, das Klappern der Castagnetten und das sonst so polizeiwidrige Jauchzen und Jubeln einer ausgelassenen Bubenschaar. Aber wir sind ja im Carneval, Venedig hat eine Freinacht, das Volk freut sich seines Lebens und hat von dem Marcusplatz förmlich Besitz genommen. Dabei sind aber alle Classen der Gesellschaft durch einander gemischt; man sieht vornehme Familien, elegante Herren und Damen, kaiserliche Offiziere, umfluthet vom Volk, das in seiner Tracht erscheint, oder in grotesken Costümen, und das sich gegen jederman seine gutgemeinten Maskenfreiheiten erlaubt, die aber überall wohlwollend aufgenommen und lustig erwiedert werden.

Suchen wir aber durch die Menge zu dringen und das obere Ende des Platzes zu gewinnen, wo wir auf den erhöhten Treppen unter den Arkaden einen bessern Ueberblick auf den Platz haben. Ja es gibt keinen passenderen Vergleich als den des Marcusplatzes mit einem ungeheuren Festsaale; die Procurazien sehen wie die Seitenwände aus, das mit Marmor eingelegte Pflaster wie ein Parkettboden. Vor uns haben wir den Dom von San Marco, jenen, namentlich bei dieser glänzenden nächtlichen Beleuchtung, bei dem immerwährenden Wechsel von Licht und Schatten, so phantastisch lebendigen Bau; vor ihm die drei hohen Masten mit ihren wehenden Fahnen, das Roth derselben ist eigenthümlich hervorleuchtend. Hoch über uns spannt sich der dunkelblaue Himmel mit seinen glitzernden Sternen als Decke dieses Feensaales. Was aber allem die Krone aufsetzt, das sind jene mächtigen Gascandelaber, die jetzt, da man zwischen dem Menschengewimmel den untern Theil nicht sieht, aufs täu-

schendste Kronleuchtern ähnlich sehen, die an ebenfalls unsichtbaren Schnüren von oben herab hängen — ein Maskenball im Freien, Ende Novembers, und wenn es auch gerade nicht warm ist, so erscheint uns doch die Luft angenehm und behaglich.

Unter den Arkaden ist übrigens das Gedränge am tollsten; dort sieht man einzelne Masken, andere in Gruppen vereint die vor den Kaffeehäusern Sitzenden haranguiren, ihnen Blumensträuße und Zuckerwerk überreichen, aber sie auch neckisch mit Confetti bewerfen. Was die Masken selbst anbelangt, so ist es schwer, die einzelnen zu beschreiben, es ist dasselbe Gemisch drolliger und burlesker Figuren, wie man es auch im römischen Carneval sieht, nur fehlen hier die schönen Römerinnen, die sich dort so gern in phantastischer Tracht sehen lassen, häufig ohne Masken, mit ihren edeln ernsten Gesichtern. Auch waren die Masken hier nicht zahlreich genug, um zwischen der außerordentlichen Menge auf dem Marcusplatz hervortreten zu können. Wie einen Blitz sah man hie und da die hellen Costüme auftauchen, aber gleich darauf wieder zwischen den dunklen Anzügen der größeren Menge verschwinden; vorherrschend waren Pantaleone mit einzelnen Arlequinos, ernsthafte Doctoren aus der italienischen Komödie mit langen Allongeperrücken und ihrem unaussprechlichen Instrument, Advocaten, die zu dreien oder vieren unter lautem Geschrei einen merkwürdigen Rechtshandel zu besprechen schienen. Sehr gut war eine Gruppe von Fischern, die unter den Arkaden vor einem Cafe auf Stühlen saßen, anfänglich unbeachtet, in harmlosem Gespräch; endlich aber erhitzten sich die italienischen Köpfe, man hörte heftige Worte, man sah herausfordernde Pantomimen; jetzt sprangen alle auf und theilten sich in zwei Parteien, deren Wortführer wie die Kampfhähne auf

einander losgingen. Immer ernster wurde der Streit, immer toller, immer gereizter flogen die Worte hin und her; endlich blinkte eine zwei Schuh lange Messerklinge, und als man glaubte, einer sinke getroffen zusammen, stürzten sich alle versöhnt in die Arme und eilten lachend davon. Wo sich irgend eine ausgezeichnete Maske sehen ließ, war sie augenblicklich umschwärmt von einem Haufen jubelnder Gassenjungen, und das war die unangenehmste Partie des ganzen Maskenfestes, denn von dem Höllenlärm, welchen diese kleinen venetianischen Teufel verführten, kann man sich bei uns unmöglich einen Begriff machen. Jeder war mit einer kleinen Rohrpfeife bewaffnet, auf welcher er durch Auf- und Abbewegung eines Stockes ein gellendes, ohrzerreißendes Gepfeife hervorbrachte, und diese Musik von einigen Dutzend solcher Rangen aufführen zu hören, war in der That nervenangreifend. Im Vergleich klangen die hölzernen Castagnetten, mit denen andere Schaaren bewaffnet waren, wie eine sanfte Melodie. — So gellt und quiekt, klappert und schreit alles durcheinander, und man hat zuweilen Mühe, sich aus diesem betäubenden Strudel nach der Mitte des Platzes zu retten, wo jedoch eine ebenfalls zahlreiche Menschenmenge die Musik umsteht, deren dröhnende Klänge kaum im Stande sind, den Lärm zu übertönen.

I Napolitani! heißt es auf einmal, und alles drängt sich unter die Arkaden der Procurazien, wo sich die Boutiken befinden, und man hört von der Seite der Merceria her eine eigenthümliche Musik; dort erscheinen vielleicht 20 Musikanten, einer hinter dem andern, begleitet von einer Menge Masken, die ebenfalls im Gänsemarsch gehen, was eine eigenthümliche Wirkung macht. Die Musikbande spielt eine Tarantella, und bald gehend, bald springend, bald tanzend schweben die Masken vor-

über; hier winken sie einem Bekannten zu, dort grüßen sie an ein Fenster hinauf, gelegentlich springt auch eine rechts oder links in das Menschengewühl, um mit dem Ausdruck der größten Zärtlichkeit irgend einem wildfremden Menschen an die Brust zu sinken, und sich dabei auf rührende Art der Freude eines unverhofften Wiedersehens zu überlassen. Aber auch diese schnurren vorüber, und ich gab mir in diesem Augenblick keine große Mühe, das dichte Menschenspalier, durch welches sie zogen, zu durchbrechen, da die Neapolitaner, wie mir ein Bekannter sagte, später auf dem großen Maskenball erscheinen würden.

Vor und hinter uns kommen andere Masken, andere Costüme, die unsere Blicke momentan auf sich ziehen; höchst komisch war eine unendlich lange Dame, ein wahrer Riese in Frauenkleidern, die mit decent, aber doch auffallend emporgehobenen Röcken, untadelhaft angezogen, sehr ernsthaft durch das Gewühl schritt, die lange brennende Cigarre im Munde. Doch ehe wir sie noch recht betrachten können, ist auch sie unsrem Gesichtskreis wieder entschwunden, ebenso wie zwei zierliche Blumenmädchen, die den Umstehenden hie und da Sträuße anbieten. Auch zwischen sie und uns wälzt sich im nächsten Augenblick ein dichter Menschenstrom; dort flattern noch die rothen Bänder ihres Haars, und die lange Dame mit der brennenden Cigarre, der alles lachend und ehrfurchtsvoll Platz macht, ist schon drüben bei den andern Arkaden. Es ist ein wahres Blocksberggewühl; man könnte einen Mephisto zum Führer brauchen:

> „Was, dort schon hingerissen?
> Da werd' ich Hausrecht brauchen müssen!"

Aber hier ist leider kein Hausrecht zu gebrauchen, und man

muß nur froh sein, wenn man in dem Gewühl fest auf seinen Füßen stehen bleibt. Wir retten uns vor einem langen zudringlichen Dottore, der mit seinem Instrument einige verdächtige Manipulationen gegen uns macht, wobei er Gott weiß welche schrecklichen Uebel aufzählt, mit denen wir behaftet sein könnten, und prallen bei einer rückgängigen Bewegung an einen dicken Zauberer oder Sterndeuter, der mit einer thurmähnlichen Mütze, auf deren schwarzem Grund allerlei seltsame Zeichen leuchten, hinter uns steht, und suchen die Mitte des Platzes zu gewinnen, wo das Gedränge nicht gar zu toll ist. Vor uns hören wir in einem Menschenhaufen einen Kerl gewaltig schreien und declamiren, eine Art von Dulcamara, der Arzneien gegen alle erdenklichen Uebel anpreist, wobei aber die Beschreibung seiner Krankheiten und Mittel nicht immer für die Ohren anständiger Damen paßt. Dort schleicht auch ein alter Bekannter durch die Menge — Shylock, der Kaufmann von Venedig, in recht gutem Costüm; er wetzt sein langes Messer und warnt die ihm begegnenden Damen vor Verträgen, wo es sich um ein Pfund Fleisch zunächst dem Herzen handle. Schon hat uns aber die wieder forteilende Menge nach einem andern Theile des Platzes geführt, wo wir ein seltsames Geschnarre von Violinen hören, umlacht von zahlreichen Zuhörern; selbst die musicirende Straßenjugend scheint an dieser Musik Geschmack zu finden, denn das unsinnige Gequäck und Gepfeif hört dort einen Augenblick auf. Der Zug, der dort kommt, ist aber auch in seiner Einfachheit gelungen zu nennen; es sind vielleicht ein Dutzend Leute, einer nach dem andern marschirend, oder vielmehr in grotesker Weise springend mit weißen Beinkleidern und weißen Hemden und weißen Nachtmützen; alle haben seltsam geformte vergoldete Geigen, verschnör-

kelte, sonderbare Instrumente mit dem Ton von Kinderviolinen, womit sie eine ganz confuse verrückte Melodie aufspielen. Dabei sind sie eben so sonderbar in ihren Bewegungen; bald gehen sie einer hinter dem andern, und wenn das gaffende Publikum Spalier macht, um sie durchzulassen, so macht die ganze Reihe linksum, um in einer Front marschirend die lachenden Zuschauer vor sich herzutreiben; plötzlich formiren sie eine Schlangenlinie, drängen sich in den dichtesten Menschenknäuel ein, verschwinden unter die Arkaden in irgend ein Cafe, dessen sämmtliche Zimmer sie fidelnd durchziehen. Dabei machen sie die seltsamsten Tanzsprünge, arbeiten gewaltig mit den Ellbogen, und nicken bei jedem Bogenstrich so gewaltig mit dem Kopfe, daß die Quaste ihrer Nachtmütze hin und her fliegt, was einen überaus komischen Anblick gewährt.

Auch wir retten uns in ein Cafe, um den vielfarbigen Strom der bunten Menge an uns vorüber ziehen zu lassen. Es ist bereits spät geworden, schon längst hat die Glocke des Thurms von San Marco mit tief melodischem Ton 9 Uhr auf die jauchzende Menge da unten herabgerufen, und es es ist Zeit, nach La Fenice zu gehen zur großen Cavalchina mascherata come nell ultimo di Carnevale — so sagen die Anschlagzettel, und das ist allerdings viel versprochen.

Wir verlassen also den Marcusplatz und werfen unter den Arkaden der Calle dell Ascension noch einen Blick auf das geräuschvolle Treiben. Nach wie vor wogt es dort durcheinander; man lacht, man pfeift, die Buben knattern mit ihren Castagnetten, auch hören wir von fernher wieder das seltsame Geschnarr der zwölf Geiger, ja wir glauben sie da unten bei den drei Flaggen zu sehen, wie sie sich gleich einer weißen Schlange durch

die Menge winden; doch hat sie diese wieder verschlungen und schlägt in undeutlichen Farben, viel grau vorherrschend, ein wogendes Meer über ihnen zusammen. Dieses kleine Meer hat seine Brandung wie das große vor unsern Fenstern, und diese Brandung an beiden Procurazien wirft immer neue Schaaren dort unter die Arkaden und zieht andere dafür zurück in seinen bewegten Schlund, immer wechselnd, auf und ab wogend, sich immer neu gestaltend. — Und darüber schweben die riesenhaften Kronleuchter mit ihrem mild glänzenden Lichte, gleich leuchtenden Blumen aus der schäumenden Fluth emporgestiegen, allein deutlich erkennbar in ihrem hundertfachen Glanze, während die Masse unter ihnen farblos und unbestimmt ist.

Die neue Eisengallerie in der Calle dell' Ascension, der bedeckte Gang des Kaiserpaares ist bis zum Canale grande hinab mit einer doppelten Reihe von Gasflammen unter matten Glaskugeln erhellt, was sich unter dem weiß- und rothgestreiften Dache sehr zierlich ausnimmt. Auf dem Wasser am Ende der Gallerie sehen wir ein unbestimmtes Gewühl von Lampen, Gas- und Fackellicht eine Strecke weit die trüben Wasser des großen Canals erhellend. Die ganze Straße ist mit zwei Reihen Zuschauern besetzt, welche kaum den rothgeblümten Teppich in der Mitte frei lassen, und hier ist es komisch anzusehen, wenn jenseits eine Schaar Masken erscheint und in großen Sprüngen unter dem Jauchzen der Menge herübersetzt.

Wir lassen aber das alles hinter uns und kommen in wenig Zeit nach Fenice. Hier ist dieselbe Beleuchtung wie gestern bei dem Theatre paré; auf den anstoßenden Canälen das gleiche oder ein noch ärgeres Gondeltreiben, und der Hauptunterschied besteht heute darin, daß man den schwarzen Häuschen viel Da-

men in leuchtenden Maskencostümen entsteigen sieht — wieder ein Stück alten venetianischen Lebens. Ich hätte einen Maler an meine Stelle gewünscht, er würde Stoff zu einer guten Anzahl der hübschesten Bilder gefunden haben. Das Anlanden der Gondeln in der finstern Nacht an den Marmortreppen, das eben noch so dunkle Wasser jetzt plötzlich grell beschienen von Fackellicht, das Rauschen der seidenen Gewänder, das leichte Emporsteigen einer eleganten Gestalt, gestützt auf den Arm ihres Cavaliers, das Leuchten der hellfarbigen Costüme, das Flattern der Spitzen und Bänder, und vor allem der eigenthümliche Anblick der schwarzen Halbmasken, läßt uns alles das wie einen schönen Traum erscheinen. Und doch ist es ja Wirklichkeit; denn wie wir in den Theatersaal eintreten, sehen wir uns umgeben von der eleganten venetianischen Maskenwelt. Der Saal ist glänzend beleuchtet wie gestern, und es ist die Bühne mit in den Zuschauerraum hineingezogen, die diesseitige Decoration setzt sich drüben fort und schließt gegenüber der kaiserlichen Loge mit einer immensen Spiegelwand, welche die Vergoldungen, die unzähligen Wachskerzen, das bunte Maskengewühl prachtvoll reflectirt. Was sich hier recht gut macht, ist, daß die Bühne erhaben über dem Parterre bleibt; zwei breite Treppen führen an beiden Seiten des Proscenimus hinauf, und wenn man oben steht, hat man einen vollständigen Ueberblick auf die Menge unter sich.

Diese bietet nun ein reiches venetianisches Maskenleben, und dabei ist besonders hervorzuheben, daß das Ganze einen so wohlthuenden Anstrich von Anständigkeit und Eleganz hat. Die Costüme sind gewählt und reich; man sieht bei den Masken fast nur Seide und Sammet, die uncostümirten Herren sind alle in schwarzem Frack, die meisten mit weißer Halsbinde. Was wir

von einzelnen italienischen Charaktermasken auf der Straße gesehen, erscheint auch hier wieder, nur sehr verfeinert in Kleidung und Benehmen. Da treibt der Doctor sein Unwesen, da zanken sich ein paar Advocaten, im allgemeinen aber ist die Damenwelt hier stärker vertreten, ausgezeichnet sind die ächten venetianischen Dominos-Damen in Sendado, wie der hiesige Ausdruck sagt. Vielleicht ist es meinen Leserinnen nicht unangenehm, wenn ich ihnen die genaue Beschreibung einer solchen Dame in Sendado, also eines ächt venetianischen Domino, zu geben versuche.

Bei allen besteht der Rock aus schwarzer Seide, hat er Volants, so sind diese mit Spitzen besetzt; darüber kommt ein anliegendes Leibchen mit engen Aermeln, die aber in der Mitte des Unterarms aufgeschlitzt sind und eine reiche Garnitur meist antiker Spitzen zeigen; von gleichen Spitzen ist der Kragen, der sich herzförmig die Brust herab fortsetzt; dieß Leibchen, meist von weißer oder hellblauer Farbe, ist je nachdem mit dunkelblauen oder schwarzen Sammetbändern besetzt und hat auf den Schultern und vorn herab eben solche Maschen und Schleifen. Das Haar ist zurückgestrichen, auf beiden Seiten aufgebuckelt, mit Blumen verziert und leicht gepudert; oben auf dem Scheitel trägt die Dame in Sendado — und das ist das Charakteristische — ein kleines Gestell von leichtem Eisendraht, hoch oder niedrig, je nachdem sie groß oder klein erscheinen will, und dieses Gestell ist mit der schwarzen venetianischen Mantille bedeckt, deren Spitzen vorn auf die Stirn herabhängen und deren lange Enden sich unter dem Kinn vereinigen, dann die Brust kreuzen, um die Hüften herumgehen, und hinten eine Handbreit unter der Taille in einen schönen Knoten verschlungen sind. Ob sich dieser Knoten indessen dicht unter der Taille oder weiter abwärts präsentirt, hängt von

dem vornehmen Stand der Dame ab; Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande tragen ihn beinahe in der Taille, und je nobler eine Venetianerin ist, um so tiefer hängt dieser Knoten mit seinen beiden Schleifen herab. So wurde mir neulich erzählt, daß diese Schleifen am Domino der Marchesa B., einer der vornehmsten Damen Venedigs, fast bis auf den Boden herabgereicht hätten.

Von sonstigen bemerkenswerthen Maskenanzügen sah man einige ächt orientalische Costüme, niedliche Blumenmädchen mit Körben der schönsten Bouquets, und einige sehr schöne und reiche Repräsentantinnen der venetianischen Damenwelt aus alter guter Zeit; auch ein paar Debardeurs ließen sich unter der Menge sehen, reichten aber in ihrer Schüchternheit und ihrem vollkommenen anständigen Betragen nicht im geringsten an die Pariser Orginale, welche einen dortigen Opernball vollständig unsicher machen. Ueberhaupt ist eine hiesige Maskerade mit einer solchen in der französischen Hauptstadt durchaus nicht zu vergleichen. Während sich dort alles wahrhaft toll und ausgelassen amüsirt, beständig jauchzt, springt und lacht, und die einzelnen Partieen auf einem Raum von vielleicht acht Fuß Stundenlang und bis zur Ermattung die bekannten Françaisen aufführen, dabei mit zurückgeworfenem Kopf unaufhörlich in die Höhe springen — mit einem Wort, während dort Tanz und Lärm die Hauptsache ist, ist eine venetianische Cavalchina eher einem großen Corso zu vergleichen, wo man beim Klang einer rauschenden Musik auf- und abspaziert, wo Bekannte sich gegenseitig necken, wo man wohl fröhliches Lachen hört, aber weder allzu lauten Jubel noch Geschrei. —

Gegen halb 11 Uhr erschien der Kaiser mit der Kaiserin und wurde auch heute wieder wie gestern beim Theatre paré empfangen. Als sich nun jetzt die noch leer gebliebenen Plätze

mit den Damen des Hofs und den glänzenden Uniformen gefüllt hatten, und so alle die fünf Logenreihen wie auch die geschlossene Decoration des Theaters mit einem leuchtenden Kranze von schönen Damen in reicher Toilette, viele in phantastischen Costümen, bestrahlt von großen Wachskerzenbouquets vor den Brüstungen, vollständig besetzt waren, bot das ganze Haus einen überaus glänzenden und reichen Anblick. Dabei waren alle Räume dicht gefüllt und unten das Gedränge so groß, daß man kaum durchkommen konnte und froh war von einem sichern Logenplatz aus das Durcheinanderwogen der Masken mit ansehen zu können. Ein mächtiges Orchester war zwischen den beiden Treppen, die zur Bühne führten, aufgestellt und spielte nach der Ankunft des Kaisers gerade eine lustige rauschende Polka, als sich eine andere seltsame Musik vom Eingang her hören ließ, und nicht gerade melodisch in diese Klänge einbrach. Als nun auch von der andern Seite gar ein drittes Musikchor erschien, da war für Augenblicke der musikalische Lärm so toll, daß man wohl versucht sein konnte, sich die Ohren zuzuhalten, dagegen die Augen weit zu öffnen, denn unten erschienen die beiden uralten venetianischen Carnevalsgesellschaften, die Napolitani, von denen ich schon früher sprach, und die Chioggiotti, letztere, wie schon der Name besagt, Fischer der Insel Chioggia darstellend.

Schon über hundert Jahre bestehen diese beiden Gesellschaften und lassen sich zur Carnevalszeit in ihren grotesken Aufzügen sehen. Die Mitglieder sind wohlhabende venetianische Kaufleute und Boutikiers, und wo sie nicht erscheinen, ist die Faschingslust auch nicht vollständig. Man war nicht sicher, ob sie sich zur heutigen improvisirten Cavalchina herbeilassen würden, da es meistens unabhängige Leute sind, welche, wenn sie kommen, dieß

aus freiem Antrieb thun; und daß sie am heutigen Tag und recht zahlreich kamen, war ein Beweis, daß es ihnen Vergnügen machte, sich zu zeigen. Bei den „Napolitani" scheint sich nun das vielleicht ursprünglich ächte Costüm im Laufe der Zeiten ziemlich verwischt zu haben, doch sieht es immer noch recht gut und malerisch aus. Sie haben weiße Strümpfe mit Bundschuhen, kurze Hosen und bunte Jacken mit zahlreichen Messingknöpfen besetzt, deren Schnitt und Verzierung indessen etwas von der Tracht des spanischen Majo hat; auf dem Kopf haben sie die bekannte rothe Mütze, und jeder trägt in der Hand eine Mandoline, deren verzierter und gewundener Hals wohl vier Schuh lang ist, was eine äußerst komische Wirkung macht. Ihre zahlreiche Musik war eben so gekleidet, nur hatte diese steife rothe Mützen, an denen jeder eine kleine Glaslaterne mit einem brennenden Licht trug. Die Chioggiotti scheinen sich strenger in ihrer ehemaligen Tracht erhalten zu haben; sie trugen Sandalen, die um das Bein mit bunten Bändern befestigt waren, ebenfalls kurze Hosen und eine reich verschnürte Fischerjacke, über die ein gewaltiger weißer Kragen, meistens von reichen alten Spitzen, heraushing, vorn auseinander stand und den Hals sowie einen Theil der nackten Brust sehen ließ. Um den Hals hatte jeder einen kleinen Schatz von alten venetianischen Goldketten unzähligemal herumgeschlungen, so daß es bei manchem einen handbreiten glänzenden Goldstreifen bildete; an allen Fingern glänzten zahlreiche Ringe, und sie trugen Körbe mit Blumen und Austern, die sie in den Logen umher anboten.

Das Ball-Orchester verstummte glücklicherweise vor dem musikalischen Lärm der Maskenzüge, worauf sich deren beide Musik-

chöre zu einer eigenthümlichen Tarantella vereinigten, die alsdann von den Neapolitanern und Chioggiotten auf eine wahrhaft groteske Art getanzt wurde. Die ersteren rissen dabei in die Saiten ihrer Mandolinen, alle aber machten die komischsten Pantomimen gegen die Damen in den Logen. Die Zuschauer im Parterre bildeten ringsumher einen weiten Kreis, und nach und nach mischten sich auch andere Masken in die Tarantella. Sehr komisch erschienen dabei zwei kleine Kerle in weißen Hosen, rothen Röcken und weißen Schlafmützen, beide von derselben Größe, beide außerordentlich dick wattirt, mit sehr guten Larven maskirt, die so außerordentlich heitere und beständig lächelnde Gesichtszüge zeigten, daß man bei ihren lustigen Capriolen und ihrem auffallenden Kokettiren nach allen Logen, welches übrigens von den Damen freundlich erwidert wurde, unwillkürlich mitlachen mußte. Endlich endigte die Tarantella; der Tanz löste sich auf, und als gleich darauf die umherstehenden Maskengruppen das ganze Terrain wieder überfluthet hatten, verschwanden Neapolitaner und Chioggiotti in dem allgemeinen Gedränge.

Gegen halb 1 Uhr verließen die Majestäten die Loge und zogen sich zurück, und als gleich darauf die großen Säle der Societa Apollinea im oberen Stockwerk des Hauses, einer geschlossenen Gesellschaft gehörig, für heute dem Publicum geöffnet wurden, verminderte sich augenblicklich das Gedränge unten im großen Saale. Natürlich machte auch ich einen schüchternen Versuch, die reichen Foyers droben zu sehen, doch kam ich, durch ein wahrhaft schreckliches Gedränge emporgeschoben, nur bis in den ersten Saal, wo eine andere Musikbande spielte, wo Masken und sonstige ehrliche Leute an den Wänden umhersaßen, und wo eine solche Hitze herrschte, daß ich schleunig auf meinen Rückzug be-

dacht war. Vor dem Theater in der kühlen Nachtluft athmete ich wahrhaft erleichtert wieder auf und ging mit dem süßen Bewußtsein nach Hause, als aufmerksamer Beobachter meine Schuldigkeit gethan zu haben.

4.

Die Regatta.

Die Regatta ist eine Preis-Wettfahrt (ein Schifferstechen, wie man's in Württemberg nennt), heutzutage mit leichten Gondeln ohne Verdeck, früher auch mit schweren Fahrzeugen abgehalten. Ursprünglich wollte man dadurch das Volk zu Ruderübungen anregen, und nicht nur die Männer, sondern auch Frauen aus der Schifferstadt Palestrina betheiligten sich bis zum achtzehnten Jahrhundert daran, und öfters sollen die rüstigen Weiber, zum großen Verdruß der Barcarolen, einen Preis gewonnen haben. Die Fahrt beginnt auf ein gegebenes Zeichen am östlichen Ende der Stadt, geht an der Riva degli Schiavoni und an der Piazetta vorbei in den Canale grande, dann durch die ganze Länge desselben bis zum Canalreggio, wo ein Pfahl errichtet ist, der umfahren werden muß, und nun wieder auf den Canale grande zurück, bis zum Palazzo Foscari, wo die Preise ausgetheilt werden. Der Schauplatz selbst, die allgemeine Theilnahme der Bevölkerung nebst der dabei entwickelten Pracht der begleitenden Fahrzeuge, machten daraus eins der berühmtesten Volksfeste, das ohne festgesetzte Wiederkehr, bei allgemein erfreulichen Veranlassungen, häufig bei Anwesenheit fremder Fürsten — so zu Ehren des Kaisers Ferdinand, als derselbe nach der Krönung in Mailand 1838 nach Venedig kam — veranstaltet wurde. Die letzte

Regatta fand im September 1847 bei Gelegenheit der neunten Zusammenkunft italienischer Gelehrten statt. Den größten Theil dieser Notizen habe ich dem so eben erschienenen „Führer durch Venedig," von Adalbert Müler entnommen, einem Buch, welches durch zweckmäßige Eintheilung und Zusammenstellung, sowie durch praktische Kürze allen Reisenden bestens zu empfehlen ist.

Obgleich der Canale grande ziemlich breit ist, so kann doch nur einer beschränkten Anzahl die Wettfahrt gestattet werden, wobei das Loos entscheidet. Dießmal waren es neun Gondeln, für welche vier Preise ausgesetzt waren: der erste in 250 Zwanzigern bestehend, der zweite in 200, der dritte in 150, der vierte in 100, und dieser letzte erhält noch als Zugabe, vielleicht auch ein wenig zur Verhöhnung, der alten Sitte gemäß, ein schwarzes Spanferkel. Dieß wäre also, um mich eines technischen Ausdrucks zu bedienen, die einfache Weberkette, welche sich von den Giardini publici bis zum Canalreggio in einer schönen Schlangenlinie durch ganz Venedig zieht, und die ich mich bemühen werde durch einen Einschlag von sehr viel Farben, Gold und Silber, Blumen und wehenden Federn zu jenem prächtigen Bande zu machen, welches das Auge durch seinen fabelhaften Glanz vollständig blendet.

Bei der Veranlassung der dießmaligen Regatta versprach das Fest von vorn herein ein glänzendes zu werden. Zuerst war es auf Sonntag den 30. Nov. bestimmt, doch war der Himmel an diesem Tag nicht gut gelaunt und mit trüben Wolken bezogen, welche Schnee und Regenschauer herabsandten auf die ziemlich unruhige Fluth der Lagunen und des großen Canals. Bis gegen Mittwoch dauerten Unwetter und Scirocco, und erst als sich eine kalte Bora des Regiments bemeisterte und die trüben Wolken — aber in größter Schnelligkeit — verjagte, schien

die Sonne wieder klar und in den Mittagsstunden erwärmend auf das durchnäßte und frierende Venedig. Wohl kämpften noch ein paar Tage im Laufe des Morgens dichte Nebel um die Herrschaft über Land und Meer und drangen oft so gewaltig vor, daß ich von meinen Fenstern wie in die offene See hinauszuschauen glaubte, kaum die Masten und die Takelage der dicht am Ufer liegenden Schiffe erkennend, oder die gewaltige Kuppel von Sta. Maria della Salute, die wie ein graues Phantom erschien. Abends aber warf die Sonne Gewölk und Nebel siegreich vor sich nieder, um den Himmel für den Mond zu säubern, der nun in wundervoller Klarheit sein helles Licht über das alte Venedig ausgoß und die Stadt so herrlich und phantastisch beschien, daß man wohl auf der Erde nicht leicht was schöneres sehen konnte.

Wegen des schlechten Wetters zu Anfang der Woche war die Regatta auf Sonntag den 7. Dez. verlegt worden, und diese Verzögerung hatte dem Fest in keiner Weise geschadet. Wenn man sich aus der Merceria in die engen Straßen verlor, wo die Handwerker wohnen, so sah man namentlich bei den Vergoldern und Tapezierern alles bis in die späte Nacht hinein in voller Arbeit, und wo man hinblickte, gewahrte man bunte Fahnen, riesenhafte Blumenkörbe, vergoldete Wappen und Barkenschilder.

Noch am Samstag Abend hatten aufsteigende Wolken zahllos die Frage veranlaßt: kann die Regatta stattfinden, oder kann sie nicht stattfinden? Als aber am Sonntag den 7. Dez. vom tiefblauen Himmel, der nur hie und da mit leichten Wolkenstreifen durchzogen war, prachtvoll die Sonne niederstrahlte, war Venedig voll Jubel und Freude. „Oggio Regatta!“ hörte man auf Plätzen und Gassen, und schon von 10 Uhr an strömten die Einwohner massenhaft aus den engen Canälen nach der Piazetta,

um sich auf Barken und Gondeln nach dem Canale grande zu begeben, oder um zu Fuß über die Riva degli Schiavoni nach den öffentlichen Gärten zu wandeln, wo Punkt 1 Uhr das Auslaufen der Gondeln stattfinden sollte. Um die Aufstellung der Wettkämpfer zu sehen, ließ auch ich mich von dem wogenden Getreibe dorthin führen. Ungefähr hundert Fuß von den Treppen der Giardini befanden sich die Regatta-Gondeln, in weitem Kreis umgeben von einer großen Menge Fahrzeuge, deren Insassen aufmerksam zuschauten, wie die einzelnen Kämpfer kleine Wettfahrten unter sich anstellten; es war das wie vor dem Auslaufen von Rennpferden: als habe sich die Ungeduld der Ruderer den Fahrzeugen mitgetheilt, so schossen diese bald hierhin, bald dorthin, jetzt eines allein, dann zwei oder drei miteinander. Ungemeinen Jubel rief es hervor, wenn eines dem andern um eine Bootlänge vorschoß und dann mit der Geschwindigkeit eines Wasservogels wieder zu seinem Platze herumflog.

Die Regatta-Gondeln sind von dünnstem Holz so leicht gebaut, daß ein ungeschickter Fußtritt die Wandung durchbrechen, oder das ganze Fahrzeug beim geringsten Zusammenstoß in Stücke zerschellen müßte; deßhalb hat es oben eine Spannung von netzförmigem Holz, welche das kleine Fahrzeug zusammenhält, und wo zu beiden Seiten auf einem unbedeutenden Stückchen Teppich die Ruderer stehen. Es ist unbegreiflich, wie sich die Leute bei der großen Kraftanstrengung des Ruderns auf dem schwankenden Fahrzeug halten können, ohne bei der geringsten Wendung herunterzufallen. Die Gondoliere tragen weiße Beinkleider, auf der Naht Zickzackstreifen von blauem Band, dazu blaue Jacken mit ähnlicher weißer Verzierung auf den Nähten, und blaue auf der rechten Seite herabfallende Mützen mit einer goldenen Quaste.

Um die Wettkämpfer kenntlich zu machen, sind ihre seidenen Schärpen vielfarbig; bei der heutigen Regatta Orange, Violett, Nußbraun, Hellblau, Dunkelblau, Grün, Rosa, Gelb und Weiß; diese Farben sind wichtig, um beim Wettlauf die Gondeln unterscheiden zu können. Eine Viertelstunde vor der Abfahrt stellen sich sämmtliche Regatta-Gondeln hinter einem langen Strick auf, der von einer seitwärts liegenden Barke ans Ufer gezogen wird, und welcher, auf das Zeichen eines Kanonenschusses niederfallend, die Abfahrt freigibt. Hier erfuhr ich auch unter anderem, daß bei dem neulichen Sturm zwei der besten Gondoliere, welche bei der heutigen Regatta große Hoffnung gehabt hätten, am Lido ertranken, als sie sich, aus einem Wirthshaus kommend, mit einem dritten zu weit in die Lagune hinausgewagt.

Gern hätte ich den Weg von hier nach der Stadt auf einer Gondel zurückgelegt, um nicht die dicht gedrängten Menschenmassen passiren zu müssen. Doch waren die Forderungen einzelner Gondoliere, die hier lagen, wahrhaft lächerlich; verlangte man doch gestern schon von den Fremden für die Fahrt zur Regatta einen Napoleon-d'or. In ziemlich kurzer Zeit drang ich indessen bis zum Marcusplatz durch, in dessen Nähe ein Freund, Graf Künigl, Oberst von Kaiser-Infanterie, wohnte, welcher mir mit schätzenswerther Liebenswürdigkeit nicht nur einen Sitz in seiner Gondel, sondern auch den vortrefflichsten Platz um die Regatta zu sehen, und zwar auf dem Balcon des Palastes Foscari angeboten hatte, wo ein großer Theil seines Regiments einquartiert ist. Es war nach 12 Uhr, als wir in den großen Canal einfuhren, und wenn man auch durch frühere Beschreibungen, sowie durch die Erzählung Einheimischer, auf den herrlichen Anblick vorbereitet ist, den der Canalazzo am heutigen Tage bietet, so übertrifft doch das Bild

desselben die kühnsten Erwartungen. Es ist nicht mehr die stille, fast öde Wasserstraße, auf der man an gewöhnlichen Tagen ein paar hundert Gondeln gar nicht bemerkt, umstanden von altersgrauen Palästen, die sich wie nachsinnend über vergangene Größe in dem unbeweglichen Wasser spiegeln. Vor unsern Augen wehen von allen Fenstern, von allen Balcons herab bunte Teppiche, Musik schallt uns entgegen, phantastische Bissoni schießen vorbei, leuchtend in Farben, Gold, Silber und Sonnenglanz; zahllose Barchetti folgen ihnen, man hört Jubeln und Schreien von allen Seiten, kleine Musikbanden auf schwarzen Gondeln, jede eine eigene Melodie spielend, ziehen vorüber, Bekannte wehen einander aus der Entfernung mit ihren Tüchern zu, auch zu den Fenstern und Balconen hinauf, wo auf jedem ein wahrer Blumenstrauß von Damen in den reichsten und buntesten Toiletten zu sehen ist, welche all die Grüße der vorüberfliegenden Fahrzeuge durch das Schwingen ihrer weißen Taschentücher, ihrer Fächer, Sonnenschirme und Blumen erwiedern. Wir biegen in den großen Canal ein und befinden uns nun mitten in dem fabelhaften Gewimmel. Wie die Unregelmäßigkeit der venetianischen Paläste in ihrer zierlichen Bauart alle Decorationen und sonstigen Schmuck so lebendig macht, so auch hier; da ist nichts gleichmäßiges, nichts uniformes, was das Auge durch lange Linien ermüdete; jeder Palast hat sich geschmückt, wie es ihm gerade gut dünkte, und das bringt diese beispiellose bunte und reizende Manichfaltigkeit hervor. In Farben ist Weiß und Roth vorherrschend, und die öffentlichen Gebäude, unter andern der Palast Correr, die Wohnung des Statthalters Grafen Bissingen, ist förmlich eingehüllt von Draperien und Teppichen. Eben so wohlthuend für das Auge ist es, daß man über die Balcone bald einen kurzen, bald

einen langen Streifen herabhängen sieht, hier eine neue Draperie, dort einen alten persischen Teppich, rechts prächtige Gobelins mit dem Familienwappen, links glänzenden Seidendamast, oft mit maurischen Verzierungen.

Neben dem Palast Foscari liegt der Palast Balbi, wo der Kaiser und die Kaiserin der Regatta zuschauen sollten. Hier bei der Biegung des Canals, wo man hinauf bis zum Rialto sieht, war der Hauptpunkt des ganzen Festes; zwischen den eben genannten alten Palästen befand sich die Preistribüne und das Ende der Wettfahrt. Je mehr wir uns diesem Punkt näherten, desto dichter wurde das Getreibe auf dem Wasser, um so toller der Lärm ringsumher. Den Palast Foscari hatte der Oberst Graf Künigl auf eine schöne und sinnreiche Art verzieren lassen: oben hoch an der Dachkrönung sah man unter der schwarzgelben Standarte die kaiserliche Krone; von dieser gingen weiße und rothe Draperien von beiden Seiten weit auseinander, über die Balcons einen gewaltigen Baldachin bildend, der oben die Buchstaben F. J. und E. — Franz Joseph und Elisabeth — zeigte, unten geschlossen war durch übereinanderreichende Fahnen und Flaggen mit der Inschrift: „Viribus unitis — für Kaiser und Vaterland.“ Die Säulen der Fenster bildeten Gewehrpyramiden, die mit grünem Buxlaub umschlungen waren. Dort an der Marmortreppe legten wir an, und als wir auf den Balcon des ersten Stocks hinaustraten, hätte ich gewünscht, nicht vorbereitet durch das bisher schon Gesehene, mit einemmal diesen großartigen, reichen und reizenden Anblick genießen zu können. Vor uns hatten wir den Canale grande in seiner ganzen Breite und in fast gerader Linie von Foscari bis zum Rialto, auch hier alle Häuser aufs bunteste verziert, glänzende Teppiche, Fahnen

in allen Farben, zahlreiche Menschenmassen auf den Balcons, auf den Treppen so wie auf unzähligen Gondeln, die auf beiden Seiten an den Häusern förmliche Quais bildeten. Die Wasserstraße selbst war belebt mit den hin- und herfahrenden Fahrzeugen, welche ich bei der Ankunft des Kaisers, so umständlich als es mir möglich war, beschrieben, und die heute in noch größerer Anzahl und manche noch reicher geschmückt wieder erschienen; alle die Schiffe mit ihren eigenthümlich geformten Flaggen, viel rother und blauer Sammet mit Gold und Silber, die Ruderer in den schon geschilderten oft sehr geschmackvollen Costümen, die leichten pfeilschnellen Bissoni mit ihren schillernden Gazevorhängen und der lang auf dem Wasser nachschleifenden Schleppe, die Barchetti mit ihren Blumenguirlanden und Behängen oft in den grellsten Farben, dazwischen die Hunderte von schwarzen Gondeln mit Damen in den reichsten Toiletten — kurz es war derselbe fabelhafte, blendende Anblick wie damals, nur heute noch gewaltiger, weil die Masse der Fahrzeuge, statt sich wie auf der weiten Lagune ausbreiten zu können, hier zwischen den Palästen des Canale grande zusammen gedrängt war. Im Gegensatz zu damals war auch das Ohr heute, und oft zu stark, in Anspruch genommen; ganz Venedig war auf und am Canale grande, und ganz Venedig bemühte sich den größtmöglichsten Lärm zu machen; wenn auch vielleicht jene Dame ihrem Nachbar, oder jener Zuschauer seiner Nachbarin nicht übermäßig laut zurief, und obgleich ein einziges fröhliches Lachen nicht besonders gehört worden wäre, so gaben doch hier die Tausende von Lauten ähnlicher Art ein wahrhaft betäubendes Gemurmel und Gebrause. Dazu das Geschrei, das jubelnde Rufen des Volks in den Barken und Kähnen beim Erblicken eines Befreundeten, das Fiedeln der

Musikanten auf dem Wasser — es war ein unbeschreiblicher Lärm, dem man aber nicht widerstehen konnte, dem man sich hingeben mußte mit allen Sinnen, selbst mitlachend und Bekannten zurufend, und dem man sich in der allgemeinen Aufregung auch unwillkürlich und so gern hingab, daß der aufmerksame und gewissenhafte Beschauer alle Mühe hatte, die so sehr in Anspruch genommenen fünf Sinne beisammen zu halten, was ich an mir selber nur zu wohl empfunden habe. —

Mit dem Palast Foscari bildet der Palast Balbi einen rechten Winkel. Die Wassertreppe des letzteren war von einer mit rothen Teppichen bezogenen Landungsbrücke überbaut, neben der die kaiserliche Staatsbarke, die Galleggiante, wie sie mit dem venetianischen Ausdruck heißt, lag. Wir kennen sie mit ihrem Goldbach und ihren rothen reich gestickten Sammetdraperien bereits von dem Empfangsfest her. Auf dem Balcon des ersten Stockes erhob sich ein Zelt von rothem Sammet mit Gold und Fransen und Draperien von himmelblauer und weißer Seide, die Kaiserin freundlich an ihr fernes Heimathland erinnernd; eigenthümlich nahmen sich in den Fenstern des alten grauen Palastes Kissen ebenfalls von rothem Sammet aus, welche aus dem alten Gemäuer ordentlich hervorleuchteten. Zwischen diesem Palast und dem, in welchem ich mich befand, war dicht am Ufer die Preistribüne errichtet — ein Pavillon von weiß und rothem Stoff, auf dessen Dach der Löwe von San Marco mit dem goldenen Buch der Republik. In den Canal hinein war eine Terrasse gebaut mit zwei Piedestalen auf beiden Seiten, welche große Blumenkörbe trugen; auf der untersten Stufe der Landungstreppe dieser Terrasse sah man die Preisfahnen aufgesteckt; es waren ihrer acht: zwei roth, zwei blau, zwei grün und zwei

gelb; sie hatten in goldenen Buchstaben die Worte: primo, secundo, terzo, quarto. Auf den beiden letzten befand sich unter dem Wort quarto das kleine Spanferkel abgebildet; dieses Thierchen selbst lag mit zusammengebundenen Füßen am Rande der Terrasse und gewährte einen komischen Anblick; es war mit einer goldgesäumten Tunica bekleidet, aus welcher die schwarzen Vorderbeine heraus sahen. Uebrigens schien es sich in seiner Lage nicht behaglich zu fühlen, häufig grunzte es sehr kläglich, und machte ein paarmal den Versuch, sich, vielleicht sein trauriges Schicksal ahnend, ins Wasser zu stürzen. Die beiden Piedestale mit den Blumen hatten eine höchst boshafte Einrichtung, Schlangen gleich, welche unter Rosen lauern, denn unsichtbar für die Vorüberfahrenden, befand sich unter jedem Blumenkorb die Mündung einer Feuerspritze, die plötzlich ihre Wasserstrahlen auf die Gondeln ergoß, die sich trotz mehrfacher Warnung zu nahe an der Terrasse anlegten und so den Wettkämpfern, die herbeischießend hier ihre Fahnen holen mußten, hinderlich waren. Rechts vom Palast Foscari war das Musikcorps des Regiments Prohaska auf zwei mit einander verbundenen Schiffen aufgestellt.

So mochte es halb 1 Uhr geworden sein, und mit jeder Minute nahm das Leben auf dem großen Canal zu. Jetzt hörte ich auch die eigenthümliche Tarantella wieder, mit der die Napolitani und die Choggiotti auf dem Maskenball erschienen waren, und sah diese selbst in dem schon beschriebenen Costüm, zwei große Schifferbarken anfüllend, deren erhabene Schiffsschnäbel und Hintertheile mit wehenden Fahnen und herabflatternden Bändern geziert waren. Die Neapolitaner hatten einen Mast mit dem eingerefften großen lateinischen Segel, von dessen Spitzen ein

übermäßig langer Wimpel herabhing. Die Chioggotti führten zwei sehr niedrige Masten, zwischen denen ein mit Gold verziertes Fischernetz hing, das angefüllt war mit silberglänzenden Fischen. Wie neulich auf dem Marcusplatz und später auf dem Maskenball, wurden die beiden Carnevalsgesellschaften wieder jubelnd von den Neugierigen umschwärmt, und als sie so langsam dahinzogen, dicht umgeben von kleinen Gondeln und Fahrzeugen aller Art, über sie alle hoch emporragend auf dem Verdeck die tanzenden Masken, schwarz verlarvt, da machte das bei den Klängen der Tarantella und dem Rasseln der Tamburine einen gar sonderbaren unvergeßlichen Eindruck.

Indessen hatte sich unser Balcon mit Offizieren und ihren Damen vollständig gefüllt, unter den letzteren befanden sich zwei Engländerinnen, die niemand kannte; sie hatten einen der jungen Offiziere unten im Palast zu dem Weg nach dem Balcon des ersten Stockes gefragt, und dieser, im Glauben, sie seien eingeladen, sie artig hinauf begleitet. Da standen sie nun natürlicherweise auf dem besten Platz, ohne sich darum zu bekümmern, ob andere Damen, die hieher gehörten, etwas sahen oder nicht. Es ist das eine unbeschreibliche — Freiheit, um nicht ein derberes Wort zu gebrauchen, die einer unbekannten deutschen Dame, die sich auf ähnliche Weise irgendwo in England eindrängte, wohl schwerlich gestattet würde. Mich genirten diese beiden Damen insoweit als sie mit ihren nüchternen Physiognomien, den herabhängenden Locken und dem beständig halb offenen Mund, gar zu trostlos abstachen von der lebendigen warmen Umgebung. Uebrigens schienen sie die Vorläuferinnen einer ganzen Bande ihrer Landsleute sein zu wollen, denn eine Viertelstunde später bewegte sich eine Gondel, trotz des Abwehrens der aufgestellten

Beamten, mit mehreren dieser Insulaner über den freigehaltenen Canal gerade auf den Palast Foscari zu. Vorn an der Prora stand einer der langen dürren Söhne Albions im Plaid und in schottischer Mütze, alle Einreden der Beamten auf das unverschämteste dadurch beantwortend, daß er seinen Gondolieren zurief: „Affanti, simper affanti!“ Der Unglückliche ahnte nicht, wie er und seine Damen dem Verderben entgegen fuhren; dreimal riefen ihm die Leute von der Terrasse der Preistribüne zu, er solle zurückbleiben, ja einer der Herren, die sich dort befanden, sagte dasselbe auf englisch — umsonst: „Affanti, simper affanti!“ und die Gondel ging affanti, aber nur noch wenige Schritte, worauf der Gondolier an der Poppa so klug war, eine Schwenkung zu machen, so daß sich die Breitseite des Schiffleins der Terrasse näherte. Wir wußten wohl, was kommen würde, und freuten uns darauf, und als sich nun mit einemmal der dicke Wasserstrahl unaufhaltsam, unaufhörlich über das Boot ergoß, stimmten wir in den Jubel der Menge lachend ein. Aehnliche Scenen wiederholten sich zuweilen, und nachdem die Feuerspritze einigemal gespielt, wurde das Wasser vor der Terrasse aufs sorgfältigste vermieden.

Auf all das Getümmel und die Farbenpracht draußen that es Einem ordentlich wohl, wenn man sich von dem Balkon einen Augenblick in den gewaltigen dahinter liegenden Saal, der jetzt eine große Anzahl Soldaten beherbergt, zurückziehen konnte. Welch gewaltiges Stück venetianischer Geschichte spielt zur Zeit des Glanzes dieses kolossalen Palastes, der gewöhnlich gekrönten Häuptern, so im Jahr 1574 Heinrich III. von Frankreich, zur Wohnung angewiesen wurde! Welche Berühmtheit erlangte er unter Francesço Foscari, der durch Bestechung zur Dogenwürde

gelangte und wie zur Vergeltung von der Nemesis mit so furchtbarem Familienunglück bestraft wurde! Drei Söhne starben ihm unbegreiflich schnell nacheinander, und der letzte, Jacopo, von dem Florentiner Bevilacqua fälschlicherweise beim Rath der Zehne angeklagt, wurde mit lebenslänglicher Verbannung bestraft und starb im Gefängniß, ohne daß ihn der Vater und Doge in seinem bis zum Starrsinn unbeugsamen Festhalten am Buchstaben des Gesetzes retten wollte, vielleicht auch nicht einmal konnte. Der alte Mann schickte seinen eigenen Sohn aus seinem Thronsaale hinweg über die Seufzerbrücke nach dem Criminalpalast und ging dann vielleicht in diesem Saale händeringend auf und ab. Man kann der Erinnerung an die furchtbare venetianische Geschichte hier in dieser sich so vielfach gleich gebliebenen Stadt nicht entgehen. Wir hören ihre Seufzer aus den vergitterten Fenstern der furchtbaren Brücke; wir sehen sie nicken aus den Fenstern des Dogenpalastes; sie wehklagt aus den alten halbverfallenen Palästen; sie rauscht schwarz und unheimlich an uns vorüber, wenn wir aus den Lagunen in den Canale Orfano gelangen. Die Familie Foscari ist seit jener Zeit bis auf die heutige Stunde bald stärker, bald schwächer von Unglück heimgesucht worden. Der alte Doge, vom Rath der Zehne angeblich wegen Altersschwäche abgesetzt, trat dort auf jenen Balkon hinaus, den wir so eben verlassen und wo wir hinabschauten auf das festliche Getümmel ringsumher. Dort auf die Brüstung, wo sich jetzt lachende und plaudernde Damen lehnen, legte er die zitternde Hand und horchte aufmerksam und angestrengt. Als mit einemmale die Glocke von San Marco ertönte, die Wahl des neuen Dogen verkündend, da brach seine Lebenskraft, und er sank vom Schlage getroffen todt zu Boden. Die einst so große und mäch-

tige Familie der Foscari ist auf die ärmlichste Weise zu Grunde gegangen, und vor wenigen Jahren bewohnten ein paar alte Damen dieses Namens ein kleines ärmliches Zimmer des weitläufigen Gebäudes in den dürftigsten Verhältnissen, und der letzte Foscari soll vor kurzem als unbedeutendes Mitglied einer umherziehenden Schauspielertruppe geendet haben. —

Auch jetzt ertönt wieder dieselbe Marcusglocke. Der Kaiser und die Kaiserin haben sich eingeschifft und erscheinen schon dort hinten in der kleinen schwarzen leicht vergoldeten Gondel mit blauer Sammetschleppe inmitten einer dicht zusammengedrängten Masse aller möglichen Fahrzeuge. Für diesen Augenblick sind auch weder Beamte noch Feuerspritze im Stande den Platz vor der Preistribüne und dem Palast Balbi frei zu halten. Hier bei dem gewaltigen Gedränge haben es die kleinen einfachen Gondeln, die wie Aale überall durchschlüpfen, am Besten: ein Schlag mit dem Ruder macht sie frei und läßt sie hierhin und dorthin fliegen, wogegen die Bissoni, die sich ebenfalls zahlreich herandrängen, und die schweren Schiffe mit den vergoldeten Pavillons bald hier, bald da so eingeklemmt erscheinen, daß die verzweifeltsten Anstrengungen der Ruderer nicht im Stande sind, die geringste Wendung auszuführen. Aber wie eigenthümlich, wie originell, wie nie gesehen ist diese ganze dicht zusammentreibende Masse, diese schimmernde Insel in allen erdenklichen Farben, strahlend von Gold und Silber, wie sie den großen Canal herabkommt! Es ist noch ein Glück, daß die 70 Mann starke Musikbande des Regiments Prohaska in ihrem Takt beharrt, und einigen Rhythmus in das unsägliche Getöse bringt. Mühsam bahnen sich die vier Ruderer der kaiserlichen Gondel ihren Weg nach dem Palast Balbi; ihnen folgt die zahlreiche und glänzende

Suite, die vielerlei Uniformen der Militär- und Civilbeamten, Gondeln mit wehenden grünen und weißen Federbüschen, mit Damenmänteln von Sammet und Pelz, Neugierige aus allen Ständen, die sich herandrängen, den Kaiser und vor allem die Kaiserin zu sehen, ohne daß man im Stande ist, in diesem Augenblick Einzelheiten in der Masse zu entdecken. Man sieht nur glitzernde Fächer und helle Sonnenschirme, Tücher in Roth und Gelb, die Fahnen der verschiedenen Consuln, die sich ebenfalls heranbewegen — ein unbeschreibliches Durcheinander, in dem allein die fest eingeengten Bissoni dem Auge einen Anhaltspunkt gewähren, und in welchem das einzig unbeweglich Bleibende die frischangestrichenen langen Uferpfähle sind, — das einzige, sage ich, denn selbst die Paläste scheinen sich von dem allgemeinen Wirbel mit fortreißen zu lassen, wenigstens ist die Fronte derselben mit der zahllosen, nach dem Palazzo Balbi deutenden Menschenmenge so belebt als möglich.

Gleich darauf erscheinen der Kaiser und die Kaiserin auf dem Balcon, und da in diesem Augenblick die Zuschauer so viel zu sehen haben, tritt eine momentane und sehr wohlthuende Ruhe ein. —

Auf dem Canal ist man indessen beschäftigt, die Gondeln der Zuschauer in eine gewisse Ordnung zu bringen, wobei die Feuerspritze an der Preistribüne den Widerspänstigen wieder recht gefährlich wird. Municipalbeamte auf kleinen Barken fahren die Reihe entlang, und veranlassen alle Fahrzeuge auf beiden Seiten des Canals in einer scharf gerichteten Linie anzulegen, so daß die mittlere Wasserstraße in ziemlicher Breite für die Regatta-Gondeln frei bleibt. Um ihre Befehle zu geben,

bedienen sie sich des Sprachrohrs, und da die Gondoliere wohl wissen, daß die geringste Widerspänstigkeit ihnen theuer zu stehen kommt, so fliegen sie pfeilschnell davon, sobald eine der Communalbarken daher schießt, ängstlich wie der kleine Fisch vor dem gefräßigen Hai. In wenig Minuten hat sich hiernach der Anblick des immer wechselnden reichen Bildes wieder gänzlich verändert. Die Paläste zu beiden Seiten des Canals, rechts und links, deren Mauern soweit das Auge reicht bisher unmittelbar aus dem Wasser emporstiegen, haben jetzt vollständige Quais erhalten — Quais von Fahrzeugen aller Art, die aber, unbeweglich liegend, in scharf abgegränzter Linie um so mehr einen Uferweg darstellen, als die Zuschauer aus den hintern Gondeln auf die vordern steigen, hie und da plaudern, Besuche machen, kurz in einer so ungezwungenen Bewegung sind, als wandelten sie auf dem festen Lande. Diese Streifen von Fahrzeugen und Menschen setzen sich fort so weit das Auge reicht, und da die letztern sich auf den Häusertreppen und den Mauervorsprüngen hinter einander amphitheatralisch gruppiren, so kann man sich nicht leicht einen belebteren Anblick denken. Auf dem nun freien Wasserstreifen in der Mitte sieht man nur noch einzelne der schnellsten Bissonen im wahren Sinne des Worts vorbeifliegen; manche waren draußen am Abfahrtspunkte, und ihre 8—12 Ruderer strengen alle ihre Kräfte an, um vor dem Kanonenschuß, der bald erfolgen muß, ihre Plätze in der Linie einzunehmen. Hier haben wir aber Gelegenheit, all die schönen Fahrzeuge von neulich aufs genaueste zu betrachten, und die meisten sind uns kenntlich an den verschiedenartigen Costümen ihrer Ruderer. Jetzt schießt die Barke mit den Griechen vorbei; ihr folgen die Arlequinos; dort kommen die vier Welttheile. Auch

manche neue sieht man erscheinen, einige reich und elegant, andere minder geschmackvoll. Zu den letztern rechne ich ein Barchetto mit sechs Ruderern, die in weißen Hosen, weißen Jacken und weißen Mützen vollkommen herrschaftlichen Köchen ähnlich sehen — vielleicht das Fahrzeug eines großen Gourmand. Zuletzt schießt die Bissona des Podesta von Venedig, Grafen Correr, mit ihren 16 Ruderern vorüber — eine der schönsten und reichsten, in weiße und hellblaue Gaze eingehüllt, aber so dicht mit Silber gestickt, daß man von dem Stoff nur wenig sieht, und sie jetzt rasch dahinfliegend auf dem dunklen Wasser wie ein Lichtstrahl erscheint. Alle fahren so eilfertig, daß, wenn sie vor dem Palast Foscari die Biegung machen, weißer Schaum vor dem Kiel aufspritzt und sich das leichte Fahrzeug selbst anmuthig auf die linke Seite neigt, so daß hier die Behänge der Schiffswände momentan ins Wasser tauchen.

Endlich ist die Mitte des Canals frei von allen Fahrzeugen, und bildet nun, im Gegensatz zu den grauen Palästen und den dunklen Massen der Zuschauer an ihren Ufermauern, einen grünlich leuchtenden Streifen. Es ist beinahe 1 Uhr, das Gemurmel und Gesumme ist fast verstummt — alles lauscht erwartungsvoll. Da kracht von den Giardini publici der lang erwartete Kanonenschuß dumpf herüber, und eine tiefe fast ergreifende Stille verbreitet sich mit einemmal über die Zuschauermassen am großen Canal.

Aber nicht lange dauert diese Stille. Von fern her hört man schon nach wenigen Secunden ein leichtes Brausen von Menschenstimmen, das sich an den Ufern des Canals fortpflanzt und immer stärker und gewaltiger wird; es sind wahrscheinlich Rufe des Beifalls und des Tadels, der Hoffnung und der Auf-

munterung; noch sind wir nicht im Stande, irgend ein Wort deutlich zu verstehen. Jetzt aber bemerken wir, wie die Zuschauer rechts von uns gegen die Gitterbrücke hin in Bewegung gerathen; alles drängt sich vor, man winkt mit Händen und Fächern, man schwenkt Mützen und Taschentücher. „I vien!“ hören wir jetzt, dann vernehmen wir hie und da den Ausruf: „el sará il primo!“ — noch einige Minuten, und die Regatta-Gondeln erscheinen an der Biegung des Canals. Vorderhand sehen wir jedoch noch nichts als den weißen und blauen Anzug der Gondoliere, die aber schon eine längere Linie bilden als gerade nothwendig wäre, woraus wir entnehmen, daß einige bereits einen ziemlichen Vorsprung gewonnen; das Boot selbst sieht nur wie ein kleiner dunkler Streif auf dem Wasser aus. Wie sie näher und näher kommen, pflanzt sich das Brausen der Menge zu unserer Rechten bis zu uns heran, fort, und nun macht es einen eigenthümlichen Eindruck, daß die Zuschauer vor uns gegen den Rialto hin, die von den Regatta-Gondeln noch nichts sehen können, in gespannter Erwartung still und ruhig verharren. Jetzt erscheinen uns die Ruderer größer und größer; wir können schon die einzelnen Fahrzeuge genauer unterscheiden, noch zwei Minuten, und wir sehen, in welcher Folge sie daher kommen. Weiß und Gelb hält die Spitze, doch ist Weiß um einen halben Ruderschlag voraus; eine Bootslänge hinter ihnen erscheint Violett, Nußbraun, Blau und Grün in fast gleicher Linie, dabei aber jede Secunde um ein unbedeutendes vor oder zurückwechselnd; Himmelblau und Rosa folgen in gleicher Distanz, und zuletzt kommt der mit der Orangenschärpe ziemlich weit zurück, wofür er auch von den Zuschauern hie und da einige boshafte Bemerkungen zu hören bekommt.

Obgleich die Gondoliere, lauter gutgewachsene kräftige Leute — die meisten haben große Bärte — aufs angestrengteste mit aller Kraft ihrer Muskeln arbeiten, so scheinen sie doch wie spielend ihre Ruder zu handhaben, wobei es in der That ein schöner Anblick ist, diese Männer in eleganter Haltung so frei, mit fest aufgestemmtem Fuße zu sehen, unbeirrt von jeder Schwankung des Schiffchens. Die Spitze desselben taucht bei jedem Ruderschlage fast unter das Wasser, und hebt sich gleich darauf, die Fluth zerschneidend, wie spielend wieder. Obgleich beide Gondoliere bei dieser Wettfahrt gewandte Ruderer sein müssen, so ist doch der auf der Popiere — dem Hintertheil — der tüchtigste, da er nicht blos rudern, sondern auch das Boot lenken muß, worauf namentlich am Ende der Bahnlinie, wo es gilt den Pfahl im Wasser zu umfahren, sehr viel ankommt. Hier ist überhaupt bei vielen Regatten der entscheidende Punkt: da kann eine Gondel aus der Richtung kommen und genöthigt sein, einen größeren Bogen zu machen; auch kann sie den Pfahl streifen oder eine andere Regatta-Gondel, wo alsdann begreiflicherweise hauptsächlich der Ruderer an der Spitze stürzen oder gar ins Wasser fallen muß.

Während dem sind alle neun Boote bei uns vorüber gekommen, und die Geschwindigkeit erscheint merkwürdigerweise nicht so außerordentlich groß. Ich glaube, daß ein schnell trabendes Pferd am Ufer gleichen Schritt mit ihnen halten könnte. Daß sich der Lärm beim Erscheinen der Gondeln nun auch vor uns fortgesetzt hat, versteht sich von selbst, und wie derselbe auf unserer rechten Seite, wo sie vorüber sind, abnimmt, so vermehrt er sich von Secunde zu Secunde gegen den Rialto hin. Dort bewegt und drängt sich die Volksmasse auf den Gondeln und an

den Fenstern, dort wehen nun zahllose weiße Tücher. Die Boote selbst mit ihren Ruderern werden für uns immer kleiner und kleiner, und ehe sie unter dem Bogen des Rialto verschwinden, sieht man nichts mehr als leuchtende Punkte — die weißen Beinkleider der Gondoliere, hellen Seemöven vergleichbar, die über das Wasser dahinschießen. Wenn die Wettkämpfer aber auch in der nächsten Minute gänzlich unserem Blick entschwunden sind, so erfahren wir doch, welche Farben vor- und welche zurückbleiben! Die Zuschauer an beiden Seiten des Canals sind ein lebendiger Telegraph, und einer ruft dem andern zu, gleichviel, ob er ihm bekannt oder unbekannt ist, welche Gondeln voraus sind. Weiß behält noch immer die Spitze, obgleich Gelb schon einigemal um einen halben Ruderschlag voraus gewesen ist.

Abermals hat sich indessen die Scene vor unserem Fenster verändert: wo die Regatta-Gondeln rechts von uns vorüber gekommen, gefolgt von unzähligen Fahrzeugen, die sie von den Giardini publici her begleitet, da verließen auch die Gondeln, welche bisher die lebendigen Quais gebildet, ihren Platz, schossen in den großen Canal hinein, und bilden nun so eine dicht gedrängte Masse, die sich unter Jubeln und Schreien, sowie vermischt mit dem Fluchen der Gondoliere, welche in dem unsäglichen Gewimmel ihre Ruder nicht mehr gebrauchen können, langsam auf den Palast Foscari zuschiebt. Hier aber an der Biegung des Canals vor der Preistribüne, wo das Wasser natürlicherweise frei bleiben muß, sind die Stadtbeamten mit ihren Sprachrohren sowie die beiden Feuerspritzen in außerordentlicher Thätigkeit. Die ersten Gondeln müssen von Foscari quer über den großen Canal eine gewölbte Linie bilden, an die sich alle die hundert von der Gitterbrücke herkommenden Fahrzeuge aufstauen;

es dauert nicht fünf Minuten, so gibt es rechts von uns, so weit wir sehen können, keinen Canalazzo mehr; buchstäblich genommen, ist dort keine Handbreit Wasser zu erblicken. Gondel drängt sich an Gondel; zwischen die Poppa der vorderen Gondeln schiebt sich die Prora der folgenden, und so fort; dazwischen sieht man Bissonen und Barchetten fest eingeklemmt, und alle die kleineren Boote bilden eine Insel von dunklem Grunde, auf welcher die größeren farbigen und glänzenden Fahrzeuge wie bunte Blumenbeete erscheinen, ein Garten mit phantastischen Blüthen, in Gold und Silber, dem es auch nicht an Spaziergängern fehlt. Neben einer großen Menge, die in der dritten oder vierten Gondel einen freundschaftlichen Besuch machen, sieht man junge Leute genug die, unter Lachen und Scherzen von Boot zu Boot springend, über den ganzen Canal gehen.

Unser lebendiger Telegraph hat uns währenddem berichtet, daß sich vorn bei den Regatta-Gondeln die Folgenreihe ein wenig geändert hat: beim Umschiffen des Pfahls am Canalreggio ist Weiß durch einen unvorsichtigen Ruderschlag angestreift, das leichte Boot hat geschwankt, und der Proriere ist auf ein Knie niedergestürzt; obgleich er sich in der nächsten Secunde wieder erhoben, ist doch Gelb vorgekommen, und hat also, da nun der gefährliche Punkt umschifft ist und die freie Bahn vor ihm liegt, die größte Chance für den ersten Preis. Die Sache fängt an sehr interessant zu werden, und wie sich die Erwartung steigert, so wechselt auch das Gemurmel und Gebrause von Secunde zu Secunde; Theatergläser und Fernröhre aller Art sind nach dem Rialto hin gerichtet, unter dessen Bogen die Wettkämpfer nächstens hervorschießen müssen — Weiß und Gelb — Gelb und Weiß — man kann nicht mehr verstehen, welche Farbe die Spitze hat.

Sie müssen dicht beieinander sein, und wahrscheinlich hat Weiß durch seinen Unfall zur Verzweiflung getrieben, die furchtbarsten Anstrengungen gemacht, wieder vorzukommen.

Da erscheinen die Vordern unter dem Rialto, zwei weiße Punkte; alles an den Palastmauern drängt sich gewaltsam vor; die Damen beugen sich über die Balcons herab, die Fernrohre verlassen das Auge nicht mehr — Gelb oder Weiß? Ich hatte von dem freundlichen Obersten ein prächtiges Theaterglas erhalten, welches eine traurige Vergangenheit hat, denn die Soldaten fanden es bei einem erschossenen piemontesischen Officier auf dem Schlachtfelde von Novara. Mit Hülfe desselben sah ich deutlich die Figuren der beiden vordern Gondoliere, aber wie mir schien, kamen sie in gleicher Linie daher; eigenthümlicherweise schien alles für Weiß durch den stattgefundenen Unfall eingenommen zu sein, denn noch wenige Secunden, und man hörte den jubelnden Ruf: bianco! bianco! —

Ja, Weiß war voraus, das sah ich denn auch mit meinem guten Glase, aber die Distanz war nicht der Rede werth. Näher und näher kamen sie nun, und schon konnte ich die furchtbaren Anstrengungen der Leute unterscheiden; mit unglaublicher Schnelligkeit und sichtbarem Kraftaufgebot schlugen die Leute in das Wasser; glühend roth erschien das Gesicht des Ruderers, die Brust flog auf und nieder, und die Spitze der Gondel tauchte bei jedem Schlag tief in das Wasser. Weiß war wieder vorausgekommen, aber Gelb machte so namenlose Anstrengungen, daß noch wenige Bootslängen von der Preistribüne die Zuschauer der vordern Gondel angstvoll zuriefen: „Vorwärts! vorwärts! nimm dich in Acht!“ Aber es war für Gelb zu spät, das fühlte auch der vordere Ruderer der ersten Gondel vollkommen, denn

er nahm mit etwas Coketterie seine Mütze ab, wie sich bedankend für den freundlichen Zuruf, während er mit einer Hand allein sein Boot durch einen letzten tüchtigen Ruderschlag an die Treppe der Preistribüne schnellte. Weiß war Sieger, und von den beiden Leuten des Boots erhielt jeder eine rothe Fahne mit der goldenen Aufschrift: „Primo," oben mit einem kleinen seidenen Beutel von gleicher Farbe, worin sich eine Anweisung für die gewonnene Summe befand, die morgen von Podestá ausbezahlt werden wird. Gelb erhielt den zweiten Preis — zwei blaue Fahnen; Violett den dritten — grüne Fahnen; Braun den vierten — gelbe Fahnen, mit quarto bezeichnet und dem Porträt des unglücklichen Spanferkels.

Recht traurig waren die Verlierer anzusehen, die in ihrer Hoffnung getäuscht, für ihre gewaltigen Anstrengungen nicht einmal die Theilnahme der Zuschauer hatten. Wenn auch ein venetianischer Gondolier gewiß nicht unempfänglich ist für den klingenden Preis, den er erhält, so schlägt er doch auch die Ehre bei der Regatta gewonnen zu haben nicht gering an. Dieß gibt ihm ein großes Ansehen, nicht nur bei seinen Cameraden, sondern vielleicht auch ein glänzendes Augenpaar, das bis jetzt zu keinem zärtlichen Blick zu bewegen war, strahlt hingebend auf, wenn der Sieger die rothe Fahne zu den Füßen der Geliebten niederlegt. Wie oft gestaltet sich die ganze Zukunft eines dieser jungen Leute durch einen Regattapreis günstiger! Mit dem Geld kann er irgend etwas beginnen, und was noch mehr ist, erweicht er durch die errungene Ehre oftmals das unbeugsame Herz eines strengen Vaters. Deßhalb war es mir so begreiflich, manchen der zu spät kommenden Gondoliere mit unverkennbarem Ausdruck der Verzweiflung anlangen, ja Thränen zu sehen und laute Kla-

gen zu hören, so unter andern die Ruderer mit Grün, der Farbe der Hoffnung, die sie dießmal schmählich im Stich gelassen. Schon eine ziemliche Strecke von der Preistribüne ließ der vordere, ein schlanker, sehr junger, hübsch gewachsener Mann, als er sah, daß alle Mühe vergebens sei, das Ruder sinken und warf einen Blick der Wuth seinem Hintermann zu, der achselzuckend auf die Poppa niederkauerte und seinen Kopf in beide Hände vergrub. So trieb das Boot immer noch in Bewegung von selbst dem Ufer zu, während der Vordere irgend etwas zu überdenken schien. Das mußte er auch in der nächsten Secunde gefunden haben, denn mit einemmal warf er Ruder und Mütze weit von sich, schrie laut auf, während er die Hände zuerst weit von sich abstreckte, dann sie in seinem dichten schwarzen Haar vergrub, wobei Thränen über sein Gesicht herab rollten. Er that mir unendlich leid, wer weiß welche Hoffnung ihm mit dem Preis für immer entschwunden! Und Hoffnungslosigkeit ist eine gar traurige Sache!

Doch weg mit diesen, nur für mich interessanten Scenen, sie passen wahrlich schlecht in das lustige Getreibe, das sich nun zu unsern Füßen entfaltet. Die Macht der städtischen Beamten hat ihr Ende erreicht, auch der Wasserstrahl aus den Feuerspritzen läßt sich nicht mehr sehen. Vom ganzen Ufer den Canal entlang beeilten sich sämmtliche Fahrzeuge vor den Palast Foscari zu kommen, um die Gewinner in der Nähe zu betrachten, auch ein Wort der Freude und einen Händedruck mit ihnen zu wechseln. Dadurch, sowie durch die zahlreichen Gondeln, Bissonen und Barchetten, welche der Wettfahrt gefolgt waren, vergrößerte sich die Insel zu unserer Rechten immer mehr, und setzte sich noch über den Palazzo Balbi weit hinaus fort. Dabei waren es aber keine ruhig erwartenden Zuschauer mehr, welche

dieses Eiland bildeten; alles in den Fahrzeugen schien ungeduldig geworden zu sein, jedes Boot suchte sich zu bewegen, einen andern Platz zu gewinnen, vor- oder zurückzukommen — es war ein wahrhaft angreifendes Gewühl von Schiffen, Menschen, Farben, Gold und Silber. Wie ein Keil hatten sich die Fischerbarken der Napolitani und Chioggiotti eingeschoben; ihre Tarantella ertönte immerfort in der einförmigen, fast melancholischen Weise unter dem Klingeln der Tamburins, wobei die Neapolitaner sowie die Fischer von Chioggia wie toll auf ihrem Verdeck herumsprangen. Dazwischen lärmte und jubelte die Menge rings umher auf dem Wasser und an den Fenstern; die kleinen Musikbanden hie und da auf dem Canal fiedelten, daß es zum Erbarmen war; das arme Spanferkel, welches man in ein Boot geworfen, grunzte in kläglichen Tönen, während es sich in seinem rothen Röckchen umherwälzte — es war ein wahrer Hexensabbath, bei welchem glücklicherweise der Capellmeister des Regiments Prohaska die gute Idee hatte, seine Musikbande „Prinz Eugen, der tapfre Ritter" spielen zu lassen, welches gewaltige Lied mit seinen brausenden Klängen den allgemeinen tollen Lärm wohlthuend übertönte.

Nachdem die acht Sieger bei der Regatta die Glückwünsche und Begrüßungen ihrer Bekannten entgegengenommen, wobei es sehr komisch aussah, wenn ihnen aus einer oft weit entfernten Barke ein Labetrunk zugeworfen wurde — in einer großen Korbflasche nämlich, die wie Ball hin und her flog und die immer mit großer Geschicklichkeit aufgefangen wurde — verließen die Gondoliere, jeder mit seiner Fahne in der Hand, ihre Fahrzeuge und spazierten auf den noch immer dicht nebeneinander liegenden Schiffen aller Art wie auf dem festen Land überall hin, um eine kleine Gabe einzusammeln. Dieß ist nun freilich eine poetische Beigabe zur

Regatta, wohl aber für die Leute eine höchst praktische, denn da sie dieses Einsammeln mit der Fahne in der Hand wohl 5 bis 6 Tage lang in ganz Venedig fortsetzen, so sollen sie hiedurch gewöhnlich eine Summe erhalten, die den Siegespreis oft weit übersteigt. Bei der dießmaligen Regatta hatten alle Wettkämpfer, Gewinner und Verlierer, obendrein das Glück, auf Befehl des Kaisers noch besonders und reichlich beschenkt zu werden.

Dieses Verschwinden der Sieger vom Rande der Preistribüne hatte übrigens das Gute, daß sich hierauf die Masse der Fahrzeuge anfing in Bewegung zu setzen; auch wurde in diesem Augenblick die kaiserliche Galleggiante vor die Landungsbrücke am Palast Balbi gebracht, die kaiserliche Standarte aufgehißt, I.I. M.M. mit Gefolge stiegen ein, und da es hieß, der Kaiser und die Kaiserin würden eine Fahrt den ganzen Canal entlang machen, so beeilten sich alle Bissonen, Barchetten, Gondeln und übrigen Barken gegen den Rialto zu kommen, sowie auch in der Nähe der Staatsbarke zu bleiben, um die hohen Herrschaften so nahe als möglich zu sehen. Es war interessant, wie sich hiedurch der dicht zusammengedrängte Knäuel vor unserm Balcon langsam entwirrte, und der Canale grande in kurzer Zeit dicht übersäet war. Voraus zog die Musik des Regiments Prohaska auf ihren Schiffen, dann folgte die Galleggiante von vier stark bemannten Booten gezogen; etwas weiter zurück zu beiden Seiten kamen die Napolitani und Chioggiotti, und dann das übrige im buntesten, glänzendsten Gemische. Ich hätte in diesem Augenblick ein Vogel sein mögen, um mich über die Häusermasse emporschwingend, die schöne Linie des Canale grande zu sehen, wie sie zwischen den Palästen und Häusern eine Guirlande darstellte in allen Farben, und um so prächtiger, da sich das ganze fabelhafte Gewimmel be-

ständig durcheinander schob, immer neue herrlichere Töne zeigend, immer neue und andere Lichter nach allen Seiten hin strahlend.

Nach und nach verrauschte die Musik sowie das Jubeln der Menge in der Ferne, und der Platz vor dem Palast Foscari verödete in kurzer Zeit, da die meisten Fahrzeuge der kaiserlichen Barke nachgeeilt waren, worauf auch wir unsere Gondel besteigen, um das Leben und Treiben auf dem obern Canal anzusehen. Auch hier waren alle Fenster und Balcone mit Teppichen behängt, auch hier sah man alles dicht gedrängt voll Menschen, namentlich auf den einzelnen Landungsbrücken, auf den Treppen und den hier ziemlich breiten Quais, wo sich zunächst dem Wasser lange Reihen von Stühlen befanden, auf welchen die Frauen aus den bürgerlichen Classen ihren Sitz genommen hatten. Kleine Häuser und große Paläste zeigten durch alle Stockwerke bis an das Dach hinauf eine bewegte wimmelnde Masse. Sonderbar sah die Rialtobrücke aus, die über den ganzen Bogen hinweg einen buntfarbigen dichtgedrängten Streifen lebender Wesen zeigte. Der Nachbar dicht an den Nachbar, Kopf an Kopf gedrängt, konnten sie kaum ihre Hände bewegen, um der herannahenden Galleggiante mit ihren Tüchern entgegen zu winken; um so lauter aber war das Evviva, das hier von der alten Brücke herunterbrauste. Da wir aber von dem vielen Sehen in der That ermüdet waren, so kehrten wir nach einigem Umherfahren auf unsern Balcon in den Palast Foscari zurück.

Dem klaren Tag war ein wunderschöner Abend gefolgt, und das Bild, welches der große Canal in diesem Augenblick bei der ganz besondern Beleuchtung bot, wird mir unvergeßlich bleiben. Zu unserer Rechten, etwas hinter uns, sank die Sonne neben der Kuppel von Sta. Maria della Salute nieder und

warf ein glühendes Streiflicht auf die Paläste zu unserer linken Seite, sie scharf abzeichnend neben dem tief grauen Schatten der untern Mauertheile, und dieses Licht gewährte eine neue wunderbare Decoration, vor welcher das Leuchten der Sammetdecken und goldgestickten Teppiche schattenhaft zurücktrat. Die Paläste, welche diesen letzten Gruß der Sonne empfingen, waren röthlich warm angestrahlt, auf den Fensterscheiben glänzte es wie lodernde Flammen, welche zitternde Strahlenkreise rings um sich her warfen. Weit vor uns über dem Rialto mit seinen wimmelnden Menschenmassen, lagen die Häuser im Dufte; nur die Spitze des hohen Thurmes von San Salvatore strahlte wie ein Fanal, während unser Horizont begränzt war von der mächtigen im Nebel verschwimmenden Kuppel der größten und schönsten Kirche Venedigs, San Giovanni e Paolo.

Dieser an sich so schöne Anblick wurde nun mit einemmal aufs herrlichste belebt durch das Hervorquellen der Hunderte von Fahrzeugen unter dem Bogen des Rialto, welche der Staatsbarke folgten. Die Musikchöre spielten, die Menge lärmte und schrie, und in kurzer Zeit war das Wasser vor uns wieder ebenso bedeckt, wie vor einer Stunde. Zu beiden Seiten der kaiserlichen Barken fuhren die Neapolitaner und Chioggiotten, deren Banden abwechselnd die Tarantella, sowie „Gott erhalte unsern Kaiser" spielten. Obgleich die vier Boote, welche die Galleggiante zogen, tüchtig arbeiteten, so kam diese, obendrein eingeengt durch ihre bunte Begleitung, doch nur langsam vorwärts. Erst als sie an der Biegung des Canals bei der Gitterbrücke verschwand, fuhr ich ihr auf meiner leichten Gondel nach, um mich nach kurzer Zeit wieder in dem lärmenden Strudel zu befinden. In kleinen Zwischenräumen ließ das Musikcorps von Prohaska seine rau-

schenden Klänge vernehmen; dazwischen klangen fast beständig die Tamburins der Neapolitaner, und das lustige Geschrei der Menge. Um einen kleinen Begriff von der auch hier noch immer dichtgedrängten Masse von Fahrzeugen zu geben, will ich nur erwähnen, daß die Sieger mit ihren Fahnen auch jetzt wieder kreuz und quer über den großen Canal von einem Boot zum andern sprangen und einsammelten; auch von denen, welche bei der Wettfahrt verloren, ließen sich ein paar sehen, die, an ihr Unglück erinnernd, die Mildthätigkeit der Zuschauer in Anspruch nahmen; sehr komisch war einer der Gondoliere mit der gelben Fahne, welcher, nachdem er vermittelst eines halsbrechenden Sprunges von einem andern Fahrzeug unsere Gondel erreichte, mit hingehaltener Mütze um etwas bat und sehr wichtig thuend hinzufügte: „son gued del porchetto" — ich bin der vom Spanferkel.

Mit wenig Mühe ließen unsere beiden Gondoliere bald das ganze Gedränge hinter uns, und als wir in der Gegend von San Moisé Profeta in einen der dunklen Seitencanäle einbogen, hielt unsere Gondel einen Augenblick, und wir warfen einen letzten Blick rückwärts auf den Canale grande, um die ganze Masse der Fahrzeuge noch einmal an unserem Auge vorüberziehen zu lassen. Die Lagunen waren schon mit einem feinen Nebel bedeckt, der die Masten und Raaen der Schiffe nur noch undeutlich durchschimmern ließ und die Kuppel von Sta. Maria della Salute wie in graue Schleier hüllte, während hoch am Himmel der schon längst sichtbare Mond anfing klar und klarer hervorzutreten. Von fern her und angenehm gedämpft erscholl die vorausziehende Musik, und auf dem eben beschriebenen nebelbedeckten Hintergrund zogen die phantastischen bunten Fahrzeuge

etwas schattenhaft und undeutlich vorüber, nicht mehr wie eine Wirklichkeit, sondern nur wie eine Erinnerung an die Regatta, wie der ungewisse Traum eines schönen und glänzenden Festes.

5.

Die Fahrt nach Pola.

Wenn man in einer geräuschvollen Stadt wie Venedig im gegenwärtigen Augenblick ist, allein und in gewisser Beziehung einsam umhergeht, so gibt es Momente, wo Einem diese Einsamkeit mitten im lustigen Getreibe der Menge und der vergnügten Gesichter, umrauscht von Jubel und Musik, recht fühlbar wird, und das nicht trotz der Feste voll Glanz und Leben, in denen man sich bewegt, sondern gerade wegen dieser Feste, wegen dieses immer wiederkehrenden Menschenstrudels, der unter dem Schein von Tausenden und Tausenden von Lichtern vergnüglich plaudernd, alles Gesehene sich gegenseitig mittheilend, unter Scherzen und Lachen bei uns vorüberzieht. In solchen Augenblicken tiefgefühlten Alleinseins bietet nun gerade Venedig in seinen poetischen Gegensätzen, für all die Schmerzen, die daraus entstehen, ein schwermüthig wirkendes, aber unfehlbares Mittel, man verläßt den Marcusplatz mit seiner festlichen Beleuchtung und seinen brausenden Menschenmassen; man wirft sich am Ufer der Piazetta in eine Gondel und läßt sich auf Gerathewohl, wie es dem Gondoliere beliebt, in die Lagune hinaus oder in den großen Canal führen. Das wirkt prächtig, man bevölkert das enge schwarze Gondelhäuschen mit lieben Bildern, man öffnet süßen Träumereien sein Herz, man denkt an die Vergangenheit und auch wohl an die Zukunft — man fühlt sich nicht

mehr allein, und bei jedem Schlag des Ruders, das melancholisch plätschernd in das Wasser fällt, löst sich ein finsterer Gedanke nach dem andern von dem in sich zusammen schauernden Herzen, und wenn dann auf einmal in der finstern Nacht ein glänzendes Licht, an dem wir vorbeihuschen, sich freundlich im Wasser spiegelnd unser Auge trifft, so erscheint uns das wie ein klarer tröstender Stern in der Nacht der Betrübniß, und tief aufathmend denken wir, daß diesem Stern andere folgen werden, immer strahlender, immer freundlicher — Sternbilder, östlich vor uns aufsteigend, die wir oft in guten Stunden gesehen, die mit ihrem Funkeln liebe Erinnerungen auf uns niederstreuen, und denen endlich ein neuer dämmernder Tag, die Morgenröthe, und dann die klare Sonne selbst mit ihren lieben, erwärmenden und erquickenden Strahlen folgen wird.

Mit Gefühlen, wie die eben geschilderten, ist es auch hier in Venedig angenehm, sich, entfernt vom Gewühl der Menge, auf der dunklen Piazetta an jene Säule zu lehnen, welche das Bild des Löwen von San Marco trägt, und hinauszuschauen in die stillen Lagunen, wo vor uns die zahlreichen Fischerbarken liegen, hie und da mit einem kleinen Lichte, das einen Theil der Holzwand beleuchtet, ein Stückchen des Mastes und die derben Züge des Schiffpatrons, der sein Abendbrod verzehrt, welches ihm sein Weib gebracht, die nun mit ihrem kleinen Buben wartend und betrachtend daneben steht. Ihr rothes Kopftuch leuchtet, von dem Licht angestrahlt, nicht minder die Augen des Buben und das weiße Haar des kleinen Hundes, der, zur Bemannung des Schiffs gehörend, wedelnd hin und her springt und nicht vollkommen mit sich im reinen ist, an wen er seine Liebkosungen

zumeist richten soll, — an den Schiffer, mit dem er so eben angelangt, an die Frau, die er lange nicht gesehen, oder an den Buben, der ihm zum Willkomm Fell und Ohren zerzaust. So bietet uns jede der Barken, die hier vor Anker liegen, ein eigenthümliches und belebtes Bild. Hinter ihnen schießen Gondeln hin und her, in ihrer dunklen Farbe wie unheimliche Schatten; es ist noch gut, daß manche eine kleine leuchtende Laterne führen, die dann, so eilig vorbeifliegend, wie ein Irrlicht erscheint. Die kleinen mit Tuch bezogenen Sfelze bergen allerlei in ihrem Innern — Freude und Kummer, Lust und Schmerz; sie huschen vorüber, und wenn man ihnen auf dem Wasser zusieht, wie alle von gleicher Form und Farbe, so könnte man glauben, dieselbe Gondel kehre immer wieder, um irgend etwas Verlorenes zu suchen.

Drüben die Giudecca und San Giorgio Maggiore erscheinen uns in kaum sichtbaren Umrissen; doch sind dort hie und da Fenster beleuchtet, welche röthlich durch den Abendduft schimmern, ebenso die Kuppel von Santa Maria della Salute, die sich durch ein melancholisches Glockengeläute zu erkennen gibt, welches eben zu uns herüberschallt. Blicken wir rückwärts, so sehen wir die gewaltige Masse des Dogenpalastes mit seinen immer schönen, immer beweglichen Arkaden, von denen wir nicht begreifen können, wie sie im Stande sind, die schwere Last des Oberbaues zu tragen; immer und immer wieder erschrickt man ordentlich vor dieser kühnen Idee des Baumeisters. Aber wenn wir uns bei längerem Hinschauen mit dieser Idee vertraut gemacht haben, fühlen wir eine hohe Bewunderung für die Macht des Gedankens, für die Kraft des menschlichen Geistes. Auch haben wir heute Abend Mondschein, und Mondschein ist mit das schönste, was man in der alten Lagunenstadt sehen kann. Hoch über den

Giardini publici schwebt die glänzende Kugel, bildet weit draußen auf dem Wasser eine große glitzernde Masse wie von unzähligen funkelnden Sternen, und wirft dann bis an das Ufer hin einen leuchtenden Zickzackstreifen, der an den Ufermauern der Riva, wo das Wasser sanft an die Steine schlägt, zu lauter strahlenden Punkten zerschellt.

Als ich so am Abend des 8. December an mancherlei, vor allem an die Heimath denkend, hier stand, blickte ich mit mehr als gewöhnlichem Interesse auf die große Lagune, wo die kaiserlichen Kriegsdampfer „Elisabeth", „Prinz Eugen" und „Alnoch" fertig zum Auslaufen lagen; aus den Luken schimmerte Licht, die Kajüten schienen beleuchtet, und zuweilen fuhr weißer Dampf zischend neben einem der Schornsteine hervor, während langgestreckter schwarzer Rauch oftmals den Mond verschleierte, der in solchen Augenblicken wie mürrisch und erzürnt mit rothem Angesicht verdrießlich durchzublicken schien.

Die mehrmals aufgeschobene Fahrt nach Pola sollte heute Abend stattfinden, und ich muß gestehen, ich freute mich sehr auf die stille nächtliche Meerfahrt im Gegensatz zu den lärmenden Festen Venedigs. Hatte doch ich besonders Ursache dazu, vorderhand an Illuminationen, Feuerwerk, jubelnden Menschenmassen und bunten Schiffen genug zu haben, denn nebenbei, daß ich genöthigt war, alles das mit übergroßer Gewissenhaftigkeit anzuschauen, hatte ich es die folgenden Tage noch zu beschreiben, und ich kann die Versicherung geben, daß es mir dadurch oftmals von all dem Gesehenen, das ich fest im Kopfe behalten mußte, grün und gelb vor den Augen schillerte. Wir waren um 8 Uhr Abends auf das Schiff beordert, da die Abfahrt des Kaisers und der Kaiserin auf 9 Uhr festgesetzt war. Herzog Wilhelm von

Württemberg, der überhaupt für mich von großer Liebenswürdigkeit war, hatte auch am heutigen Abend die Freundlichkeit, mich in seiner Gondel auf den „Prinz Eugen" zu führen, dem auch ich zugewiesen war; für die Majestäten und die nächste Umgebung lag die „Elisabeth" in Bereitschaft, und das übrige Gefolge schiffte sich auf der „Lucia" ein, die aber draußen bei Malamocco lag, weßhalb die betreffenden Personen auf dem kleinen „Alnoch" dorthin geführt wurden.

Es war ein klarer, wunderschöner Abend, als wir längs der Piazetta in die Lagunen fuhren, das spiegelglatte Wasser sowie der wolkenlose sternbesäte Himmel versprachen eine ruhige Meerfahrt. Ein wohlthuendes Gefühl beschlich mich, als wir, auf dem einsamen Wasser dahin schwimmend, von fern her das Brausen der Menge auf dem Marcusplatz hörten und zwischen dem Dom von San Marco den Campanile im hellen Lichterglanz hervorbrechen sahen. Auf dem Glockenthurm schlug es gerade 8 Uhr, und wir waren so dicht unter den Batterien des Wachtschiffes „Husar," als von dort der Schuß, das Signal zum Hafenschluß, krachte, daß wir in unserem Gondelhäuschen eine ziemliche Erschütterung verspürten. Der brave „Husar", welcher seit der Anwesenheit den Majestäten mit Beleuchtung und Feuerwerk alle Hände voll zu thun hat, war auch jetzt wieder beschäftigt, seine Masten und Raaen zu illuminiren, und als wie neben ihm vorüberfuhren, sah es eigenthümlich aus, wie die Menge von Laternen, kommandirt von der schrillen Pfeife des Hochbootmanns, im ganzen Takelwerk, kolossalen Leuchtwürmern vergleichbar, auf und ab schwebten. Der „Prinz Eugen" lag neben den öffentlichen Gärten, und als wir uns bei dem wachthabenden Officier gemeldet, wurden wir aufs freundlichste empfangen, dem

Commandanten, Hauptmann Pokorny, vorgestellt und erhielten unsere Cabinen angewiesen. Es waren wenig Passagiere auf dem „Eugen": in der Cajüte des Capitäns Feldmarschall-Lieutenant Graf Nobile, im Officierscarré, Major v. Friedel von der kaiserlichen Adjutantur, sowie die Flügeladjutanten Graf Waldstein und Graf Hunyady; ferner Hauptmann von Salis, Adjutant des Erzherzogs Leopold; ich selbst war in der Cajüte des Doktors einquartiert. Die Namen der eben genannten Herren erlaube ich mir deßhalb herzusetzen, um ihnen meinen schwachen Dank auszudrücken für die außerordentliche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, welche alle bei der, leider nur sehr kurzen Fahrt für mich hatten. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, als Fremder so gut aufgenommen zu werden, und jeder, der sich in gleicher Lage befunden, wird selber wissen, wie anerkennenswerth es ist, wenn man durch kleine Aufmerksamkeiten aller Art so vollkommen à son aise gesetzt und in einen Kreis interessanter, unterrichteter Männer hineingezogen wird.

Im Gegensatz zu einem gewöhnlichen Dampfer umfängt uns auf einem Kriegsschiff auf die angenehmste Art strenge Reinlichkeit und Ordnung in jeder Hinsicht. Das klar gemachte blendende Verdeck spricht uns wohlthuend an, die sorgfältig aufgerollten Taue, das blanke Compaßhäuschen mit zwei Steuerleuten und einem Officier, die schwarzen eisernen, aber wie ein Spiegel glänzenden Kanonen, die Ruhe, mit welcher alles geschieht, und die zuvorkommende Höflichkeit der Officiere. Der Eugen führt im gegenwärtigen Augenblick 4 Dreißigpfünder Nr. 4, sowie vorne und hinten 2 ebenfalls dreißigpfündige Pivotgeschütze Nr. 1. Neben so vielen zweckmäßigen und vortrefflichen Einrichtungen, welche Erzherzog Ferdinand Max als Chef der Marine eingeführt,

erscheint mir diejenige — sämmtlichen Kriegsschiffen Geschütze vom gleichen Kugelkaliber gegeben zu haben, als eine der vortrefflichsten. Der einzige Unterschied in den Geschützen besteht in der größern Länge und Stärke des Rohrs, wodurch eine verschiedene Tragweite erzielt wird; demgemäß wirken die fünf Nummern nach ihrer Länge und Stärke verschieden, haben conische Kammern, und sind deßhalb auch im Stande als Paixhans zu wirken und Granaten zu schießen.

Der leichte Nebel, der auch heute, wie Abends gewöhnlich, auf den Lagunen lag und alle Gegenstände auf so eigenthümliche Art durchschimmern ließ, that der Schönheit der Nacht durchaus keinen Abbruch; der Himmel über uns war klar und sternenhell, und nur das Land mit einem leichten Duft bezogen; so zeigten sich vor uns die Bäume des öffentlichen Gartens fast gespensterhaft herübernickend, daneben der lange Lichtstreifen der Gascandelaber des Lido, an welchen sich die reiche Beleuchtung der Piazetta durch den Dunst hervor in dunkelrothem Licht glühend anschloß, um nach dem Canale grande zu in einzelnen leuchtenden Punkten zu verschwimmen. Da man von den Häusern nichts sah, so erschien das alles wie ein unendlich langer Gluthstreifen, in dessen Mittelpunkt der „Husar" uns näher lag, der, alle Masten und Raaen voll Lichter, wie eine glänzende Feuerpyramide aussah. Auf unserer Backbordseite lag die Lagune, heute Abend erleuchtet wie sie wohl selten ein Reisender zu Gesichte bekommt. Die Leser werden wohl wissen, daß diese Lagune hier, die lebende Lagune, besonders zur Fluthzeit eine einzige, aber trügerische Wasserfläche darstellt, trügerisch insofern, als sie nur enge Canäle hat, durch die es den Schiffen gestattet ist, nach Malamocco oder durch den Porto di Lido, bis wohin die Lagu-

nen reichen, ins offene Meer zu gelangen. Am Tage sind die Wasserstraßen durch Gruppen von eingerammten Pfählen bezeichnet, vermittelst deren die Schiffe ihren Cours nehmen; für die Nacht ist deßhalb aber auf dem weiten Weg nach Malamocco keine Schifffahrt möglich, und die Triestiner Dampfer gehen alsdann durch den nahe gelegenen Porto di Lido. Da aber die kaiserlichen Schiffe heute Nacht, durch die Lage von Pola bedingt, bei Malamocco das Meer erreichen sollten, so sahen wir hiedurch eine seltene und schöne Beleuchtung: jeder der Canalpfähle, so weit das Auge reichte, trug eine lodernde Pechpfanne, und so erschien die nächtlich stille, glatte Wasserfläche mit unzähligen leuchtenden Punkten besäet, seltsam illuminirte Wasserstraßen bildend, die in ihrer Oede, ohne Menschen, ohne Fahrzeuge, wahrhaft geisterhaft dalagen.

Ich lehnte längere Zeit an dem langen Dreißigpfünder, welcher ruhig und ernst nach Venedig hinüberschaute, und nahm das schöne nächtliche Bild ringsumher so recht behaglich in mich auf. Neben mir auf dem Achterdeck schritt ein Posten der Deckwache, das kurze Gewehr am Riemen an der Schulter hängend, auf und ab; zuweilen sah ich das Licht einer Gondel, die sich unserem Schiffe näherte, matt durch den Nebel schimmern, und es dauerte nicht lange, bis der schwarze Körper zum Vorschein kam, worauf es die Wache auf dem Steuerbord anrief: „Boot wohin?“ und eine genügende Antwort erfolgte. Dazwischen erschallte zuweilen vom Vordertheil des Schiffes die schrille Pfeife, allerlei Signale gebend. Die Uhr schlug Neun, und die Schildwache neben mir rief im langgedehnten Ton über das Verdeck hin: „Alles wohl!“ Jetzt stiegen am „Husar“ einige Raketen auf, und wenige Secunden nachher flammten in der Gegend der

Landungsbrücke der Calle dell' Ascension eine Menge bengalischer Lichter auf, welche sich in der dunklen Nacht wunderschön machten und das Zeichen waren, daß sich der Kaiser und die Kaiserin eingeschifft. Jetzt änderte auch mit einemmal der „Husar" seine Illumination, und statt des Laternenlichtes brannten alle seine Masten und Raaen in weißem Feuer, denselben gespensterhaften Anblick gebend, wie damals bei der großen Illumination.

Auf unserem Schiff fing es an lebendig zu werden; die Anker wurden aufgehoben, die Räder der Maschine thaten ein paar leichte prüfende Schläge in das Wasser, und das Bord des Schiffes, sowie die Radkasten wurden mit kleinen Leuchtschalen versehen, um die „Elisabeth," die uns vorfahren sollte, so glänzend als möglich zu empfangen. Endlich setzte sich diese in Bewegung und schwamm schwarz und kolossal, mit wenig Laternen am Hauptmast, bei uns vorüber. Einen prächtigen Anblick gewährte in diesem Augenblick der „Husar." Er ließ eine Raketengarbe aufsteigen, die eine halbe Secunde den Effect machte, als fliege das ganze Schiff in die Luft. Damit war aber die Fernsicht für uns, wenn auch nur für kurze Zeit, gänzlich verloren, denn sowie sich auf unserem Schiff die Brandschalen entzündeten, verschwand durch das helle Licht derselben dicht vor unsern Augen die klare Mondnacht, und es war gerade, als fielen rings um das Schiff hoch vom Himmel lange schwarze undurchsichtige Tücher herab. Dabei hörten wir wie die „Elisabeth" vorüberrauschte, und es machte eine eigene Wirkung aus der uns umgebenden dichten Finsterniß die Klänge der Musik zu hören, unter denen sie dahinzog. Angenehmer Weise wurden die Lichter auf unserem Schiff bald wieder ausgelöscht, im gleichen Augenblick trat die mild glänzende Nacht wieder in ihr Recht ein, und da

wir uns langsam fortbewegten, so erblickte ich die Lichter Venedigs wieder und sah, wie sie langsam im Nebel verschwanden. Wie wir so dahinfuhren, bald rechts, bald links biegend, gaben die beleuchteten Canalpfähle ein immer neues und belebtes Bild. Wie schön glühten jetzt die dunkelrothen wehenden Pechflammen, oft so dicht neben uns, daß man sie mit einem langen Stock hätte erreichen können; dann traten andere wieder scheinbar zurück, warfen ihr Bild glänzend auf das ruhige Wasser oder beleuchteten mit zweifelhaftem Schein ein einsames Muttergottesbild, das auf einem Rost von Pfählen mitten auf der Fluth stand.

Vor uns war die „Elisabeth," und da sie meistens sehr langsam lief, so fuhren auch wir nur mit halber Kraft; zuweilen hatten wir sie in dem wallenden Nebel verloren, und wenn wir ihr wieder plötzlich näher kamen, so stieg mit einemmal der schwarze Körper des großen Schiffes durch den Dunst, in den es eingehüllt war, riesenhaft vor uns auf, um gleich darauf, wenn unsere Maschine alsdann stille stand, in dichte graue Schleier gehüllt, wie ein Phantom leicht dahin gleitend, zu verschwimmen. Es war in der That etwas geisterhaftes um dieses Auftauchen und Verschwinden, und da wir uns währenddem hierhin und dorthin durch die lodernden Pfähle bewegten, und diese sich deßhalb, anscheinend willkürlich, vor und hinter einander schoben, so sah das ganze aus, wie der Schatten eines verunglückten Schiffes, um welches Nachtgespenster mit lodernden Fackeln einen höllischen Reigen tanzten.

Bei San Servolo, der Irrenanstalt, die zu unserer Linken, still, ruhig und traurig, ohne einen Lichterschein trüb durch den Nebel schimmernd erschien, hielten wir einen Augenblick, denn dort beginnt die gefährlichste Wendung der ganzen Lagune; der

Canal biegt sich hier in einem rechten Winkel plötzlich nördlich und ist so enge, daß die großen Kriegsschiffe nur vermittelst eines Kabels, das an den Lagunenpfählen befestigt wurde, herumgeholt werden konnten, weßhalb es eine gute Weile dauerte, ehe wir unsern Weg fortzusetzen vermochten und San Clemente erreichten. Bei dem Manöver des Umwendens ward es auf unserem Deck plötzlich lebendig; auf den Ruf der Pfeife tauchten aus allen Ecken die dunklen Gestalten der Matrosen hervor, der Klüver wurde aufgezogen, und ein Officier, der vorn am Bugspriet stand, meldete alle Bewegungen des Schiffes vor uns. „Die Elisabeth hält — sie wendet — sie geht vorwärts." Die Insel San Clemente, an der wir dicht vorüberfuhren, war mit einem Kranz von Pechpfannen umgeben, welche die Kirche und andere Gebäulichkeiten aufs lebendigste beleuchteten. Bald ließen wir auch sie hinter uns, und dann war es gerade, als habe der dichter werdende Nebel nur auf unsere Entfernung gewartet, um sogleich über Insel, Kirche und Flammen herzufallen, denn schon nach wenigen Minuten hatte er die ersteren gänzlich mit seinem grauen Schleier verhüllt, und die letzteren leuchteten nur noch zu uns herüber wie eine erlöschende Gluth.

Die italienische Mondnacht war übrigens unterdessen so kalt geworden, daß wir, trotz Mänteln und Pelzen, bereitwillig der Einladung des Feldmarschalllieutenants Grafen Nobile folgten und in der Cajüte drunten, die einen kleinen artigen Salon darstellte, eine erwärmende Tasse Thee nahmen.

Später ging ich noch einmal auf das Deck hinauf. Mitternacht war längst vorüber, das Land im Nebel nicht mehr sichtbar, und wir schwammen bereits auf der offenen See, die leicht sich hebenden Wogen waren matt vom Mondlichte beglänzt und be-

wegten sich so ruhig und freundlich, daß das Schiff nicht die geringsten Schwankungen machte. Ich dachte an die Heimath, wie ich in einsamen Stunden so gern zu thun pflege, blickte dabei wie fragend zu meinem alten Freunde Orion empor, der vor mir über dem Wasser zu schweben schien, und als in diesem Augenblick die Wache hinter dem Steuer, wie meine Frage beantwortend, ihr: „Alles wohl!" erschallen ließ, begab ich mich mit einem Gefühle der Beruhigung in meine kleine Cabine.

Während der Nacht hatte der Prinz Eugen die Spitze genommen, ihm folgte die Elisabeth, dann kam die Lucia; hatten wir klares Wetter, oder nicht? das war mein Gedanke, als ich frühzeitig erwachte. Um mich davon zu überzeugen, hätte ich nur aufs Deck gehen dürfen, doch schimmerte kaum der Tag durch die Jalousien meiner Thür, und droben hörte ich ein solches Rumoren, Geräusch wie von Bürsten und Wasserplatschen, daß ich gleich begriff, es werde eine allgemeine Putzerei mit viel Wasser gehalten, vor welcher ich auf der See sowohl wie zu Haus eine unüberwindliche Abneigung habe, und deßhalb noch eine halbe Stunde ruhig in meinem Bette blieb. Dann aber wurde es um mich her lebendig, Sporen klangen auf der Treppe, Säbel klirrten, ich vernahm Sprechen und Lachen, vor allem aber das Klirren von Kaffeetassen, und war kurze Zeit darauf mit meiner Toilette zu Ende. Das Schiff schwankte so wenig wie gestern Abend, also hatten wir ruhiges Wetter. Ich stieg auf das Verdeck und sah mit einem wahren Gefühl der Wonne um mich her das tiefblaue klare Meer vom Sonnenschein vergoldet, eine einzige glänzende Fläche, auf welcher sich ziemlich nahe am Horizont die zackigen Gestade der brionischen Inseln und der Küste von Istrien erhoben, strahlend in unzähligen Far-

ben, in gelb, grau, grün, roth, violett, die aber, gefrischt und gemildert von dem leichten Dufte des vom Lande aufsteigenden Morgennebels, wie ein harmonisches Ganze erschienen in unbeschreiblich milden und schönen Tönen. Dabei war die Luft rückwärts über dem Meere so klar und rein, daß wir von den Dampfern „Elisabeth“ und „Lucia,“ welche uns folgten, die dünnsten Taue und Stricke, die unbedeutendsten Stangen und andere Gegenstände so haarscharf erblickten, als sähen wir alles das mit der feinsten Nadel auf eine blinkende Stahlplatte gerissen. Es war in jeder Hinsicht ein wundervoller Morgen, die kalte Luft hatten wir gestern Abend in den Lagunen gelassen, und die Sonne schien schon so früh am Tage angenehm wärmend auf uns nieder; dazu die erfrischende Meerluft, die man wie durstig in vollen Zügen einathmet. Die stolzen Schiffe, wie sie so unbeweglich auf der weiten Fläche einherfuhren und doch wieder so klein erschienen auf der unendlichen See, der tiefblaue unbewölkte Himmel — alles das machte einen gewaltigen Eindruck; und als nun gar von der „Elisabeth“ die mächtigen Töne der Musik in ernsten Klängen, wie den schönen Morgen feierlich begrüßend, zu uns herübertönten, da trat mir unseres großen deutschen Sängers unvergänglich schönes Lied: „Das ist der Tag des Herrn“ — so recht lebhaft vor die Seele.

Indessen näherten wir uns mit voller Kraft der Maschine dem Lande immermehr; dort hinter der vorderen Hügelkette stiegen andere empor, wir sahen die alten Mauern des venetianischen Castells in ihrer grauen, dem Felsen ähnlichen Farbe, von diesem nur durch die geraden scharfen Linien, sowie durch eine weiße und rothe Fahne ausgezeichnet; die neuerbauten Forts dagegen, die um den Meerbusen liegen, traten zwischen dem röth-

lich gelben Gestein, zwischen Oliven- und Lorbeerbüschen blendend weiß hervor. Im inneren Hafen befand sich ein Theil der österreichischen Flottille und erschien uns von weitem nur wie ein Gewirr von Masten, Tauen und bunten Flaggen; als wir aber näher kamen, löste sich dasselbe anmuthig auf, und wir bemerkten sämmtliche Kriegsschiffe zum Empfang des Kaisers und der Kaiserin in zwei Colonnen aufgestellt; es waren die Fregatten Schwarzenberg, Novara und Venus; die Corvetten Caroline, Diana, Titani, die Brigg Pylades, die Goelette Saide, und die Dampfer Curtatone, Custozza und Achilles. Unser Schiff, der Prinz Eugen, hatte noch immer die Spitze, und so fuhren wir — ich für meine Person ohne an die donnernde Begrüßung zu denken, die der kaiserlichen Standarte hier zu Theil werden sollte — da blitzte es von der Batterie des Schwarzenberg auf, und ehe noch die weiße zusammengeballte Dampfmasse das Wasser erreicht hatte, ging von allen Schiffen ein so unerhörtes Krachen los und so nahe rechts und links von uns, daß ich, der vorn am Bug stand, fast in Versuchung gekommen wäre, meine Ohren zu schützen. Doch war das Schauspiel, welches die feuernden Kriegsschiffe boten, zu imposant, um es nicht nach den ersten Schüssen mit wahrem Vergnügen zu genießen; auf beiden Seiten vor und hinter uns blitzte und krachte es unaufhörlich, und es dauerte nicht lange, so war der Prinz Eugen so in Dampf eingehüllt, daß man in wenigen Momenten kaum vom Steuer nach dem Bug hinsehen konnte — gewiß der Effect einer Seeschlacht, und wenn so die schweren Dreißigpfünder recht nah neben uns losgingen, so fühlte man ordentlich den Druck der Luft.

Wir waren an der Spitze, hatten dabei das meiste auszustehen, aber ich kann die Versicherung geben, daß unser braves

Schiff, seines Namens würdig, mit der größten Unerschrockenheit in das feindliche Feuer hineindampfte. Dabei war es höchst interessant zu sehen, wie die Rauchmassen zuerst über das Wasser hinrollten, dann emporstiegen, und auf Augenblicke die Sonne verhüllten, welche, eben noch so klar und glänzend, alsdann mit dunkelrothem Antlitz auf uns herabschaute. Auch die Hafenbatterien und Forts mischten sich in den Gruß; sie hatten die Marineflagge aufgezogen, das Castell die kaiserliche Standarte. Nicht minder schön war es, die Höhen ringsumher mit weißen sich langsam verziehenden Rauchwolken gekrönt zu sehen.

Endlich hatten wir die Schiffe passirt, wobei es durch unsere eigene Bewegung immer erschien, als drehten sich die Kolosse langsam vor unseren Augen herum; dabei sahen wir alle Raaen vorschriftsmäßig bemannt, jedes Schiff in Flaggengala, und konnten jetzt deutlich alle die unzähligen verschiedenen Farben erkennen, von denen früher nur hie und da eine durch den dichten Pulverdampf leuchtete. Deutlich sahen wir jetzt die wunderschöne Bucht von Pola vor uns liegen; links den Scoglio Olivi mit dem angefangenen Linienschiff „Kaiser" auf dem Stapel, das daliegend mit seinen schwarzen Rippen wie ein gestrandetes riesenhaftes Meerungeheuer aussah. Was meine Augen schon lange suchten, erblickte ich jetzt auch, wenn gleich nur einen Moment, hinter den Hügeln und Häusern hervorschauend, und gleich darauf wieder unserem Gesichtskreis entschwindend — die prächtige Arena von Pola, in ihrem Aeußeren das schönst erhaltene Römerwerk der ganzen Welt. Am Fuße der Citadelle lag das kleine Städtchen selbst, über welches hinaus, etwas zur Rechten, die neue Caserne, in den größten Dimensionen erbaut, hervorragte. Diese sowie das Ufer und das Städtchen selbst waren mit zahlreichen

Flaggen und reichen Decorationen versehen, welche letztere sehr sinnreich und eines Marine-Etablissements würdig, aus lauter großen Schiffsflaggen bestanden. —

Hinter der Fregatte „Schwarzenberg" hielt die „Elisabeth" und wir fuhren noch eine Strecke weiter, um ein paar hundert Schritte vom Lande den Anker fallen zu lassen; eine Schaluppe der Corvette „Carolina" brachte uns auf das kaiserliche Schiff und von da an das Ufer, wo am Rand einer weit ins Meer hineingebauten Landungsbrücke die Militär- und Civilbeamten, sowie der größte Theil der Einwohnerschaft von Pola den Kaiser und die Kaiserin empfingen. Man sah deutlich, wie innig alles hier erfreut war, den Kaiser mit seiner hohen Gemahlin an dem entlegenen Gestade begrüßen zu können.

Ich kann hiebei nicht unerwähnt lassen, wie eigenthümlich und hübsch die Landungsbrücke verziert war, über welche wir an das Ufer gelangten; sie war sehr breit, in der Mitte von einem rothen Teppichstreifen bedeckt, über welchen die Majestäten schritten, und hatte zu beiden Seiten Gänge, auf denen abgehauene Lorbeerzweige einen weichen grünen und angenehm duftenden Teppich bildeten.

Am Lande begann sogleich die feierliche Grundsteinlegung des Marinearsenals auf dem Platze der Ausrüstungsgebäude, zu welchem Zweck luftige Pavillons aufgeschlagen waren, alle gedeckt und geziert mit Marineflaggen. Gegen Osten befand sich unter einem blau und weißen Zelte der Hochaltar, wo die Messe durch den Bischof von Parenzo und Pola celebrirt wurde; gegenüber war die kaiserliche Tribüne, und zu beiden Seiten erhöhte Plätze für das Gefolge, die Militär- und Civilbeamten und andere Zuschauer. Nachdem sich die Majestäten auf zwei bereit stehen-

den Sesseln niedergelassen, hinter welchen der Erzherzog Ferdinand Max, der Marine-Obercommandant, stand, begann das heilige Amt, nach dessen Beendigung der Kaiser und die Kaiserin vorschritten, um unter den bekannten Ceremonien die Grundsteinlegung zu vollziehen. Der mächtige Quader, welcher den Deckel bildete, rollte auf einer kleinen Eisenbahn bis in die Mitte des Platzes und wurde dort vermittelst eines zierlichen Flaschenzuges herabgelassen; so wie er sich niedersenkte, salutirten sämmtliche Schiffe im Hafen sowie die Geschütze der Fortificationen mit 21 Schüssen, was sich hier, weiter entfernt, minder geräuschvoll, aber nicht weniger imposant ausnahm. Zu dem nun folgenden Tedeum gaben nur die Fregatte „Schwarzenberg" sowie die hinter dem Pavillon aufgestellten Truppen die üblichen Salven. Nachdem dies vorüber war, begleitete der Kaiser seine Gemahlin den ziemlich weiten Weg bis zum äußersten Rande der Landungsbrücke, wo ein Boot des Dampfers „Elisabeth" bereit lag, um Ihre Majestät nach dem Schiffe zurückzuführen, und begab sich dann zur Besichtigung der aufgestellten Truppen sowie der großen Caserne und der schon entstandenen zahlreichen Arsenalgebäude.

Die Begründung derselben ist als das Werk des hochverdienten Feldzeugmeisters Frhr. v. Wimpffen anzusehen, welcher es überhaupt war, welcher auf dem bis damals ziemlich brach liegenden Felde der kaiserlichen Marine den vortrefflichen Samen ausstreute, der seitdem allenthalben so kräftig aufsproßt und zu einem mächtigen Baume zu werden verspricht, um, freudig emporwachsend, in kurzer Zeit seine Zweige schützend über die herrlichen Gestade der österreichischen Monarchie auszubreiten. Um aber das angefangene Werk ebenso fortzuführen, konnte der

Kaiser dem Feldzeugmeister v. Wimpffen keinen würdigeren Nachfolger geben als seinen eigenen Bruder, den Erzherzog Max, der, durch und durch Seemann, vor großen und kühnen Entwürfen nicht zurückschreckt, und nebenbei die Energie und Ausdauer hat, seine mächtigen und heilsamen Ideen für die kaiserliche Marine mit vollkommener Sachkenntniß durchzuführen. Pola soll Oesterreichs größtes See-Arsenal werden, und wenn man die schon vollendeten sowie die erst angefangenen und abgesteckten riesenhaften Bauten sieht, so verdient dasselbe würdig zu werden einer großen Seemacht. Von den zahlreichen Forts, die den Hafen vertheidigen sollen, sind viele bereits beendigt, andere in Angriff genommen; daneben hat die Natur für Pola viel gethan, der kurze und milde Winter kennt weder Eis noch Schnee, in kurzer Entfernung befinden sich prachtvolle Eichenwälder, und das Hafenbecken, vor den heftigen Winden geschützt, hat eine Tiefe, die es selbst schweren Fregatten möglich macht, dicht an den projectirten Quais anzulegen. Was nun die verrufene böse Luft von Pola anbelangt, die allerdings in den heißen Sommermonaten seit Menschengedenken sehr beschwerlich und ungesund, und wegen welcher Pola nach seinen vielfachen Zerstörungen am Ende verlassen worden sein soll, so wäre noch zu untersuchen, ob die aria cattiva wirklich die Einwohner vertrieben, oder ob jene sich erst eingestellt, nachdem die Höhen vollständig entwaldet, die Cisternen und Canäle verfallen, und die Feuerstellen fast auf Null reducirt waren. Und wenn dies letztere der Fall ist, so wäre die gegründetste Hoffnung vorhanden, daß bei dem täglich mehr sich hebenden Aufblühen von Pola, bei der auffallenden Vermehrung der Einwohnerzahl und bei

der Cultur neuer und großer Waldstrecken, die man sich angelegen sein läßt, die ungesunde Luft verschwinden, und Pola mit seiner herrlichen Lage und seinem milden Klima nicht nur ein wichtiger, sondern auch ein angenehmer Platz werden wird. Wie sehr die Alten die Zweckmäßigkeit und Bedeutung Pola's anerkannten, beweist dessen Geschichte, sowie das zähe Festhalten der gegenwärtigen Besitzer an diesem Gestade.

Die Vergangenheit der Stadt ist so merkwürdig und interessant, daß ich mir erlaube, derselben hier mit kurzen Worten zu gedenken. Nach der Sage soll Pola bekanntlich durch die Argonauten, durch Jason und Medea, oder durch deren Verfolger auf ihren vielen Irrfahrten gegründet worden sein. Nach der Sprache der Kolchier heißt Pola der Zufluchtsort der Verlassenen, mußte aber diesen Namen wechseln, als die Stadt wegen ihrer Anhänglichkeit an Pompejus durch die Truppen Julius Cäsars 48 vor Christus zerstört und dann unter Octavianus Augustus auf Bitten einer Julia — ob des Kaisers Tochter oder einer begünstigten andern Dame gleiches Namens — wieder aufgebaut wurde und daher den Namen Pietas Julia erhielt. Hier beginnt die Glanzepoche der Stadt; sie wurde römische Colonie mit allen Rechten römischer Bürger. Es entstanden die Tempel und Thore, sowie das prachtvolle Amphitheater, welche Bauwerke heute noch unsere Bewunderung erregen. Wenn Medea bei der Gründung Pola's in der That mit ihrer blutbefleckten Hand thätig war, so konnte man daraus das wechselvolle und traurige Geschick desselben herleiten, denn hier folgt eine Zerstörung und Verwüstung der andern. Im Jahre 1150 wurde die Stadt von den Venetianern zur Bestrafung für Seeräubereien dem Boden gleich gemacht; ebenso 1243 um sie den Genuesern

zu entreißen, an welche sich Pola angeschlossen hatte, und 1328 unter Franz Dandolo, weil es seine Lehenspflicht gegen die Republik verletzt; 1371 ward es von einer furchtbaren Pest verheert, und endlich, als 1379 die Genueser unter Andreas Doria die venetianische Flotte geschlagen, plünderten die Sieger Pola, ließen Feuer und Schwert wüthen, verbrannten die Archive und verschonten selbst die Arena nicht, von der sie als ächte Kaufleute Schiffsladungen voll Eisen und Blei mitnahmen. Im Jahr 1506 bemächtigte sich Kaiser Maximilian der Stadt, gab sie jedoch den Venetianern bald zurück, welche alsdann das Castell aufführen ließen, zu dem leider die Steine des bis dahin vollkommen erhaltenen römischen Theaters benutzt wurden; es war ein Franzose, der Ritter Antoine Deville, der sich dieses Vandalismus schuldig gemacht; freilich ließ ihn die Republik auf die Klagen Pola's in Ketten nach Venedig zurückbringen, aber der Verlust war nicht mehr zu ersetzen. Nachdem Stadt und Festungswerke 1645 durch einen Brand verheert worden, kam Pola 1797 unter österreichische Herrschaft, wurde 1805 von den Franzosen dem Königreich Italien einverleibt und endlich im Jahr 1813 wieder österreichisch.

So liegen hier Schutt und Trümmer von all dem durcheinander, was Menschenhände in 19 Jahrhunderten gebaut und niedergerissen, und auf diesem blutgetränkten Boden erheben sich nun abermals neue Werke, in ihren kolossalen Dimensionen, wenn auch nicht an Schönheit, mit den Schöpfungen der Alten wetteifernd. Ehe man in Pola mit dem Neubau des Arsenals beginnen konnte, mußten die Felsen auf den leichten Anhöhen, welche die Stadt umgeben, erst abgesprengt werden, lieferten aber auch dafür das Material der aufgeführten Gebäulichkeiten. Das

ganze Marine-Etablissement beginnt am südlichen Theil der Stadt und wird sich zunächst dem Hafen in einem leichten Bogen hinziehen, rückwärts aber von geraden Mauern geschlossen sein.

Während der Kaiser die Caserne besichtigte, betrachtete ich mir dieses imposante Gebäude von außen, und fand es für den heutigen feierlichen Tag einfach und geschmackvoll durch Seeflaggen decorirt, die gleich Teppichen aus allen Fenstern heraushingen. Vor der Caserne ist dem Berg, auf welchem sie liegt, eine breite Terrasse abgewonnen, die zum Exercierplatz dient, und von der man eine entzückende Aussicht auf das blaue Meer hat. Die Höhen, welche die Rückseiten umfassen, sind dagegen felsig und kahl, mit einer dürftigen Vegetation, hie und da ein Lorbeergebüsch, graugrüne Oliven und ein paar, jetzt entlaubte Nußbäume. Die noch fehlenden Gebäulichkeiten des Arsenals sind im gegenwärtigen Augenblick durch leichte Magazine und Schuppen ersetzt, in denen man übrigens eine sehr anständige Menge von Geschützen schweren Kalibers, Kugeln, Ketten und von sonstigen Ausrüstungsgegenständen findet. Alle Eisentheile waren glänzend schwarz angestrichen und hatten einen angenehmen Theergeruch. — Der Kaiser hielt sich längere Zeit in den verschiedenen Etablissements auf, gab mehrfach seine Zufriedenheit zu erkennen und verfügte sich alsdann in sein Boot, um die Fregatte „Schwarzenberg" zu besichtigen, wo uns ein schönes militärisches Schauspiel erwartete.

Der „Schwarzenberg" ist eine Fregatte ersten Ranges, führt 60 dreißigpfündige Kanonen, wovon sich, wenn ich nicht irre, 40 unter Deck und 20 in der Batterie befinden, und ist in allem ein schönes elegantes Schiff. Wie seiner Schönheit sich bewußt, wiegte es sich kokett und anmuthig mit kaum merklicher

Bewegung auf dem Wasser. Deck und Batterien waren an seinem heutigen Ehrentage sauber und blank, kurz sein ganzer schlanker Körper war in bestem Putze, Masten, Raaen und Takelage aufs zierlichste geordnet, eine wahrhaft graziöse Erscheinung. Droben waren Officiere und Matrosen sowie die Marine-Infanterie auf dem Backbord in Parade aufgestellt, und die Leute in ihren besten Jacken und den glänzenden Hüten, „keines Ueberfalls gewärtig," blickten mit freundlichen Gesichtern ihrem Kaiser nach, der grüßend die Reihen entlang ging und sich aufs Hinterdeck begab, wo er dem Commandanten der Fregatte, Linienschiffscapitän Oberst Mühlwerth, mit einemmal den Befehl ertheilte, das Schiff klar zu machen. Eine Wiederholung dieses Befehls an den ersten Lieutenant sagte mir, als einem nichtmaritimen Zuschauer, immer noch nicht, um was es sich handle, ebenso wenig das Signal, womit der Hornist „klar Schiff" blies. Kaum aber drangen diese Töne durch die Räume der Fregatte, so sah man für ein paar Secunden lang die allertollste und wunderlichste Scene. Es war, als sei jeder Matrose, jeder Soldat extra, aber alle auf einmal, von einer Tarantel gestochen — so stoben die Linien auseinander, so purzelte einer neben dem andern, ja fast über den andern dahin. Die Aufstörung eines Ameisenhaufens gibt das beste Bild von der Bewegung, die durch das Signal auf dem Schiff hervorgebracht wurde. Man hätte hundert Augen haben müssen um zu sehen, was und wie alles geschah.

Auf einem Kriegsschiff ist viel zu thun, um es klar, d. h. zum Gefecht bereit zu machen. Nach allen Seiten vertheilte sich die Mannschaft, und jeder beschäftigte sich mit einer wahren Wuth in dem ihm zugetheilten Wirkungskreis. Die Geschütze wurden

fertig gemacht, von den Tauen gelöst und an die Lucken geschoben; die Pulverkammer — auf allen Kriegsschiffen Sancta Barbara genannt — geöffnet und Munition hervorgelangt, Kugeln herbeigetragen und konische Holzpfropfen; unten im Raum wurden die Ambulanzen gerichtet, und daneben die Hängematten für die Verwundeten aufgeschnürt, auch hier in verschiedenen Theilen des Schiffes Bleiplatten bereit gehalten, um einen allenfalsigen Leck zu verstopfen, zu welchem der betreffende Vormeister die eigenthümlich geformten Nägel in seinem Gürtel nebst Hammer und Zange mit sich führt. Unter Deck und in der Batterie hatten sich unterdessen sämmtliche Leute bewaffnet; jeder führte eine Hieb- und Schußwaffe, die Pistole an einer langen getheerten Schnur, damit sie im Handgemenge nicht verloren geht, und die kurzen breiten Säbel mit dem dichten, die Hand schützenden Korb, andere Stutzen und Beile. Die Vormeister führen lange Piken, bereit sich dem Feind, der entern will, entgegen zu werfen. Am lustigsten war die Bewegung auf dem Deck selbst, wo die Marsgasten an Strickleitern und Tauen hinaufkletterten, droben im Takelwerk verschiedenes anders richteten und schnürten, damit eine einschlagende Kugel so wenig als möglich zerreißen kann. Ihre Säbel und Pistolen wurden hinaufgehißt, und als sie sich droben damit bewaffnet, nahmen sie die ihnen angewiesene Position auf den Marsen und Raaen.

Alles was ich von diesem schönen Schiffsmanöver niederschrieb, geschah in einer Zeit von höchstens sechs Minuten, dann machten die Sectionscommandanten den Divisionscommandanten ihre Meldung, diese den Batteriecommandanten, welche nun dem ersten Lieutenant berichteten, worauf dieser dem Capitän rapportirte, daß alles klar zum Gefecht sei. Auch hier sprach der Kai-

ser seine große Zufriedenheit aus und bethätigte dieselbe durch zahlreiche Beförderungen. So ernannte er den Erzherzog Ferdinand Max noch auf dem Schiff zum Vice-Admiral, und verlieh ihm den Stephansorden — eine Auszeichnung, welche Se. kaiserliche Hoheit dem Officiercorps bald nachher mit dankerfüllten Worten verkündete. Nachdem hierauf der Kaiser die Fregatte Venus besucht und dort einige Segelübungen hatte machen lassen, welche die Schaumentstiegene ebenfalls mit großer Präcision und Schnelligkeit ausführte, begab man sich um 1 Uhr zum Frühstück an Bord der Elisabeth, wo, durch alles bisher Gesehene zur Nacheiferung ermuntert, auch solche die keine Seeleute waren, beim Klang der Musik, mit Gründlichkeit und Ausdauer manövrirten.

Der Kaiser verließ gegen 2 Uhr das Schiff wieder, um auf kleinen istrischen Pferden, die am Ufer bereit standen, einen Ritt über die befestigten Höhen zu machen. Auch mir wurde freundlichst ein Boot bemannt, und ich begab mich ans Ufer, wo mich ein Bekannter vom Jahr 1849 her, der Hauptmann Sontag, erwartete, um mir die Alterthümer und Merkwürdigkeiten Pola's zu zeigen. Zuerst begaben wir uns auf die Oliveninsel (scoglio Olivi), um den angefangenen imposanten Bau des Linienschiffs „Kaiser" zu sehen. Wenn man neben dem Schiffskörper steht, erscheint er so gewaltig und groß, daß man dem Leser selbst durch Angabe der Maße keinen Begriff davon zu geben vermag; ein dreistockiges Haus hat bequem zwischen seinen Rippen Platz, und wenn man auf dem Kiel in das Innere tritt, so erscheinen uns die Dimensionen wie die einer großen Kirche. Zwei Drittheile der Rippen, natürlicherweise alle aus Eichenholz, sind bereits aufgerichtet, und je nachdem man Arbeitskräfte anstellt,

kann der riesige Bau in zwei Jahren beendet sein. Das Schiff erhält eine Schraube und wird dann tausend Mann Bemannung haben.

Auf der Spitze der Oliveninsel befindet sich der große Modellsaal, welchen der Erzherzog Ferdinand Max ganz seemännisch aufs artigste und geschmackvollste hat einrichten lassen, um, im Fall der Aufenthalt der Majestäten länger gedauert hätte, dort ein Ballfest zu arrangiren. Die Decke des Saals, sowie die Wände waren mit den Flaggen aller Nationen tapezirt; da war England neben Rußland, die päpstlichen Schlüssel in der Nähe des türkischen Halbmonds. Die reiche Decoration ringsumher bestand aus kaiserlichen Adlern, aus den Namenschiffern Ihrer Majestäten und aus Waffentrophäen. Alles behielt selbst in größter Nähe seine Gestalt und war doch nur aus blank geputzten Eisen- und Messingtheilen sämmtlicher bei der Marine vorkommender Hieb- und Schußwaffen; in den Ecken sah man glänzende alte und neue Bronzekanonen mit Fahnen, Trommeln, Säbel, Gewehr und Pistolen die schönsten Pyramiden bilden. Wahrhaft erfindungsreich aber war in der Mitte des Saals ein Springbrunnen, dessen Fußgestell und Becken aus glänzenden Bajonnetten und Dräthen dargestellt wurden, an welchen Tausende von Schrauben, deren Gänge wie Silber blitzten, eine neben der andern befestigt waren. Der Fußboden des großen Saals war mit Segeltuch bedeckt, welches man vermittelst Schablonen und Wasserfarben in einen Teppich mit den buntesten Dessins verwandelt hatte. Obgleich die Oliveninsel sehr kahl ist, so glich sie doch heute einem grünenden Garten; alle Wege waren mit feinem Sand geebnet und künstlich eingefaßt mit dichtem Lorbeergebüsch.

Nach der Stadt zurückgekehrt, überließen wir uns eine Zeitlang dem Gewühl der engen winkeligen Straßen. Pola ist ein unbedeutender, ärmlicher Ort, doch hat sich seit der Anlegung des Arsenals bereits die Bau- und Spekulationswuth des Terrains bemächtigt. Ueberall sieht man neue Häuser aufführen, und ein Bauplatz soll hier schon so theuer sein wie in mancher großen volkreichen Stadt.

Die Speculanten scheinen zu ahnen, daß Pola eine große Zukunft hat. Manche der engen Straßen mit sehr ärmlichen Häusern hatten, mit ihren flachen Dächern und zerbrochenen Fensterläden, eine fast orientalische Gestalt, und auch das Parfüm, das hier herrschte, erinnerte mich sehr an das Morgenland. Aeußerst fremdartig, wenn auch selten schön, erschienen für uns die Costüme der Istrier, eines armen Volks, welches sich selten großer Reinlichkeit befleißigt.

Die Männer tragen weiße wollene enganliegende Tricots, deren Farbe man es übrigens ansieht, daß sie selten gewechselt werden, was bei dem warmen Klima hier doch so nothwendig wäre; ihr Oberkörper ist mit einer braunen Jacke bedeckt. Die Weiber und Mädchen haben lange ebenfalls dunkelbraune Ueberwürfe, welche mich in ihrer Form an das ägyptische blaue Hemd erinnerten. Bei der ärmeren Klasse ist dieses Kleidungsstück ohne alle Verzierung, meist recht schmutzig; bei den wohlhabenden dagegen von feinerem Stoff, mit ein paar farbigen Streifen und etwas Gold verziert. So zeigt sich unten ein rother Rock und an den Aermelaufschlägen ein Besatz von derselben Farbe, sowie ein paar schmale Goldstreifen. Der Kopfputz besteht bei älteren Frauen in einem schwarzen breiträndigen Filzhut, bei den Mädchen in einem weißen dreieckigen Stück Zeug, das vorne auf der

Stirn platt anliegend den Kopf bedeckt, und dessen Zipfel sich hinten in einer Quaste vereinigen. Darunter sieht man das dunkle Haar in Zöpfen zusammengewunden und mit silbernen Nadeln aufgeheftet. Angenehm erscheinen zwischen diesen dunklen Gestalten einzelne Griechinnen, von denen sich hier eine kleine Gemeinde befindet; ihre Costüme von hellen glänzenden Farben, reich mit Roth und Gold besetzt, ein weißer faltiger Rock, worüber eine kleine zierliche Jacke, ist vollkommen orientalisch. Auf dem Kopf haben sie eine rothe anliegende Mütze, auf welcher die Frauen seidene Quasten oder zahlreiche vorn herabhängende Goldmünzen tragen, die Mädchen dagegen glänzende Perlen.

Auf dem Hauptplatz der heutigen Stadt war das römische Forum, und hier befinden sich am nördlichen Theil die beiden bekannten Tempel, dem Augustus und der Diana geweiht; von dem letztern steht nur noch die hintere Façade, da er schon im siebenzehnten Jahrhundert theilweise einstürzte und die übrig gebliebenen Mauern zu einem Regierungsgebäude benutzt wurden. Der erstere dagegen, der zu einem kleinen Museum verschiedener in Pola gefundener Alterthümer umgewandelt ist, bildet, obwohl hie und da beschädigt, noch immer eins der herrlichsten Bauwerke aus der besten Zeit römischer Herrschaft. Unbezweifelt von griechischen Architekten erbaut, zeigt er in seinen vier schlank emporstrebenden reichen korinthischen Säulen, mit dem zierlichen Architrav, jene anmuthvolle Einfachheit, die das Charakteristische des griechischen Baustyls war. Am besten erhalten von sämmtlichen Alterthümern Pola's ist die am Südende der Stadt gelegene Porta aurea, eigentlich ein Triumphbogen; leider wurde sie schon vor längerer Zeit für schadhaft befunden, und man hat die äußere Seite durch festes Mauerwerk gestützt; die der Stadt zugekehrte

ist aber heute noch ein Meisterstück der Architektur und Bildhauerei.

Um uns das Schönste bis zuletzt aufzusparen, gingen wir jetzt wieder zurück durch die Stadt nach dem Amphitheater — der Arena, wie es die Italiener nennen. Ogbleich ich es schon von der See, sowie auch später von der Oliveninsel aus staunend angeblickt, dieses riesenhafte Denkmal einer vergangenen gewaltigen Zeit, so blieb ich doch jetzt vor dem Thor wie überrascht stehen, als ich es nun dicht vor mir sah, hart am Ufer des Meeres, mit seiner hintern Seite sich sanft in den es umgebenden Hügel schmiegend. Die überraschende Wirkung dieses einzig in seiner Art dastehenden Gebäudes liegt wohl in der fast gänzlich erhaltenen Umfassungsmauer, die mit ihren beiden luftigen ringsumherlaufenden Arkadenreihen und den über diesen befindlichen viereckigen Fenstern, da aller Einbau, alle Stufen fehlen, wie ein leichtes zierliches Netz von Steinwerk aussieht. Der Anblick des Amphiteaters von Pola erweckt unser Staunen über die großartigen Schöpfungen der Vorzeit in weit höherem Grade als der des Colosseums von Rom oder des Amphitheaters von Verona: ersteres ist größtentheils ein gewaltiger Steinhaufen, das andere hat nur ein kleines Stück seines äußern Gürtels behalten, und selbst die so viel bewunderten gut erhaltenen Sitzreihen und Stufen sind ein Werk der Scaliger.

Wir hatten zum Besuch der majestätischen Ruine eine vortreffliche Zeit gewählt, denn einsam und still daliegend erscheinen ihre röthlich gelben Mauern, von der sinkenden Sonne bestrahlt, wie vergoldet auf dem grauen Hintergrund der umher liegenden Hügel. Das Meer zu ihren Füßen lag ruhig da, umsäumt von dem dunklen Gestade, wie polirtes Silber, so still und unbeweg-

lich, daß das Spiegelbild eines einsamen Kahns mit den schärfsten Contouren erschien; zu unserer Linken führten steinerne Stufen das Ufer abwärts zu einem großen Wasserbehälter, von mächtigen Quadern eingefaßt — das ehemalige römische Dianabad, von dem ein junges Mädchen, die Amphora auf der Schulter, ein vollkommenes Bild alter Zeiten, emporstieg. Ueber dasselbe hinaus erblickten wir die weite Bucht von Pola mit ihren vielen einspringenden Landungen in grau und grün, auf denen die weißen Castelle jetzt im Abendsonnenschein wahrhaft glänzten. Hoch über dem Amphitheater war schon bei der reinen klaren Luft der Mond sichtbar.

Durch alles dies eigenthümlich gestimmt, betrat ich mit Ehrfurcht das Innere der Arena, wo der Eindruck, den das Ganze macht, noch gewaltiger ist und das Malerische des Gebäudes in seiner vollendeten Schönheit erscheint. Man kann die Wirkung nicht beschreiben, welche die vollkommen erhaltene Wand rings um uns her, das Mauerwerk, jetzt dunkel erscheinend, und alle die zierlichen Arkaden und Fensteröffnungen, so scharf auf dem klaren Himmel stehend, auf uns machen. Das Amphitheater ist in elliptischer Form aus Sandstein erbaut, seine Länge beträgt 370, die Breite 300 Fuß, der äußere Umfang aber 1170 Fuß. Die Westfronte erhebt sich in einer Höhe von 70 Fuß über dem Boden. Der innere Circus, der auch unter Wasser gesetzt werden konnte — man findet noch Spuren der Wasserleitungen — hat eine Länge von 200 und eine Breite von 120 Fuß. Die wie schon erwähnt, fast gänzlich erhaltene Umfassungsmauer hat in den zwei untern Etagen 72 Arkaden und darüber ebenso viele viereckige Fenster. Bis zum vierzehnten Jahrhundert soll sich das ganze Gebäude in einem ziemlich unverletzten Zustand

erhalten haben, da namentlich die Patriarchen das Hinwegnehmen der Steine streng verboten hatten. Als aber im selbigen Jahrhundert die Stadt so vielfach zerstört wurde, benutzte man die schönen Quadern der Sitzreihen und Stufen nicht nur zum Aufbauen neuer Häuser, sondern eine große Anzahl wurde auch zu Schiff nach Venedig gebracht. Der innere Raum bietet allerdings heute ein Bild der Zerstörung; hie und da ist das Mauerwerk des Unterbaues, der Gänge und Treppen stehen geblieben und schmiegt sich an der Ostseite noch bis zum Beginn der zweiten Arkade fort. Von freundlichem Grün, Epheu, Lorbeerbüschen und wilden Capern sind die zertrümmerten Reste indeß überall bedeckt, und das überall mit Gräsern hervorsprossende Moos ist eine dem Auge wohlthuende Verkleidung. Da bei großen Festlichkeiten, wie heute, die Arena durch Feuer beleuchtet wird, so hat man zu diesem Ende um den Circus zahlreiche Pechtonnen aufgestellt, zwischen denen bis auf Mannshöhe Büsche von abgehauenem Lorbeer lagern.

Wahrhaft prachtvoll war die Färbung bei der untergehenden Sonne, die wie eine glühende Kugel neben dem nun fast schwarzen Castell niedersank. Ihr Licht warf auf die Ostseite des innern Raums das Bild der Arkaden in langgestreckten Schatten hin und zeichnete dort hoch an der Krönung einen zierlichen Halbbogen, der unten tief dunkel abstach von dem oberhalb wie flammenden Mauerwerk. Dazu wogte durch die weiten offenen Eingangspforten ein strahlendes Lichtmeer herein, überall die zierlichsten Schatten neben glühenden Tönen bildend. Da traten die hie und da vorspringenden Mauerstücke, einzeln erhabene Grasplätzchen und die Spitzen der Olivenbüsche wie mit Goldstaub bedeckt hervor. Es war der 9. Dec., und doch setzte ich

mich jetzt am späten Nachmittag im leichten Anzug an der Ostseite des gewaltigen Rings auf eine der Arkaden und fand die Luft so angenehm, daß ich mit dem größten Behagen das prächtige Bild vor mir in mich aufzunehmen im Stande war. Von hier aus erscheinen die offenen Arkaden wie ein zusammenhängendes wunderschönes Rundgemälde, wovon wieder jede dieser einzelnen Oeffnungen, auf die Stadt oder das Meer gehend, ein eigenes interessantes Bild bot: zur Linken das Castell scharf abgezeichnet auf dem dunkelrothen Abendhimmel, dann das Ufer von Pola mit seinem Mastenwald; eine einsame näher stehende Kirche mit durchbrochenem Thurm, deren Glocken sich langsam schwingend, melodisch zu mir herüberklangen; weiter die silberne Fläche des Meeres mit dem Gestade der brionischen Inseln, im Duft verschwimmend; hier ein Nachen, der, leicht die Fluth durchschneidend, gegen den Hafen schwimmt, dort einsam liegend eine zierliche Goelette mit ihren schief stehenden schlanken Masten, ihren Tauen, die von hier wie das feinste Netzwerk erscheinen, und dem kaum sich bewegenden rothen Wimpel.

Nachdem ich die Arena verlassen, ging ich noch eine Weile am Meer entlang bis zu einer Brücke, auf welcher die Landstraße nach Triest über einen kleinen Fluß führt; von dort wandte ich mich zurück, um noch einmal das jetzt in anderem Licht erscheinende Amphitheater aufzufassen und mir unvergeßlich einzuprägen. Die Sonne war verschwunden, wogegen der Mond, über dem herrlichen Bauwerk schwebend, deutlicher, fast strahlend erschien. Die eben noch so glänzende Landschaft zeigte schon die kalten Töne des Abends, die Hügel, dunkelfarbig und grau, über welche aber jetzt das Amphitheater massenhafter, ernster und gewaltiger hervorstieg. Das treue Meer allein glühte noch vom letzten Kuß

der Sonne oder im Wiederstrahl des Himmels, und erschien hie und da gelb, rosig und seegrün gefärbt; Thürme und Schiffe an seinem Ufer spiegelten sich aufs deutlichste in der klaren Fluth, und von den Blättern einzeln stehender Olivenbäume sah man auf dem blanken Hintergrunde jedes einzelne aufs schärfste abgezeichnet. Dabei war es für die Jahreszeit durchaus noch nicht kühl geworden, überall begegneten mir leichtgekleidete Spaziergänger, und in einem Garten nahe bei der Stadt sah ich Schiffszimmerleute in Hemdärmeln kegeln. Fast zu gewaltig war indessen der Contrast zwischen dem einsamen Römerwerk draußen und den Straßen Pola's, wo Illumination und lauter Jubel herrschte; die Leute hatten das mögliche gethan, um Straßen und Häuser für ihren Kaiser und ihre Kaiserin zu schmücken, namentlich der Hauptplatz strahlte im Glanz unzähliger Lichter, zwischen denen bunte Fahnen wehten, und überall sah man die Namenschiffern Franz Joseph und Elisabeth. Höchst eigenthümlich war es mir, von der reich erhellten Façade des Stadthauses mit zwei Schritten vor den daneben liegenden Augustustempel zu treten, der, obgleich vom Abglanz der Illumination nur spärlich erhellt, doch so erhaben und imposant von dem Getreibe der heutigen Generation abstach. Es war eine glückliche Idee, am Hafen in gut gelungenen Transparenten die Porta aurea darzustellen, die, am Tage eigentlich komisch aussehend, jetzt von innen erhellt, recht würdig ihr Original copirten.

Nach all dem Gesehenen war es mir angenehm, von dem wogenden Getreibe der Menge hinweg mein einsames Boot besteigen zu können, um nach dem Dampfer „Elisabeth" zum Diner zu fahren, welches, in der großen aufs reichste verzierten Cajüte stattfindend, allen erdenklichen Comfort an die stillen Küsten

Istriens zauberte. Es muß so einem ernsten Kriegsschiff seltsam zu Muth werden, wenn Ober- und Unterdeck, wo sonst nur Kanonen und andere Waffen blinken, auf einmal mit einer strahlenden Gesellschaft angefüllt ist, wenn es die brausenden Klänge der Musik erschallen hört, und — horribile dictu — sogar den so hoch gehaltenen Raum des Hinterdecks und der Steuerbordseite mit glimmenden Cigarren profanirt sieht.

Mittlerweile war es vollkommen Nacht geworden, und Stadt und Hafen von Pola gaben ein schönes Schauspiel: zuerst flammten die Häuser an der Seeseite in reicher Beleuchtung auf, dann fingen nach und nach die Küstenufer an sich bis ans Ende der weiten Bucht mit einem feurigen Gürtel zu umziehen. Einen herrlichen Anblick gewährte es hiebei, aus der röthlichen Gluth der Pechflammen, welche das Wasser umsäumten, die Festungswerke in weißem Licht erscheinen zu sehen; dazwischen warfen einzelne der Kriegsschiffe große Fallschirmraketen, die, hoch an den dunklen Himmel hinaufsteigend, sich dann anmuthig neigten, ihre Ladung entzündeten, und einen weithin strahlenden Stern hervorzauberten, der langsam niederschwebend, in das Meer fiel.

Gegen 8 Uhr bestiegen der Kaiser und die Kaiserin ihr Boot, um die Beleuchtung der Stadt und des Hafens in der Nähe anzusehen, wobei die Kriegsschiffe das ihrige thaten, um immer andere, immer prachtvollere Effecte hervorzubringen. Es ist unmöglich, die Wirkung zu schildern, welche namentlich die großen Fregatten dadurch erzielten, daß mit einemmal aus allen Kanonenlucken weiße bengalische Lichter hervorblitzten; wie in Flammen auflodernd, erschien in solchen Augenblicken das ganze Schiff und warf weithin einen blendenden Schein auf das Wasser; fast eben so schön war es dann wieder, wenn die uns abgekehrte

Schiffsseite ebenso erleuchtet wurde, wo der schwarze Körper des Fahrzeugs wie ein riesenhafter Schatten aufstieg, aufs ungeheuerste vergrößert, flatternd und schwebend wie ein Geisterschiff auf einem Meere von weißem Feuer.

Auf die Beleuchtung der Arena, von der ich so viel schönes gehört, war ich außerordentlich gespannt, und als wir nun das Gestade entlang fuhren, so daß sich die Häuser scheinbar von diesem großartigen Schauspiel wegzogen, fand ich staunend etwas nie gesehenes. Der weite rings durchlöcherte Raum war mit einem gewaltigen Feuer angefüllt, so daß die Flammen anscheinend nicht nur zu all den vielen Oeffnungen empor schlugen, sondern oben durch den angestrahlten Rauch auch noch an den Himmel hinauf qualmten. Eigenthümlich im höchsten Grad, konnte man doch nur sagen, dieser Anblick sei schauerlich schön. Es war eine große Feuersbrunst; oder wenn man die seltsamen Schatten betrachtete, die hie und da, durch die leuchtenden Flammen hervorgebracht, hinter den Arkaden und Thorbogen vorbei zu schweben schienen, so strengte man unwillkürlich das Ohr an, um entsetzliche Töne zu vernehmen, das Jauchzen wilder Barbaren, übertönend den Jammerruf einer hingeopferten Menge, die, vielleicht in dem festen Gebäude Schutz suchend, von dem eingedrungenen Sieger mit Feuer und Schwert niedergemacht wurde. Dergleichen Gedanken kamen mir immer und immer wieder, als wir dicht am Ufer hinfuhren, wo der unheimliche, wenn auch großartige Eindruck der Beleuchtung des Amphitheaters noch erhöht wurde durch die Todtenstille, mit der die Flammen in dem weiten Gebäude spielten.

Nach einem Gang durch die Stadt, deren festlich erleuchtete

und reich bewimpelte Straßen mit einer dicht gedrängten Menge besetzt waren, begaben sich die Majestäten ins Theater, wo von Officieren der Garnison und Marine mit ihren Damen zwei kleine Lustspiele aufgeführt wurden. Gegen 10 Uhr kehrten wir auf die Schiffe zurück, welche um Mitternacht die Anker lichteten, um wieder nach Venedig zu dampfen.

Nachdem wir auf dem „Prinz Eugen" noch längere Zeit den reichen, festlichen und in jeder Hinsicht gelungenen Tag besprochen, begab ich mich auf das Verdeck, um die Abfahrt von Pola, wohin ich wohl nie mehr kommen werde, zu sehen. Allmählig verschwand die Stadt mit ihren leuchtenden Häusern in Dunst und Nebel; der „Prinz Eugen" fuhr wieder voran, hinter uns kam die „Elisabeth," von der man in der Dunkelheit nur die blauen und rothen Laternen der Radkasten sah, welche sich wie farbige Schlangen in dem Wasser abspiegelten. Die Flotte im Hafen hatte Lichter an Masten und Raaen, und als wir so weiter und weiter in die Nacht hinausfuhren und auch die Dunkelheit rückwärts immer mehr zunahm, schimmerten endlich nur noch diese leuchtenden Punkte, wie neue unbekannte Sternbilder, die eben im Begriff sind, am Horizont unterzutauchen.

6.

Beleuchtung der Mercerien.

Wenn in alten Zeiten ein venetianischer Doge gewählt und bestätigt wurde, so nahm er bei der Huldigung aller Stände auch die der mächtigen venetianischen Kaufmannschaft in Empfang, zu welchem Zweck er an einem gewissen Abende durch die festlich beleuchteten Gassen vom Torre dell' Orologio bis zum Rialto

schritt, wo sich heute noch, wie damals, Bude an Bude reiht, und wo das Leben und Treiben auf der gewaltigen Brücke, dem alten Sitz der Geldleute und Wechsler, keine unbedeutende Macht im Staate bildete. Bis auf den heutigen Tag hat sich diese Festlichkeit erhalten, und so oft gekrönte Häupter nach der alten Lagunenstadt kamen, wurden sie von der Kaufmannschaft zu einem Besuch der Mercerien eingeladen.

Diese Mercerien beginnen am Marcusplatz mit der Merceria dell' Orologio, biegen dann mit einer Wendung rechts in die Merceria San Giuliano, führen über Ponte di Baratteri durch San Salvatore auf den kleinen Platz gleichen Namens und dann durch die Calle di S. Bartolomeo auf den Campo di S. Bartolomeo, wo die Rialtobrücke beginnt. Auf dieser Strecke concentrirt sich das Verkehrsleben Venedigs; sie ist die immer pulsirende Hauptader der Stadt; man trifft hier zu jeder Tages- und Abendzeit, ja bis spät in die Nacht hinein eine Menge von Spaziergängern und Käufern, und wenn man annimmt, daß die Breite sämmtlicher genannter Gassen nicht über 12—14 Fuß beträgt, so kann man sich einen Begriff vom Menschenstrom machen, der hier beständig hin und her wogt. Die letzte Beleuchtung der Mercerien fand im September 1838 bei der Anwesenheit Kaiser Ferdinands statt, und daß auch bei den dießmaligen Festlichkeiten Venedigs solche nicht fehlen würde, verstand sich von selbst. Sie versprach eine überaus glänzende zu werden. Worin dieser große Glanz aber eigentlich bestehen würde, davon konnte ich mir keine rechte Vorstellung machen, waren doch allabendlich die zahlreichen Gewölbe aufs schönste beleuchtet, glänzten doch in ununterbrochener Reihe Gold, Silber, edle Steine und bunte Stoffe, und waren doch die Gassen, wie bemerkt, beständig so

mit Menschen angefüllt, daß ein Mehr hätte lästig werden müssen.

Schon einigemal hatte Nebel und Regen die Beleuchtung der Mercerien vereitelt; endlich aber Freitag den 19. December schien es damit Ernst werden zu wollen. Als ich Nachmittags zwei Uhr durch die engen Straßen ging, waren sämmtliche Ladenbesitzer so mit ihren Vorbereitungen beschäftigt, daß sie einen allenfallsigen Käufer höflich ersuchten, heute irgendwo anders hingehen zu wollen, da es ihnen unmöglich sei, das Verlangte herbeizuholen. In der That kehrten sie in ihren Magazinen das unterste zu oberst und waren voll lustiger Emsigkeit, die an sich schon etwas Außerordentliches versprach. Quer über die Straßen, in der Höhe des ersten Stocks, sah man etwa alle zwanzig Fuß eine rothe und weiße Stange gelegt, an welcher Kronleuchter der verschiedensten Art hingen; oberhalb derselben an den Mauern der Häuser stacken lange Wachsfackeln an eisernen Trägern, und in den offenen Fensterbrüstungen standen kleine Illuminationsschaalen. Gegen fünf Uhr Abends besetzte Polizei und Gensdarmerie sämmtliche kleine Gassen, die von allen Seiten in die verschiedenen Mercerien münden, worauf eine Abtheilung städtischer Beamten vom Campo San Bartolomeo herkommend alle Spaziergänger und Neugierigen freundlich ersuchte, die Passage zu räumen. Von da an bis nach sechs Uhr blieb der Zutritt jedermann ohne Unterschied versagt; doch gelang es mir später durch Protektion, die in der Welt so viel möglich macht, in Begleitung einiger Officiere vor der Ankunft des Kaisers die nun im vollen Festschmuck prangenden Mercerien zu besichtigen.

So wenig wir uns Alle davon versprochen, so sehr waren wir überrascht, als wir nun aus den Arkaden der alten Procu-

razien in die Merceria dell' Orologio traten. Die Gasse, so weit wir sehen konnten, war in ein einziges strahlendes Gewölbe verwandelt; ein breiter rother Teppich bedeckte das Pflaster bis zu den Häuserreihen; jedes Gewölbe, selbst das bei Tag unbedeutendste, war ein förmliches Lichtmeer geworden, dessen Flammen sich in edlen Steinen, Gold, Silber, bunten Stoffen, Blumen, Metallen aller Art spiegelten und so arrangirt waren, daß man die unscheinbarsten Sachen jetzt für Gegenstände vom größten Werthe hielt. Dazu brannten Wachslichter auf all den eben erwähnten Kronleuchtern, einen fortlaufenden Streifen bildend, dessen Strahlen sich hier in altem venetianischen Glase, dort in Bronce und Vergoldung aufs mannichfaltigste reflektirten. An den Mauern der hohen Häuser, meistens bis ins vierte Stockwerk hinauf, waren Wachsfackeln angezündet und in den Fensterbrüstungen brannten zahlreiche Flammen zwischen rothen und weißen Fahnen.

Das Ganze machte, wenn man eine der Mercerien hinabsah, einen prächtigen Eindruck: der leuchtende rothe Streifen am Boden, rechts und links die blitzenden Gewölbe, die lange Reihe von Kronleuchtern, und vor allem die flackernden Lichter an den Häusern, die in regellosen Linien wie eine willkürliche Verbrämung des unten in einer Schlangenlinie hingeworfenen Glanzstreifens aussahen. Bis an die Dächer hinauf flammten einzelne Punkte, und da man dort oben die Gestalt der Häuser nicht mehr gut erkennen konnte, so erschienen die Lichtpunkte, aus der dunklen Nacht hervorstrahlend, wie hellleuchtende Sterne, so daß es an manchen Orten aussah, als spanne sich ein anderer Himmel mit unbekannten Sternbildern über die engen Gassen Venedigs. Dabei gab der dicke Teppich am Boden, die Wärme der

vielen Lichter und Gasflammen ein so behagliches, wohlthuendes Gefühl, daß man glaubte in einem Salon zu wandeln. Ich würde das Ganze mit dem großen Bazar von Konstantinopel zur Zeit des Ramadan vergleichen, wenn nicht dort eben das Gefühl der Behaglichkeit fehlte, welches uns hier so angenehm erfüllt. Eigenthümlich war es auch, die langen Gassen so menschenleer zu sehen; einige wenige Bevorzugte abgerechnet, hielt man vor der Ankunft des Kaisers alle Zugänge fest verschlossen; um so dichter aber waren die Läden und die Häuser bis in die obersten Stockwerke hinauf mit Zuschauern besetzt. Frauen und Mädchen aus allen Ständen in großer Toilette hatten am Fenster irgend eines Bekannten Platz gefunden, und diese sich durch alle Straßen in jedem Stockwerke hinziehende lebendige Blumenguirlande erschien wie eine duftige Fortsetzung des Glanzes da unten.

Man muß die Gewandtheit und den Geschmack der Venetianer kennen, mit dem sie die geringfügigsten Gegenstände aufzustellen wissen, damit sie sich als etwas ganz Besonderes präsentiren; z. B. auf dem Marcusplatz der Stand der Obstfrauen, wo Orangen in die verschiedenartigsten Pyramiden zusammengestellt, von ein paar Papierlampen beleuchtet, so appetitlich und malerisch aussehen. Man muß die kleinen Buden ins Auge gefaßt haben, in welchen an den Straßenecken die Händler alles mögliche Backwerk feil bieten, wie sie aufgeputzt sind mit großen blanken Messingschüsseln, mit Blumen und Laternen; man muß die Kaufmannsgewölbe mit ihren zierlichen Arrangements kennen, um zu begreifen, daß die venetianischen Kaufleute heute, wo es galt, ihre Waaren vor den Augen des kaiserlichen Paares aufs vortheilhafteste auszulegen, etwas ganz Besonderes leisteten. Und

in der That, es war in sämmtlichen Mercerien kein einziges Magazin, nicht Ein großes oder kleines Gewölbe, das, obgleich bei flüchtigem Ueberblick vollkommen in den allgemeinen Glanz einstimmend, nicht ein ganz besonderes zierliches Bild gegeben hätte. Die unbedeutendsten Gegenstände waren so aufgestellt und erleuchtet, daß sie mit den Nachbarn, wo der Glanz schon in den Stoffen selbst liegt, würdig concurriren konnten.

Hier sehen wir ein reiches Gold- und Juwelenlager, wo schon die zahlreichen Gasflammen einen wunderbaren Effekt hervorbringen; daneben ein Magazin chinesischer Waaren aller Art mit beleuchtenden Ballons, glitzernden golddurchwirkten Stoffen und einem Transparent, in dem dem Kaiser in kunstlosen Versen außer Glanz und Ruhm, der Liebe seiner Unterthanen und allem, was er schon besitzt, auch noch ein Erbe seiner Krone gewünscht wird. Fortschreitend werfen wir einen Blick rechts in die Stoffhandlung, wo das ganze Gewölbe mit den reichsten Seidenzeugen verschwenderisch drapirt ist, und wo wir im Hintergrunde ein Gestade von persischen Shawls bemerken, das ein kleines Meer einrahmt, dessen Wellen mit weißen und rothen Tüchern gebildet sind; ganz hinten erhebt sich eine Blumeninsel, welche in leuchtenden Flammen die Chiffern F. J. und E. zeigt; daneben sind Fächer hundertfach auseinander gebreitet, Wände und Plafond bedeckend, glänzend in allen Farben, in Gold und Silber. Ein bescheidenes Magazin von Strumpfwaaren und Webereien jeder Art präsentirt sich fast eben so schön wie seine vornehmeren Nachbarn; hier sehen wir auf allen Seiten nichts als die Habsburgischen Farben, rothe wollene Hemden und weiße Strümpfe in zierlichen Quadraten zusammengestellt, — einfach aber hübsch. —

Gegenüber einem Frühlinge von wirklichen Blumen, phantastisch durchwebt und beleuchtet von Gasflammen, sehen wir denselben nachgeahmt in künstlichen Guirlanden und Bouqueten, eine wahre Mulde voll Blumen und Blüthen der mannichfaltigsten und zierlichsten Art; Spiegel auf beiden Seiten und im Hintergrunde wiederholen das freundliche Bild bis in's Unendliche und thun beinahe dem Nachbar, einem Pelzhändler, Schaden, wenn uns nicht hier ein anderes Gefühl, das des Wohlbehagens beschliche. Mit weichen Decken und Mänteln sind Boden und Wände so verschwenderisch bedeckt und behangen, daß man sich hineinwälzen möchte. — Doch fesselt schon wieder etwas anderes unsern Blick, und wir werden wahrhaft magnetisch von einem Gewölbe zum andern hingezogen. Gold, Silber, Juwelen, Stoffe, künstliche Blumen, Pelzwerk sind uns in der reichsten Aufstellung bereits alltägliche Dinge, wir suchen etwas Pikanteres. Und siehe, da ist Californien! In der That, noch auf zwei Schritte ein fast unerklärlicher Anblick — Gold, Gold, nichts als Gold! Goldplatten auf dem Boden, an den Wänden, an der Decke, auf dem Ladentische, die Chiffre des Kaisers und der Kaiserin in goldenen Rosetten, armdicke Ketten aus Ringen von demselben Metall bilden Guirlanden von einem Fenster zum andern — ein fabelhafter Reichthum. Wir treten zögernd näher und sehen mit gierigem Blick kolossale, massiv goldene Schüsseln vollgestrichen bis an den Rand mit glänzenden Dukaten. Das alles aber sind Iserlohner Messingarbeiten, auf wirklich überraschende Art aufgestellt. Und wieder folgt Gewölbe auf Gewölbe, in allen Farben leuchtend, von Gold, Silber und Lichtern strahlend, und dabei sind die Pfeiler, welche die einzelnen Gewölbe trennen, ebenfalls so verdeckt und verziert mit reichen Shawls, seidenen

Stoffen, Krystall- und Porzellanpyramiden, daß man in den langen Zeilen der Gassen keine Trennung der Magazine gewahr wird, sondern nur ein einziges, mit den mannichfachsten Waaren besetztes zu erblicken glaubt.

Wir kommen zum Ponte di Baratteri, der uns, mit dem rothen Teppich bedeckt, die umstehenden Häuser auf's reichste beleuchtet, wie eine kaiserliche Tribüne erscheint. Hier ist die Polizei etwas nachsichtiger gewesen, und statt der Steinbrüstung auf beiden Seiten sehen wir sie eingefaßt mit dicht gedrängten Zuschauern. Die zahlreichen Balkons sind hier so vollgepfropft mit Menschen, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, die steinernen Träger müßten endlich unter ihrer Last erliegen; auf einem dieser Balkons zählten wir zweiundzwanzig lachende und plaudernde Köpfe, amphitheatralisch hervorragend. Ein Damenkleidermacher mit dem seltsamen Namen Jesurum läßt von den obern Fenstern des Hauses bis auf die Mitte der Brücke einen Kronleuchter herabhängen, der, aus gelben und rothen Gaslampen bestehend, einen artigen Effekt macht. Hier schauen wir in die Merceria di S. Salvatore hinab; derselbe Glanz, dieselbe Pracht. Ein Uhrmacher hat Fenster- und Thüreinfassungen mit Zifferblättern bekleidet und den Namenszug des Kaisers und der Kaiserin aus Cylinderuhren gebildet. Ein Wachstuchhändler nebenan hat seinen ganzen Laden mit den glänzenden Stoffen seines Handels behangen, in welchen die Gasflammen sich wie in schwarzen Spiegeln reflektiren. Hier haben wir ein reiches Gewölbe, gefüllt mit silber- und goldgestickten Kirchenstoffen; daneben sieht eine Weißzeughandlung, alle die blendenden Kleidungsstücke mit reichen Spitzen garnirt, wie eine Halle voll frisch gefallenen Schnees aus. In einem Magazin von Streichinstrumenten sind

hunderte von Violinen, Guitarren, Mandolinen um einen kolossalen Contrebaß gruppirt, der sich in stiller Größe wie der Stammvater zahlreicher Generationen ausnimmt.

Wie uns vorhin Californien entgegen glänzte, so glauben wir jetzt ein Silberbergwerk zu erblicken; von den Wänden und der Decke strahlt uns blankes Metall in weißem Glanz entgegen. Abermalige Enttäuschung: es sind Blechwaaren, aber so zierlich aufgestellt, so reich beleuchtet, daß es verzeihlich ist, sie für edles Metall zu halten. Einige Schritte weiter ist ein Sonnenschirmlager in reichster Auswahl; alle möglichen Farben in glänzender Seide bauschen sich hier auseinander, und eine Art Dach auf die Straße hinaus bildend sehen wir wahrhafte Riesenschirme, weiß und roth, eigens zum heutigen festlichen Abend angefertigt. Wo das Material der Waaren gar zu unscheinbar ist, da hat das Arrangement siegreich nachgeholfen. So sind in einer Garnhandlung alle Wände mit weißen und rothen Quadraten wie ein Schachbrett bedeckt. Vergessen wir aber vor allem ein großes Kinderspielwaarenmagazin nicht, mit unzähligen Lichtchen, an den Weihnachtabend in der Heimath erinnernd. Dieser lieben Zeit sind wir so nahe, daß es uns beim Betrachten all der schönen Trommeln und Pfeifen, der Blechsäbel, der kleinen Gewehre, der Zinnsoldaten und Frachtwägen fast schmerzlich zu Muthe wird. Ueber dem Laden bildeten kleine Puppen mit den rosenfarbenen dicken runden Gesichtern in kurzen weißen Hemdchen, worunter die nackten Füße hervorsehen, eine eigenthümliche Decoration; sie reichten sich die Hände und schienen einen muntern Tanz aufzuführen unter der Aufsicht einer ungewöhnlich großen Puppe, welche die Ecke des Hauses bildete, und die in

außerordentlich starken Verhältnissen wohl als die glückliche Mutter dieses zahlreichen Geschlechts gelten konnte.

Lassen wir den Weihnachtabend hinter uns mit seinen frohen und wehmüthigen Erinnerungen und gehen wir durch ein Gewölbe voll künstlicher Blumen, in welchem großen Füllhörnern der Namen „Elisabeth" entströmt, zum Ernste des männlichen Lebens über, zu einem großen Gewölbe voll schwarzer Hüte. So verlockend als möglich hat der Fabrikant seine Angströhren aufgestellt, und um Abwechslung in die Massen von schwarzem Filz zu bringen, zeigt er uns dazwischen seidenes Futter, mit goldenen Buchstaben bedruckt. Weiterhin ein Glasperlenlager, blendend durch seine bunten Farben, wieder eine Weihnachtsausstellung, dießmal aber für erwachsene Kinder; die Armbänder aus Murano bilden lange glitzernde Guirlanden, in welchen sich aller mögliche Haarschmuck als Verzierung zeigt; große Porzellanschüsseln, angefüllt mit den buntesten Perlenschnüren, erregen die Begierde, diese durch die Finger gleiten zu lassen. Dort blickt auch ein Stück Carneval hervor; Larven in allen Größen und Formen, von der kleinen venetianischen schwarzen Halbmaske bis zu den Riesenhäuptern, die rings geschlossen sind, auf den Schultern getragen werden und so den, der sie trägt, zur burlesken Figur machen. Seltsam schauen uns diese hunderte von leblosen Gesichtern an, wie sie mit den leeren Augenhöhlen in so starrer, unheimlicher Weise Erstaunen und Freude, Lust und Schmerz ausdrücken. Sehr angenehm und komisch wirkt es, daß der Besitzer des Ladens, eines Eckhauses, dasselbe durch einen Fries in die Straße hineinragender Nasen in aufsteigender Größe verziert hat, wobei sich gerade auf der Ecke eine in den colossalsten Dimensionen präsentirt.

So kommen wir auf den Campo di S. Salvatore, wo ein Gascandelaber mit von allen Seiten herabhängenden Röhren, an welchen unzählige Flämmchen lodern, eine feurige Fontaine nachahmt. Wir wenden uns rechts in die Calle di S. Bartolomeo und könnten mit unserer Beschreibung wieder von vorne anfangen, müßten wir nicht fürchten, die Geduld des Lesers zu ermüden. Einen Augenblick wollen wir noch vor einer Droguerie-handlung stehen bleiben, wo die Waaren auf wirklich überraschende Art aufgestellt sind. Es ist wie ein kleines Bergwerk; wir sehen Stufen von Antimonium, Ultramarin, Mennige, Steinsalz, Schwefel, Kohlen u. dgl. über und neben einander aufgestellt; dazwischen brechen zahlreiche Gasflammen hervor und beleuchten große Flaschenpyramiden, in denen die geheimnißvollen Flüssigkeiten tiefroth, blau, dunkelgrün und violett schillern. Dann führt uns wieder ein reicher, blitzender Kranz von Stoffen, Blumen, Metallen aller Art auf den Campo di S. Bartolomeo, wo Eßwaaren- und Fruchthändler und Spezereiläden einen eben so soliden als schönen Schluß bilden. Auch diese braven Leute haben das Mögliche gethan. Angenehm ist auf der Mitte dieses Platzes ein hoher Candelaber in der Form eines Tannenbaums mit seinen vielen Lichtern, abermals an den heiligen Weihnachtabend erinnernd, um so mehr, als das im Hintergrunde liegende Haus eine große buntgemalte Decoration zeigt: schwebende Engel auf Wolken, unten das Christuskind in seiner Krippe, die heiligen drei Könige mit ihrem Stern und all dem uns so bekannten und lieben Zubehör.

Es mochte beinahe acht Uhr sein, als wir mit unserer Besichtigung zu Ende waren und uns im schnelleren Schritt wieder auf den Marcusplatz zurück begaben. Indessen nahmen wir

uns so viel Zeit, diesmal die lebendige Decoration über den Läden etwas genauer zu betrachten. Alle Fenster waren angefüllt mit erwartungsvoll plaudernden und vergnügt lachenden Damen; hier drei, vier über und neben einander, dort eine einzelne Schöne, gravitätisch niederschauend, daneben halb versteckt ein leise flüsterndes Paar unter dem Schatten eines Häuservorsprungs, und alles das mehr oder minder bestrahlt von den Tausenden von Lichtern unten, von den wehenden Wachsfackeln an den Häusern. Einen eigenthümlichen Eindruck machten die fast gänzlich leeren Straßen, und daneben das lebhafte Gesumme, das Durcheinanderwogen von Stimmen der unzähligen Zuschauer oben in den Häusern und derer, die sich erwartungsvoll in ihre Läden zurückgezogen. Hie und da erklangen aus einer Seitengasse die Töne eines Klaviers, und rings um das Quartier der Mercerien, namentlich vom Marcusplatz her, vernahm man das Brausen des ungeduldig wartenden Volkes. Endlich um acht Uhr verließ der Kaiser die Burg und schritt, von Evvivarufen begleitet, unter den Arkaden der Procurazien, wo nur mit Mühe ein schmaler Gang frei gehalten werden konnte, nach der Merceria dell' Orologio. Leider war die Kaiserin durch ein leichtes Unwohlsein verhindert, die Huldigungen der venetianischen Kaufleute entgegen zu nehmen, und als nun der Kaiser mit glänzendem Gefolge durch die erleuchteten und geschmückten Gassen schritt, hörte man neben herzlichen Worten für den jugendlichen Herrscher auch manches Wort des Bedauerns über die Abwesenheit der Kaiserin. Man hatte kleine Spenden für sie bereit gehalten, Blumen, Glasarbeiten, unbedeutend an sich, aber werthvoll als Zeichen der Liebe und Verehrung.

7.

Radetzki.

Gewiß mit vollem Recht erlaub' ich mir die Anwesenheit des hochverehrten Feldmarschalls unter die großen venetianischen Festlichkeiten zu rechnen; in seiner Person empfing die Armee ihren Kaiser beim Eintritt in seine venetianische Provinzen, und nicht nur die ihn umgebenden Officiere blickten mit stolzer Freude auf den alten Herrn, sondern auch ein guter Theil der Italiener ist ihm zugethan, die wohl seine feste Hand kennen gelernt, aber auch sein gutes Herz. Ohne Vater Radetzki wären hier am Rande der Lagunen die Festlichkeiten sehr unvollständig gewesen, und wenn wir ihn so dastehen sehen, drängt sich uns der Gedanke auf, daß ohne ihn jetzt dieser herzliche Empfang nicht hätte stattfinden können, auf einem Boden, den sein tapferer Säbel Zoll für Zoll wieder eroberte, bei einem Volk, dessen erregtes Gemüth er durch Gerechtigkeit und Milde zu besänftigen wußte. Viele Leser, die vordem dem gefeierten Marschall mit hohem Interesse gefolgt sind in den italienischen Feldzügen der Jahre 1848 und 1849, werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen in wenig Strichen nochmals sein Bild vor Augen führe und erzähle, wie ich ihn, den neunzigjährigen Marschall, nach einem Zwischenraum von acht Jahren wieder gesehen.

Dieß war zuerst am Tag der Ankunft der Majestäten, wo Vater Radetzki es sich nicht nehmen ließ, eine gute Zeit, bei ziemlich kaltem Wind, inmitten der Generalität am Rande der Piazetta auf die kaiserliche Barke zu warten. Wie er so dastand, ein klein wenig gebeugter als vordem, aber mit demselben klugen

und freundlichen Blick seine Umgebung anschauend, oder die gedrängten Volksmassen ringsumher, auch bald mit diesem oder jenem in seiner bekannten lebhaften Art sprechend; als ich zu gleicher Zeit die befreundeten Uniformen wieder sah, die ihn auch in jenen denkwürdigen Tagen umstanden, viele bekannte Gesichter verehrter Freunde darunter; als zwischen dem Campanile und dem Dom von San Marco die langen Linien der weißen Uniformen sichtbar wurden, über denen die zerschossene schwarzgelbe Fahne flatterte, und als nun in dröhnenden Klängen die so oft gehörte Weise erklang: „Gott erhalte unsern Kaiser," da war es mir gerade, als sei gar keine Zeit zwischen damals und jetzt vergangen, und als hätten wir sie eben erst hinter uns, die schönen, glorreichen Tage von Mortara und Novara. Und doch wieder welcher Unterschied zwischen jener und dieser Zeit — jenem Kriegsschauplatz dort und der Stadt hier, die heute glänzend in allen Farben strahlte, damals noch in wilder Aufregung, mit einer erschreckten Einwohnerschaft angefüllt, die Kugeln über sich dahinsausen und in ihre Häuser einbrechen hörte.

Als ich heute das glänzende Schauspiel am Ufer von meiner Gondel aus betrachtete, trat der Morgen des 24. Septembers lebhaft vor meine Erinnerung, da der Marschall an eben dieser Stelle landete. An jenem Tage waren an den Fenstern des Marcusplatzes, auf der Piazetta und der Riva dei Schiavoni wenig Zuschauer erschienen. Die erschreckten Venetianer, den strengen Sieger fürchtend, der aber auch hier mit seiner gewohnten Milde auftrat, hatten sich in ihre Häuser eingeschlossen, bange an Gott weiß welche fürchterliche Zukunft denkend. Freilich flatterten auch damals bunte Fahnen von dem alten Dom herab und der Campanile war geziert mit einer kolossalen gelb und

schwarzen Flagge, die fast bis auf das Steinpflaster hinabreichte; aber begreiflicherweise hörte man keinen freudigen Ruf, sah man nicht das Flattern unzähliger weißer Tücher aus den Fenstern. Mit zagenden Schritten näherte sich die Municipalität, um dem ankommenden Marschall die Schlüssel der Stadt zu überreichen, jene Schlüssel, noch aus Napoleonischen Zeiten herrührend, die zur Feier des Einzugs unbegreiflicherweise nirgends zu finden waren, bis der energische Commandant von Venedig die Darbringung eines großen goldenen Ruders als Zeichen der Unterwerfung verlangte, worauf sich die minder kostbaren Schlüssel sogleich vorfanden. Zur Seite der Municipalität schritt damals die hohe Geistlichkeit, die auch erst durch einige passende Worte vermocht werden konnte, den Sieger vor den Thoren der Kirche, auf dem Platz selbst, ehrerbietig zu empfangen.

Doch weg mit diesen Bildern einer vergangenen Zeit, wenn es auch freilich natürlich ist, daß sie uns hier auf Schritt und Tritt verfolgen, und so gern mit ihren schwarzen Schatten in die glänzende Gegenwart hineinspielen, mit ihrer dunklen Nacht, in welcher der Name Radetzki in so hellem wohlthuendem Licht erschien. Wenn es verdienstvoll ist, die Feinde mit seinem Schwert niederzuwerfen, so ist es noch ungleich größer, mit allen Kräften die geschlagenen Wunden wieder zu heilen. Und das hat der Marschall redlich gethan. Leuchtend im Glanze des Siegs, war er in den trüben Tagen strafender Vergeltung, die nun folgten, nicht nur seinen Soldaten ein milder Vater, und wenn die Italiener jener für sie schrecklichen finstern Zeit und des milden Siegers gedenken, so dürften sie wohl das Wort unseres Dichters, wenn auch in anderer Weise, in Beziehung auf sich und den Marschall Radetzki anwenden:

„Nacht muß es sein, wo seine Sterne strahlen.“

Nachdem die Empfangsfeierlichkeiten des hohen kaiserlichen Paares vorüber waren, meldete ich mich in der Wohnung des Feldmarschalls und wurde am andern Morgen um 10 Uhr zu ihm gerufen. Er bewohnte für die kurze Dauer seiner hiesigen Anwesenheit die Appartements des Militärgouverneurs, Feldmarschall-Lieutenants v. Gorczkowski, im ersten Stock der neuen Procurazien, gegenüber dem Dogenpalast, ein freundliches sonniges Quartier, mit der Aussicht auf die große Lagune, die Kirche Sta. Maria della Salute und die umliegenden Inseln. Obgleich Schildwachen an der Treppe und Officiere im Vorzimmer waren, welche letzteren mich außerordentlich artig empfingen, obgleich man an allem diesem sah, daß man sich der Wohnung eines Hochcommandirenden näherte, so erschien doch hier alles mit einer Ruhe und Behaglichkeit, die uns wohlthuend einleitete in die Gemächer des alten hochverehrten Herrn. Treppen und Corridore waren mit reichen Teppichen bedeckt, im Vorzimmer wurde ziemlich leise gesprochen. Die alten ergrauten Diener standen mit freundlichen Mienen umher, und als mich einer der Officiere anmeldete, sagte mir der Kammerdiener, dessen ich mich aus dem Feldzug her noch wohl erinnerte: Se. Excellenz freue sich recht sehr darauf, mich wieder zu sehen.

Daß ich mich schon Tags zuvor aufs umständlichste nach dem Befinden des verehrten Herrn erkundigt, ist selbstverständlich, wo ich denn auch zu meiner großen Freude erfuhr, daß sich in seiner Gesundheit, und also auch in seiner Lebensweise, durchaus nichts geändert. Er geht gegen 9 Uhr zu Bett, und schläft meist ruhig bis gegen 3 oder 4 Uhr, wo er alsdann liegend den Tag

erwartet, zuweilen aber auch aufsteht und irgend ein Buch vornimmt. Er speist mäßig wie immer, aber mit Appetit, wobei er seinen mit Wasser gemischten leichten Wein trinkt. Jeden Tag beschäftigt er sich mehrere Stunden mit der uns bekannten festen Handschrift seine Erlebnisse sowie Entwürfe für die Zukunft niederzuschreiben.

Ich trat in das Cabinet des Marschalls, ein ziemlich großes Gemach, elegant möblirt, durchspielt von leuchtenden Sonnenstrahlen, denen man nur an einem Fenster vermittelst der zugezogenen grünen Vorhänge den Eintritt verwehrt hatte, so daß der Marschall im Schatten saß, damit das blendende Licht seinen immer noch angegriffenen Augen nicht wehe thue. Er ruhte in einem Fauteuil, hielt den Stock mit dem weißen Knopf zwischen seinen Knieen und streckte mir, als ich ihm entgegen ging, mit freundlichem Gesichtsausdruck, meinen Namen rufend, beide Hände entgegen. Als ich, von Verehrung und Erinnerungen gerührt und überwältigt, seine Rechte ergriff und mich tief zu dem ehrwürdigen 90jährigen Herrn herabbeugte, erhob er sich etwas von seinem Lehnstuhl, und küßte mich aufs herzlichste, wobei er mir sagte: „Es freut mich immer einen guten Freund zu sehen, aber daß Sie mich so unvermuthet hier besuchen, das macht mir ein außerordentliches Vergnügen.“ Dann führte er mit der größten Liebenswürdigkeit die denkwürdigen Tage des Jahrs 1849, wo er mich zuerst gesehen, an mir vorüber; kurz, der große Feldherr war in seinem Empfang meiner geringen Persönlichkeit von einer wahrhaft rührenden Herzlichkeit. Auf seinen Befehl setzte ich mich ihm gegenüber und sprach meine Freude aus, ihn so wohl und unverändert wieder zu sehen, und wie er so da saß und mit mir sprach mit der alten bekannten Lebhaftigkeit, war

das auch gewiß keine Uebertreibung. Sein Auge erschien mir klar und heiter wie damals, ja, in seinen untern Theilen etwas weniger angegriffen als im Jahr 1849, wo er bald im Regen, bald im Staub zu Pferd, und in beständiger Bewegung war. Seine Stimme klingt unverändert voll und kräftig, und wenn er lacht, so geschieht es mit jenem angenehmen Ton und jener Lebhaftigkeit, die uns unwillkürlich auffordert, tüchtig mit einzustimmen. Auch in der Figur ist er sich gleich geblieben, und wie ich ihn so vor mir sah in dem bekannten grauen Ueberrock, den Stern des Theresien-Ordens auf der Brust, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, es sei mir gerade zu Muth, als befänden wir uns im Hauptquartier Sant Angelo, und als müsse sogleich gemeldet werden, die Pferde seien vorgeführt um nach Pavia zu reiten.

„Ja," antwortete er mir lachend, „das hat für den Augenblick gute Wege; zu Pferd will sich's vorderhand nicht mehr recht thun; überhaupt ist das Pedal der Theil, wo ich fühle, daß es anfängt nachzulassen. Aber," setzte er kopfnickend hinzu, „wenn es 'mal irgendwo wieder losginge und zu krachen anfinge, da wären wir doch wieder auf dem Platze." Dann hustete er leicht, verlor sich ein paar Augenblicke in Gedanken, und sagte dann: „Ein General sollte eigentlich zu Pferd sein, und das ist auch meine Ansicht; aber da mein allergnädigster Herr und Kaiser der Ansicht war, ich könne ihm auch so noch nützen, so fahre ich an der Fronte herunter." — „Und die Leute," erlaubte ich mir ihn zu unterbrechen, „sind überglücklich Eure Excellenz sehen zu dürfen." — „Ja, das macht sich so," meinte er lächelnd, „man ist an einander gewöhnt, und sie glauben, der Marschall dürfe nicht fehlen. Es sind brave Leute, und Sie werden sie unver-

ändert gefunden haben, gerade wie damals. Apropos, von damals," fuhr er lebhafter fort, „von den Officieren des Hauptquartiers sind die meisten nach allen Richtungen hin zerstreut, aber ich freue mich immer, von ihnen zu hören; es war doch eine schöne Zeit." Darauf nannte er mehrere der Herren seines damaligen Hauptquartiers mit Namen und erzählte mir, wo sich dieser oder jener befinde. Von jenen, die sich mittlerweile verheirathet, sagte er komisch lächelnd, aber ein klein wenig mit den Achseln zuckend: „hat auch eine Frau genommen — nun, muß selbst wissen, was gut ist."

So unterhielt er sich aufs freundlichste längere Zeit mit mir, sprach über dieß und das, und in seinen Erzählungen oder Schilderungen brauchte er oft so komische Worte und Pantomimen, daß ich laut lachen mußte, wo er dann aufs fröhlichste mit einstimmte, und wenn ich mit einem herzlich gemeinten Wort der Verehrung für ihn in seine Ansichten einging, so reichte er mir seine Rechte, drückte meine Hand und rief aus: „Nun, ich freue mich recht, daß Sie der Alte geblieben sind, mein lieber, guter H. Gott erhalte Sie frisch und gesund."

Als der Marschall mich endlich verabschiedete, und ich aufstand, drückte ich ihm wiederholt meine Freude aus, ihn so wohl und munter gesehen zu haben, wobei ich hinzusetzte, daß in den acht Jahren seit ich von ihm entfernt geblieben, es meine eifrigste Sorge gewesen, so häufig als möglich genaue Nachrichten über sein Wohlbefinden zu erhalten. „Das ist mir gerade so mit Ihnen ergangen," entgegnete er mir, „und ich hoffe, daß die Herren Officiere, die aus W. bei mir waren, Ihnen meine freundlichen Grüße überbracht haben; auch bin ich mit Ihnen in Spanien gewesen," setzte er hinzu, „und habe mich recht über

Ihre Reise gefreut, suche auch sonst häufig in der Allgemeinen Zeitung nach, ob ich Sie finde, und wenn Sie auch nicht Ihren Namen unterzeichnen, so weiß ich doch, was Sie schreiben, denn wie ich eine bekannte Stimme im Dunkeln erkenne, so auch an der Art zu schreiben einen lieben Freund."

Damit reichte er mir wiederholt die Hand und entließ mich mit mehrmaligem Kopfnicken. Als ich mich nach der Thür zurückzog, um mich dort nochmals nach dem Greise umzuschauen, sah ich, daß er mir wohlwollend und mit sinnigem, freundlichem Gesichtsausdruck nachblickte, und ich muß gestehen, es überfiel mich ein tiefes Gefühl der Rührung, nun abermals von dem Feldherrn scheiden zu müssen. Wenn ich auch hoffen kann, ihn vielleicht in Verona wieder zu sehen, so wird er dort wohl im Geräusch des Empfangs begreiflicherweise keine Zeit für mich haben. Also ein Wiedersehen — vielleicht nach Jahren?

Ob der Feldmarschall etwas der Art in meinen Augen las? Wohl möglich; denn es gibt wenig Herzen wie das seinige, die so empfänglich für Liebe und Anhänglichkeit sind, — genug, als ich ihn verlassen wollte, streckte er mir nochmals seine Rechte entgegen, und da ich vielleicht sichtbar bewegt rasch zu seinem Fauteuil zurückkehrte, küßte er mich eben so herzlich wie beim Empfang; ich sah sein Auge eigenthümlich funkeln, und nachdem er mir noch mit bewegter Stimme gesagt: „Gott erhalte Sie, mein lieber H!" machte ich, daß ich so schnell wie möglich zur Thür hinaus kam; sie fiel hinter mir ins Schloß, die Portieren rauschten zusammen, und ich bin weit entfernt es verschweigen zu wollen, daß mich ein gewaltiges Gefühl der Wehmuth überfiel, als ich ihn nun verließ, den guten Vater Radetzki.

Daß der Feldmarschall ein Gegenstand der Liebe und Ver-

ehrung vom Soldaten aufwärts bis zu seinem kaiserlichen Herrn ist, versteht sich von selbst, und wird ihm aufs rührendste gezeigt, in dem stummen Blick des Soldaten, in dem herzlichen Gruß der Officiere, in der liebenswürdigen Sorgfalt, mit der sein Kaiser und die Kaiserin ihn behandelt. Empfängt man ihn doch, wenn er zur Tafel erscheint, wie ein verehrtes Mitglied des hohen Hauses, und die Kaiserin läßt es sich selbst nicht nehmen, Vater Radetzki zu seinem Stuhl zu geleiten.

Von der mir schon früher bekannten Umgebung des Marschalls sah ich hier den Feldmarschalllieutenant v. Benedek wieder, den gefeierten Sieger von Mortara, jene ächt ritterliche Persönlichkeit mit dem offenen und edlen Soldatengesicht, und erfreute mich mit einigem Neide seiner prächtigen Schilderungen über jene schönen Tage, die ich nicht im Stande bin so lebendig niederzuschreiben, wie er sie erzählt. Auch den Obersten Steger fand ich wieder, für mich freundlich wie immer, und vor allen den thätigen und ausgezeichneten Leibarzt Sr. Excellenz, Dr. Wurzian, seinen treuen Begleiter auf dem Schlachtfeld und in der Garnison, der mit unermüdlicher Sorgfalt um dieses kostbare Leben bemüht ist.

II.

Venedig im Schnee.

Schon so oft ist Venedig, die Königin der Meere, im Sonnenschein geschildert worden, glänzend bestrahlt, im goldenen Licht, inmitten der leuchtenden Wasser thronend, überspannt von

einem klaren blauen Himmel, der, selbst in den engsten Canälen reflectirend, diesen oft so griesgrämigen Gesellen im Stande ist ein freundliches Lächeln abzulocken, daß ich mir wohl erlauben darf, mit wenig Strichen ein ganz entgegengesetztes Bild der alten Lagunenstadt zu entwerfen. Daß die Regatta und Tombola mehrmals wegen zweifelhaften Wetters verschoben wurden, haben die Leser bereits erfahren.

Schon am Morgen des Sonntags (30. November) wehte ein unheimlicher Scirocco, und über dem Meer erhoben sich lange Streifen von grauen Wolken, die von meinem Fenster aus gesehen bereits nach wenig Stunden einen trüben Nebelschleier über San Giorgio Maggiore, über die Giudecca zogen und die majestätische Kuppel von Sta. Maria della Salute nur in trüben Umrissen erscheinen ließen. Nachmittags fing es an zu regnen, zuerst leise und mit Zwischenräumen, endlich aber gegen Abend unaufhaltsam, zuweilen wolkenbruchartig; und da, nebenbei gesagt, die Häuser Venedigs sehr schlecht mit Ableitungsröhren für das Regenwasser versehen sind, so platschten von allen Gebäuden, namentlich von den Ecken des Dogenpalastes, wahre Gießbäche mit unheimlichem Gepolter auf die darunter wegeilenden Regenschirme herab. Da der Italiener nicht für den Regen gemacht ist, so lagen auch bald alle Straßen öde und leer, nur unter den Arkaden des Marcusplatzes drängten sich fröstelnde Spaziergänger, die einander die Neuigkeit zuriefen, daß es gewaltig regne — „diluvia“ — allerdings für Venedig mit seinem herrlichen Klima ein kleines Ereigniß, und um so unangenehmer, da es bekanntermaßen hier keine Droschken gibt und die Fahrt auf den Canälen ohne bedeckte Landungsplätze bei strömendem Regen das unangenehmste ist, was es geben

kann. In den engen Straßen aber, mit einem Schirm, der fast die ganze Breite einnimmt, nicht nur fortzukommen, sondern auch andern Beschirmten auszuweichen, ohne dabei rechts in dem Pfeifenladen eine Verwüstung anzurichten, oder links dem Victualienhändler eine Wurst oder einen gerupften Capaun mitzunehmen, hat schon seine großen Schwierigkeiten; man thut indessen sein mögliches, man bittet um Entschuldigung und wird um Entschuldigung gebeten, und so kommt man in einer Schlangenlinie langsam vorwärts.

Der dichtbewölkte Himmel ließ die Nacht früher als gewöhnlich eintreten, und da ist es in Venedig bei einem solchen Wetter wahrhaft trostlos, der arme Fremde, der wenig Bekanntschaften hat, weiß im wahren Sinn in den ersten Abendstunden kein gemüthliches Obdach zu finden; zu Haus in der Gasthofsstube ist es frostig und unheimlich, man schleicht in die Restauration, um ein bescheidenes Diner einzunehmen, auch da herrscht eine feuchte Regenatmosphäre; man geht nachher ins Café, wo es ebenso ungemüthlich wie nur möglich ist; alle Bänke sitzen voll Menschen, der Boden ist überschwemmt, die nassen Paletots und Mäntel dampfen in der natürlichen Wärme der vielen Gäste und verbreiten eine gelinde Nebelatmosphäre. In solchen Augenblicken, dachte ich, wie in so vielen, vielen andern, sehnsüchtig an die deutsche Heimat und erinnerte mich gern an unsere behaglicheren Kaffeehäuser und die Gesellschaft guter Freunde.

Nach unserm Diner haben wir noch zwei Stunden bis zum Theateranfang, die man auch so gut wie möglich herumbringt, und da man endlich sehr froh ist, acht Uhr schlagen zu hören, so begibt man sich nach Fenice, wo ich für die Dauer meiner Anwesenheit das Glück habe, einen sehr angenehmen Logenplatz zu besitzen. Dort befand ich mich in der Gesellschaft zuvorkom-

mender und liebenswürdiger kaiserlicher Officiere. Die Loge im ersten Raum ist ein kleiner Salon, und wenn man das Beispiel der Italiener nachahmt, nur auf die vorzüglichsten Musikstücke zu lauschen, auch dem Ballet zuzuschauen, und in der Zwischenzeit im Stande ist, sich einer angenehmen Conversation hinzugeben, so kann man es dort schon bis Mitternacht aushalten.

Als ich aber das Theater verließ, hatte sich zu einem wahrhaft vorsündfluthlichen Regen ein außerordentlich starker Wind gesellt, der es namentlich auf der zugigen Brücke kaum möglich machte, seinen Regenschirm geöffnet zu halten, doch ging es noch so lange leidlich, bis ich auf den Marcusplatz kam. Dort prasselten von den Dächern wahre Wasserströme herab und wurden so in die Arkaden hineingejagt, daß es daselbst eben so naß war wie draußen. Auch hatte der immer stärker werdende Sturm hier schon artige Verwüstungen angerichtet: ein paar der großen Candelaber neigten sich gegen die hintern Procurazien, und von einem war der vielarmige Leuchter herabgerissen. Es sauste so toll um den Campanile von San Marco herum, daß selbst in den Glaslaternen die Gasflammen ängstlich zitterten und bebten, und im wahren Sinn des Wortes setzte ich zweimal vergeblich an, um hier an der Ecke der offenen Piazetta herum zu kommen, was mir endlich nur mit geschlossenem Regenschirm, dem Unwetter völlig preisgegeben, gelang. Auf der Riva hatte der Sturm ebenfalls ein paar Gascandelaber auf die Seite gedrückt, von fern her hörte man das Meer an den Lido und die Murazzi donnern, und selbst dicht am Ufer auf der Lagune schwankten die Schiffe bedenklich auf und ab. Wehe den Schiffern, die heute draußen waren! Dabei war die Luft so dick, und die Wolken hingen so tief herab, daß ich das wechselnde Licht des Leucht-

thurms vor meinen Fenstern auf die kurze Entfernung kaum zu sehen vermochte.

Während der Nacht wurde der Sturm immer heftiger, und in meinem Bett hörte ich aufs deutlichste das Sausen des Windes, welches aber nicht im Stande war, das Brausen des Meeres zu übertönen.

Am andern Morgen — den 1. Dezember — genoß ich dagegen vor meinem Fenster einen wahrhaft überraschenden Anblick; der Regen hatte aufgehört, dafür war aber nach Mitternacht ein so dichter Schnee gefallen, daß nicht nur die Dächer auf den Gebäuden an den Inseln rings umher, sondern auch die Riva völlig weiß bedeckt war. Ich muß aber gestehen, daß dieses einen herrlichen Anblick gewährte. Der Leuchtthurm schien sich ordentlich zu verwundern unter seiner weißen Mütze; alle Dächer auf San Giorgio Maggiore, dick beschneit, hoben sich scharf von dem grauen Himmel ab und contrastirten wieder so eigenthümlich mit der röthlichen Farbe der Gebäude, die auf diese Weise mit ihren dunkeln Fenstern viel deutlicher hervortraten als im hellen Sonnenlicht. Selbst der Thurm hatte an seinen Mauern einen Schneestreifen auf der Wetterseite, der wie ein blendendes Licht aussah. Am eigenthümlichsten erschienen die Kuppeln des Klosters Zittella, sowie die von Santa Maria della Salute in Schnee eingehüllt und noch einmal so groß wie gewöhnlich. Auch die goldene Kuppel auf der Dogana di Mare und ihre sich drehende Fortuna hatten weiße Kappen, und so zeigte sich überall der plötzlich eingetretene Winter den großen Canal entlang, so weit man sehen konnte. Auf der Riva standen die Marinari und sahen kopfschüttelnd dieser außerordentlichen Begebenheit zu; die Decken ihrer Barken waren weiß überzogen,

ebenso die dunkeln Dampfer draußen, und der gefallene Schnee nahm sich am sonderbarsten auf den schwarzen Gondelhäuschen aus, die wie mit einer weißen Pelzverbrämung erschienen.

Da ich begierig war, auch das Innere der Stadt im Schnee zu sehen, so bewaffnete ich mich mit dichten Stiefeln und begann einen kleinen Spaziergang. Der Schnee hat den Charakter der Stadt wesentlich verändert. Vor allen Dingen ist Venedig noch stiller geworden als früher, in den Canälen sieht man selten eine Gondel, und der Menschenstrom in den engen Straßen und auf dem Marcusplatz ist gänzlich verschwunden; wer nicht Geschäfte hat, bleibt zu Hause, und nur höchst selten sieht man einen Venetianer, dicht in seinen Mantel gewickelt, vorbeieilen. Das Wetter ist aber auch, selbst nach unsern Begriffen, abscheulich, der Wind hat sich nicht gelegt, und da jeden Augenblick Schneeschauer kommen, die aber zuweilen mit Regen untermischt sind, so ist schon nach wenigen Stunden das feste Steinpflaster der Gassen und Plätze, welches keine Feuchtigkeit in sich aufzunehmen und abzuleiten vermag, mit einer gräulichen hie und da weiß gestreiften, einige Zoll dicken Masse überzogen, durch die man seines Weges patscht. Die Kuppeln von San Marco, die arabischen Mauerverzierungen des Dogenpalastes und der Procurazien, die sonst so anmuthig und leicht im Sonnenlicht glänzen, sehen heute unter den Schneedecken schwer aus, und namentlich ist die an sich schon niedrige Kirche wie niedergedrückt von ihrem sonst so phantastisch zierlichen Dache.

Verlieren wir uns in eine der engen Straßen, so sehen wir in der Mitte eine scharfe Fußspur sich durch den Schnee ziehen, welche alle Leute, wie Gänse hinter einander marschirend, aufs sorgfältigste benutzen, um so wenig als möglich mit der

nassen fremdartigen Masse zu thun zu haben. Der erste Italiener, der am frühen Morgen diese Spur getreten, ist sich sicher einer Heldenthat bewußt. Verschiedene Seitengassen und einsame Höfe, in die wir hineinschauen, scheinen heute gänzlich menschenleer zu sein, denn dort ist die Schneedecke noch jungfräulich unberührt. Wohl sehen wir erstaunte Gesichter aus den Fenstern herabblicken, doch da die Bewohner vielleicht kein dringendes Bedürfniß aus ihren Wohnungen treibt, so bleiben sie lieber ein paar Tage zu Haus, bis der Feind da unten von selbst wieder gegangen ist.

Dort haben wir einen zierlichen Hof mit hohen Treppen und einer Veranda, über die eine uralte Weinrebe ihre vielen Aeste und Ranken netzförmig ausbreitet; sie scheint sich ebenfalls zu wundern bei der unangenehmen Bedeckung, tröstet sich aber vielleicht bei dem Anblick eines großen Lorbeerstrauches, auf dessen grünen Blättern der weiße Schnee ungleich schwerer liegt. Wir sehen überall für uns fremdartige Bilder, und die schöne malerische Architektur der venetianischen Häuser tritt an vielen Stellen heute noch schärfer als gewöhnlich hervor. So gegenüber dem schmalen Canal, an dem wir gerade wandeln, die schönen Steinverzierungen des schneebedeckten Balcons; dort die dunkeln scharfen Zacken der Terrasse zwischen der weißen Masse, hier die trotzigen Löwenköpfe, in weiße flockige Mähnen eingehüllt. Vor uns haben wir einen kleinen Palast mit verschlossenen Fensterläden, und daß diese heute Morgen noch nicht geöffnet worden sind, beweist der auf den Fensterbrüstungen liegende hinten ansteigende frische Schnee, was dem Gebäude ein unwirthbares und trostloses Ansehen gibt. Ueber diesem Hause ragt ein ehemaliger Kirchthurm hervor, wir sehen noch die Ueberreste des Zifferblatts

und der Uhr, an einer Seite des Thurms sind die dicht angeflogenen Schneeflocken hängen geblieben und geben ihm hier eine weiße Bekleidung, die blendend absticht von den andern röthlichen Mauern, denn er ist aus Ziegelsteinen gebaut. Auf einem Platze, über den wir gerade schreiten, befindet sich wie auf den meisten die schön verzierte aus weißem Marmor bestehende Mündung einer Cisterne; das eiserne Gitter, welches sie verschließt, erscheint aber nicht wie sonst gewöhnlich schwarz, sondern zeigt heute durch den darauf gefallenen Schnee ein weißes kunstreiches Netzwerk. Dabei leuchtet alles in anderem Licht als gewöhnlich und Einzelnheiten, die wir sonst unbeachtet gelassen, drängen sich uns heute gewaltsam auf: so einer der zierlichen Bogen, die man in verschiedenen engen Gassen von einem Haus zum andern gesprengt sieht, auf der einen Seite mit einem Heiligenbild versehen, auf der anderen mit Wappen einer alten Familie, der voreinst die beiden Häuser gehörten, und welche diese, wie man glaubt, so durch den kleinen Bogen zusammenkettete. Gewöhnlich geht uns der Anblick eines solchen Bogens von grauem Stein zwischen den ebenfalls grauen Mauern verloren; heute aber, unter der Schneeverzierung, zeigt er uns deutlich Heiligenbild und Wappen.

Wenn schon das Pflaster des Marcusplatzes sehr schlüpfrig und schwer zu überschreiten ist, so finden wir es dagegen auf den Brücken wahrhaft gefährlich und ahmen den sonst so leichtfüßigen Venetianern nach, die sich heute des Geländers bedienen und vor allem die weißen Marmorfließen vermeiden, mit denen jede Stufe, aus grauem Stein bestehend, eingefaßt ist. Diese Marmorstreifen sind aber auch bei nassem Wetter spiegelglatt, und wer im Herabschreiten unbedachtsam darauf tritt, läuft Ge-

fahr, die ganze Treppe hinab zu rutschen. Es gibt ein venetianisches Sprichwort, welches sich hierauf bezieht: Marmo bianco, Culo nero, welches ich mir wohl nicht erlauben darf wörtlich zu übersetzen, das aber so viel heißen will, als daß ein weißer Marmor schwarze Flecken hervorzubringen im Stande ist.

Da gegen Mittag des heutigen Tages der Schnee sich verminderte, Regen und Wind aber stärker geworden waren, so wurde Venedig noch verdrießlicher und unfreundlicher. Auch hatte der letztere eine starke Springfluth herbeigetrieben, welche die Riva überfluthete und die Canäle in der Nähe der Lagunen so anfüllte, daß, wo man sonst zu den Gondeln hinabstieg, man jetzt mit einer provisorischen Brücke aufwärts steigen mußte, was äußerst unbequem war. Dabei hatte sich der Wellenschlag des Meeres draußen bis in die Lagunen fortgesetzt, so daß die Gondoliere nicht mehr über den großen Canal hinüber wollten. Da die Gondeln keinen Kiel haben, so kann ihnen selbst eine geringe Schwankung auf dem Wasser gefährlich werden, und wer unglücklicherweise mit einem solchen Ding umschlägt, wozu es sehr geneigt ist, der muß ertrinken wie die Maus in einer Schachtel. Zu einem Besuche, den ich unserem bekannten Landsmann, dem Maler Nerly, im Palast Pisani am großen Canal abstattete, hielt sich meine Gondel dicht an den Ufern der Piazetta, schwankte auch hier schon bedeutend, und die beiden Ruderer hatten alle ihre Kraft aufzuwenden, um gegen die Fluth anzukämpfen.

Wenn eine Gondelfahrt bei schönem Wetter etwas liebliches, ja poetisches hat, so ist sie dafür um so unheimlicher, wenn das fest verschlossene schwarze Häuschen bei schlechtem Wetter auf dem Wasser hin und her schwankt, wenn der Regen an die Seitenwände klatscht, und man durch die vordere trüb angelaufene

Scheibe sieht, wie sich der Gondolier an der Prora mit aller Kraft auf sein Ruder stützen muß, um dem Winde widerstehen zu können. Obendrein sind die alten venetianischen Paläste am Canale grande, namentlich bei der Springfluth, aufs sorgfältigste verschlossen, und man biegt alsdann gewöhnlich in einen Nebencanal ein, um nach einer der colossalen Seitenpforten zu gelangen. Hier pocht der Gondolier gewöhnlich längere Zeit vergebens mit dem metallenen Thürklopfer, so daß es gewaltig durch die leeren Hallen und Höfe dröhnt, ehe das Thor aufgemacht wird, und als ich endlich in den Palast Pisani eingelassen wurde und aus der Gondel stieg, sah ich mit Erstaunen, daß das bekannte riesenhafte Vestibul einer Fortsetzung der Canäle glich; das Wasser hatte den Boden überschwemmt, und es blieb nichts anderes übrig als durchzuwaten, um die breite Treppe zu erreichen.

So unangenehm dieß an und für sich war, muß ich doch gestehen, daß der Anblick des nun im wahren Sinn einem Wasserpalast gleichenden Gebäudes wirklich belohnend war. In der mächtigen Halle ragten die Pfeiler förmlich aus der Fluth und spiegelten sich im Wasser wieder, das auch den benachbarten Hof bedeckte und bis an die Treppe ging. Mit seiner gewaltigen Bogendecke und seinen Nischen, woraus die kolossalen steinernen Götterstatuen so ernst herabblickten, war das ganze eine prächtige Decoration und glich einer Grotte des Neptun. Oben entschädigte mich indessen ein flackerndes Kaminfeuer sowie der herzliche Empfang des Landsmannes Nerly und seiner liebenswürdigen Gattin für die kleine Wasserparthie unten, und als er aus seinen Mappen in vortrefflichen Skizzen Venedig im Sonnenglanze hervorzauberte, beachtete ich nicht mehr die an den Fenstern vorbeiwirbelnden Schneeflocken.

Am Vormittag hatten die Arbeiter am Hafen sowie die auf dem Marcusplatz beschäftigten Taglöhner dem herabfallenden Schnee und der weißen Decke am Boden mit einer Art von Bestürzung zugesehen und zogen sich fröstelnd unter die Arkaden und die Logen des Dogenpalastes. Als ich aber nach einigen Stunden wieder vorüberging, sah ich, daß sie mit einer wahren Wuth über den gemeinsamen Feind hergefallen waren, und sich bemühten, ihn in Körben und kleinen Schlitten in die Canäle zu transportiren. Vor den Procurazien und auf der Riva hatten sie auch schon vor Einbruch der Nacht ein gutes Stück rein gefegt. Da nun der Wind umschlug und Schnee und Regen aufhörten, so ließen sich schon beim Dunkelwerden wieder einige Sterne sehen, und heute Morgen, den 2. Dezember, sah die Riva wie der Marcusplatz aus, als ob es in Venedig nie ein Schneegestöber gegeben hätte. Die breiten Platten des Pflasters waren nicht nur rein, sondern auch trocken, und als gegen Mittag die Sonne wieder ziemlich warm auf die Piazetta schien, erblickte man dort zahlreiche Spaziergänger wie immer, und man hätte in der That glauben können, „Venedig im Schnee" sei nur ein Traum gewesen.

III.

Weihnachtabend in Venedig.

„Weihnachtszeit — frohe Zeit," so beginnt, wenn ich nicht irre, ein altes Lied, und wenn das auch nicht der Fall ist, so habe ich es doch selbst schon oftmals empfunden, häufig und tief,

von der Zeit meiner ersten Erinnerungen bis auf den heutigen Tag. Gehen wir zurück in jene längstvergangene glückliche Zeit, wo wir beim Fallen des ersten Schnees als Vorboten des für die Jugend so freudenreichen Winters, zuerst die Monate, dann die Wochen, dann die Tage bis St. Nikolaus zählten, jenem freundlichen Heiligen, der durch kleine Gaben an Gebäck und Zuckerwerk die Weihnachtszeit einleitete, ja in jeder Hinsicht einleitete und prophetisch darstellte, denn St. Nikolaus war bei all seiner Liebe und Freundlichkeit für kleine Kinder doch ein strenger Heiliger, der neben Pfeffernüssen und Zuckerbrod auch tüchtige Ruthen in seinem langen Sacke führte. Ich weiß genau, daß wir Knaben dem Herannahen dieses Abends mit einer gewissen Bangigkeit entgegen sahen, und aus irgend einem Nachbarhause, wo sich Pferde befanden, eine Handvoll des duftigsten Heus sorgfältig aussuchten, das alsdann in einen Holzschuh gesteckt unter das Bett geschoben wurde. St. Nikolaus zog nächtlicher Weile mit seinem Esel durch die Häuser, und nachdem sich letzterer an dem vorgefundenen Heu erlabt und der Heilige selbst nicht zur Kenntniß allzugroßer Unarten gelangt war, fand man am andern Morgen die wohl und angenehm gefüllte Schüssel; lag aber eine Ruthe dabei, so standen die Sachen schon bedeutend schlimm — es war das eine letzte Ermahnung zur schleunigen und gründlichen Besserung in der sehr kurzen Spanne zwischen dem 6. und 24. December; wer auch diese unbenutzt vorbei gehen ließ — wehe ihm!

Wenn auch darauf die Zeit bis zum heiligen Christfest langsam entschwand, so entschwand sie doch; zuerst waren es nur noch drei Wochen, dann vierzehn Tage, dann acht Tage, und

dann fing man an zu zählen, wie oft man noch bis zu jenem großen Tage schlafen müsse. Zugleich machte sich auch allerlei geheimnißvolles Treiben und Thun im Hause bemerkbar; wenn wir Kinder Abends in der Dämmerung in der Stube saßen, vielleicht auf dem Schooße einer Verwandten oder der Haushälterin — eine Mutter habe ich leider nicht das unaussprechliche Glück gehabt zu kennen — so wurde nicht mehr erzählt vom Blaubart oder vom Müller, welcher dem Ochsen und dem Esel und so vielen anderen Thieren begegnet und mit ihrer Hülfe die gewissen Räuber aus ihrem finsteren Haus und von ihren Schätzen verjagt, sondern dann hörten wir von andern frommen und guten Kindern, die, nachdem sie vor Schlafengehen ihr Gebet würdig hergesagt, allerlei Wünsche aussprachen, welche die Engel vernahmen und dem Christkind zur Entscheidung vortrugen.

Daran knüpfte sich dann die Frage: „und was wirst du dir wünschen, ehe du heute Abend einschläfst?“ — Das Kind denkt nach, denn eine solche Frage kurz und bündig zu beantworten ist sehr schwer. — „Du würdest dir gewiß eine Trommel wünschen, Flinte und Säbel, vielleicht auch eine Peitsche?“ — Trommel, Flinte, Säbel und Peitsche sind allerdings sehr verlockende Gegenstände, aber eine andere Sache beschäftigt die Phantasie des Knaben. „Wenn ich recht brav wäre,“ sagt er schüchtern, „und ich bin gewiß brav gewesen,“ fügt er kleinlaut hinzu, „so würde ich mir ein Theater wünschen — ach! ein Theater mit Puppen und Vorhang.“ — „Das glaub' ich,“ entgegnet die Haushälterin, „aber weißt du auch, daß man um zu Weihnachten ein Theater zu bekommen, schon mehr als brav sein muß?“ — „Ach ja, ich weiß es,“ seufzt das Kind und faltet seine kleinen Hände, um sich in Träumereien über das schöne

Theater zu verlieren. — „Um ein Theater zu bekommen," fährt die Andere fort, „muß man sich Morgens waschen und kämmen lassen, ohne gleich zu schreien, wenn man einmal ein bischen gerupft wird oder wenn das Wasser kälter ist als gewöhnlich; auch muß man da nicht jeden Tag mit einer beschmutzten oder zerrissenen Hose nach Haus kommen, oder mit Nachbars-Kindern Streit anfangen, weil sie bessere Noten aus der Schule heimgebracht." — „Ach, ich weiß! ich weiß!" — „Ja, du weißt freilich, aber du weißt auch, daß das alles bei dir geschehen ist und sich daran nichts mehr ändern läßt." — „Wenn ich aber gewiß und gewiß ganz anders werden will und das fest verspreche, wird mir das Christkindchen glauben?" — Die Haushälterin zuckt mit den Achseln und fürchtet, das sei jetzt zu spät, man könne nicht wissen, was geschehe, aber da, wie schon genugsam bemerkt, nur die folgsamsten Kinder ein Theater erhielten, so würde schwerlich was zu machen sein. „Du kannst es einmal probiren," sagt sie nach einer Pause, nachdem sie gesehen, wie erwartungsvoll und bittend die leuchtenden Augen des Knaben zu ihr aufgeschaut, während er die gefalteten Hände zwischen ihre Finger einbohrt, „und kannst dir vornehmen, recht brav und folgsam zu werden; schaden kann das auf keinen Fall."

Das Kind seufzt tief auf und wird zu Bette gebracht; es schläft mit dem Gedanken an ein Theater ein, und die Dekoration, die glänzenden Puppen, der seidene Vorhang erscheinen in seinen Träumen; aber so klein das alles Anfangs war, so wird es immer größer und größer, die Landschaft im Hintergrunde mit der kleinen Kapelle dehnt sich gewaltig nach allen Seiten aus; jetzt sind es wirkliche Wiesen geworden, mit natürlichem Wasser, welches hindurch fließt, mit wirklichen Bäumen, und die

Sonne glitzert und funkelt auf den Scheiben der Kapelle, deren Thüren aufspringen, durch welche hervor eine Schaar von Engeln schwebt, die immer größer und größer werden, je näher sie heran kommen, und endlich so groß, daß die ganze Landschaft verschwindet und das Kind nichts mehr sieht als leuchtende Gestalten, die um sein Bettchen stehen mit langen, glänzenden Gewändern, holden süßen Gesichtern und großen schillernden Flügeln. Kaum pocht das kleine Herz noch ängstlich in der Brust, denn der große Augenblick ist gekommen, wo es sein Versprechen abgeben muß und wo es dann vielleicht schüchtern wagen darf, seine Bitte auszusprechen. — Aber es ist nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, sein Athem stockt in der Brust, und dann klopft sein Herz so gewaltig, daß das Kind ordentlich die Schläge fühlt unter seiner kleinen rechten Hand, welche es auf die Brust gedrückt hat — keine Möglichkeit, ein Wort hervorzubringen, ja nur die Lippen zu bewegen. Schon sind die Engel im Begriff, wieder hinwegzuschweben, da weichen sie mit einemmale nach beiden Seiten zurück, und eine Frau erscheint an dem Bettchen, mit bleichem, weißem Gesichte, blondem Haar und großen freundlichen Augen — eine Frau, welche das Kind nie gesehen hat und die es doch augenblicklich erkennt, und wie sie sich niederbeugt auf das kleine Gesicht, da schlingt der Knabe seine Arme fest um ihren Hals und flüstert: „jetzt brauche ich nicht mehr zu sagen, was ich wünsche, du mußt es wissen." Sie nickt stumm mit dem Kopfe, und die Thränen, welche dabei ihren Augen entfallen, verschwinden nicht spurlos, sondern sie breiten sich aus zu glänzenden Sternen und Ringen, die immer größer werden, immer gewaltiger strahlend, so daß vor ihrem Glanze die Engel und am Ende die bleiche Frau selbst verschwindet. — Noch

einmal seufzt das Kind tief auf, dann umfängt es ein ruhiger Schlaf.

Am andern Morgen hat der Knabe der Schwester den seltsamen Traum erzählt, und der Vater, der zufällig anwesend ist, hört ihm mit dem größten Interesse zu, entfernt sich aber plötzlich, als das Kind von jener Frau spricht, die es geküßt und deren Thränen so wunderschön gewesen seien. — Ein paar Tage sind vergangen und die scharfen Nasen der Kinder riechen etwas wie Tannenduft, finden auch ein leeres Büchlein auf dem Tische liegen, in welchem noch Spuren von Goldschaum sichtbar sind. Die Köchin lacht sie aber aus, als sie ihr das geheimnißvoll anvertrauen, und sagt, der Tannengeruch käme vom Holz, das sie in der Küche verbrannt, und das Goldschaumbüchlein habe der Buchbinder zufällig dagelassen, als er gestern Bücher gebracht. —

Der letzte Tag vor Weihnachten! Es dauert lange, ehe es Mittag werden will, auch wird heute gar nicht so schnell wie sonst gegessen, und rein unerklärlich kommt es uns Nachmittags vor, daß der Tag so lange dauert — endlich aber wird es dunkler und immer dunkler; die Köchin tritt in unser Zimmer und warnt uns mit besorgter Miene um Gotteswillen nicht ungerufen die Stube zu verlassen, vor allen Dingen aber nicht durch das Schlüsselloch ins andere Zimmer zu sehen. Da bleiben wir denn erwartungsvoll in einer dunkeln Ecke sitzen; was wir uns mittheilen, das flüstern wir nur leise, aber unsere Blicke sind immer auf die Thüre des Nebenzimmers, namentlich aber auf das verhängnißvolle Schlüsselloch gerichtet: ein kleiner, kaum erhellter Punkt, der auch zuweilen verschwindet, wenn jemand dort vorübergeht. Endlich hören wir geheimnißvolles Rauschen

und Knittern, und wie wir schärfer hinblicken, bemerken wir, daß das Schlüsselloch heller und immer heller wird, auch eine Spalte unten an der Thür macht sich bemerkbar und sendet einen wirklichen Lichtstrahl in unser finsteres Zimmer; — wir fahren zusammen, denn man hat an die Thür geklopft; noch zwei lange, lange Minuten, — jetzt fliegt sie weit auf — da steht der Weihnachtsbaum im Glanze seiner vielen Lichter, die sich widerspiegeln in vergoldeten und versilberten Aepfeln und Nüssen, in Fahnen von Rauschgold, und die hell all die wunderbaren Sachen bestrahlen, die unter dem Tannenbaum auf dem Tische ausgebreitet sind. —

Vorbei! — vorbei! — — Vorbei ist jene glückselige Zeit, wo wir unser Theater erhielten, das Ziel unserer glühendsten Wünsche; vorbei die Tage der Kindheit, jene glückseligen Tage, wo uns ein kleines Theater, Gewehr, Säbel, alle die bekannten Spielsachen so unbeschreiblich glücklich machten; vorüber rauschte ein Weihnachtstag um den andern und leider mit immer abnehmendem Glanze; wenn auch noch eine Zeitlang alljährlich der geputzte Tannenbaum erschien, so hatten sich doch die bunten Spielsachen an demselben in allerlei andere, wie man sagt, nützlichere Sachen verwandelt; dem Theater sind Schlitten und Schlittschuhe gefolgt, dann kamen Kleidungsstücke und Winterhandschuhe, zuletzt Bücher und Schreibhefte, und endlich war alles verschwunden — Tannenbaum und Geschenke, denn der Tod war ins Haus getreten, er hatte den Vater von den Kindern hinweggenommen und die Waisen hatten von da an keinen eigenen Tannenbaum, keine Geschenke mehr und durften nur schüchtern zusehen, wie sich andere Kinder freuten. —

Vorüber, vorüber jene traurige Zeit! Kamen doch schon

wieder bessere Tage, angenehmere Weihnachten, wo wir uns innig erfreuten an dem Jubel der nachwachsenden Generation, die uns lärmend ihre Geschenke zeigte, uns rings um den Tisch zog und dankerfüllt zur Bewunderung jenes unvergleichlichen Nußknackers aufforderte, den man selbst gespendet, des prachtvollen Gewehrs und des kleinen Theaters, das immer und immer wiederkehrend, unsterblich zu sein scheint und so viele angenehme und traurige Erinnerungen in uns wach ruft. — Aber wir sind zerstreut; haben wir doch ein kleines Paketchen in weißem Papier mit zur Bescheerung gebracht und es glücklicher Weise unbemerkt zwischen die Gaben gemischt, welche auf dem Platze der schönen Tochter des Hauses liegen; wenn wir auch anscheinend tief versunken sind in die Anschauung des prachtvoll aufgeputzten Tannenbaums, so lugen wir doch zwischen Lichtern, Nadeln und Rauschgold nach dem lieblichen freudestrahlenden Gesicht des jungen Mädchens, welches das weiße Paketchen geöffnet hat, zuerst Vater, Mutter und Geschwister fragend ansieht und dann einen Blick zu uns herübersendet, einen Blick leuchtender als alles Gold und Silber, strahlender als der Glanz der Wachskerzen, einen Blick des Dankes und vielleicht noch eines andern Gefühles, — so übersetzen wir uns denselben, da wir ihm ja mit einem ähnlichen Gefühl entgegen kommen. —

Vorbei auch jene Zeit der Liebe und der Täuschung! Schon öfter haben wir weiße Paketchen gespendet, auch welche erhalten, aber leider fanden wir es unter dem Christbaum verschiedener Häuser; mehrere junge Mädchen, die uns leuchtend und dankerfüllt angeblickt, haben schon ihre eigenen Christbäume angefertigt und wir sind noch immer unparteiische Zuschauer geblieben oder haben unsere Weihnachtsabende im einsamen Zimmer oder

im Kreise wilder Gesellen verbracht, haben uns absichtlich betäubt, um den Jubel glücklicher Wesen nicht zu vernehmen, haben unsere Läden fest verschlossen, um nicht zu sehen den Glanz des einst so geliebten Tannenbaumes. Wir sind älter geworden und ruhiger, älter nicht viel an Jahren, aber an Erfahrungen, ruhiger nicht im Herzen, das immer noch wild und gewaltig pocht, aber im Aeußern; wir haben erfahren und gelitten; wir haben Bekanntschaften gemacht und sie wieder vergessen; viel Schnee ist auf unsern Lebensweg gefallen und hat die Beete bedeckt, wo Blumen gewachsen, die nicht für uns geblüht, wo wir Blüthen sahen, die uns keine Frucht gebracht; kalt war die Gegenwart, bereift und beschneit, doch grün blieb der Tannenbaum unsrer Erinnerungen, und durch alles hindurch, durch Kummer und Noth, durch Leiden und Schmerzen blickten und dachten wir zurück an die verzierten und glänzenden Nadeln, die wir aus den Zeiten der Kindheit fest in der Erinnerung behielten:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!
Du grünst nicht bloß zur Sommerszeit,
Im Winter auch, wenn's friert und schneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!

Vorbei an Weihnachtsabenden, die, einer dem andern gleichend, doch nicht viel Bemerkenswerthes enthalten! Nähern wir uns doch einem neuen schönern Abschnitt, einer Zeit, die uns der Jugend wieder ganz nahe bringt, einer Zeit, wo alle die kleinen Leiden und großen Freuden von damals wieder in uns lebendig werden, wo wir handelnd wieder eintreten in die rosigen Kinderjahre. Da kommt alles das wieder, was wir selbst er-

lebt: kleine liebe Wesen, die um uns herum purzeln, zählen Monate, Wochen und Stunden, grade wie wir damals; die leuchtenden Kinderaugen sind fest auf uns geheftet, und sie erzählen uns mit großer Wichtigkeit, wie Säbel, Trommel, Gewehr und ein kleines Theater für sie so unumgänglich nothwendig seien, da auch die Nachbarskinder ein solches vom heiligen Christkinde bescheert erhalten würden, worauf wir kopfschüttelnd antworten: daß alles das auf einmal außerordentlich viel verlangt sei und daß nur die ganz folgsamen und braven Kinder dergleichen schöne Sachen erhielten. — „Aber das hast du ja alles auch vom Christkind bekommen, als du noch klein warst," ist die naseweise Antwort, worauf man, um konsequent zu bleiben, nur entgegnen kann: „natürlicher Weise, weil ich eines der besten, frömmsten und folgsamsten Kinder gewesen." Darauf folgen dann jedenfalls die verschiedenen Gewissensfragen: „du hast dich immer ohne zu schreien, kämmen und waschen lassen? — Du hast nie deine Hose zerrissen oder dem Nachbarskind eine blaue Nase geschlagen?" — „Nie, oder wenn ich etwas dergleichen gethan, so geschah es gewiß nicht wieder, wenn man mich einmal darüber gezankt."

Dabei ist der Ausdruck eines gewissen Zweifels allerliebst, der alsdann aus den schelmischen Augen des examinirenden Kindes hervorleuchtet, und man muß außerordentlich unbefangen sein, um nicht ein verdächtiges Lächeln in den Mundwinkeln zu zeigen; es ist aber in der That für die armen hoffenden Kinder ein wahres Glück, daß wir uns derselben Verbrechen bewußt sind, und daß wir uns noch wohl erinnern, wie dankbar wir damals dem heiligen Christkind waren, daß es Gnade für Recht ergehen ließ. — Endlich kommt der wichtige Abend, ebenso schön

jetzt für uns, die wir als Geber erscheinen, als zu jener Zeit, wo wir jubelnd in das Zimmer stürzten; alles wiederholt sich auf die gleiche Art: wir warnen, ja nicht unvorsichtig auf den Gang hinaus oder durch das gewisse Schlüsselloch zu schauen; wir zünden, selbst fast zitternd vor Freude und Vergnügen, die Wachslichter an, wir übersehen noch einmal die heißersehnten Spielsachen auf den Tischen, wir nehmen eine väterlich-feierliche Miene an — wir öffnen die Thür. — — — —

Das alles dachte ich am heutigen Weihnachtsabend, aber nicht als Vorgefühl des unaussprechlich schönen Festes, welches nun dem Oeffnen der Thüre folgt, bei dem Aufleuchten von sechs herzigen Kinderaugen, die betroffen von all dem ungeheuren Glanze einen Moment an der Thüre stehen bleiben und sich dann seltsam lächelnd und nur schüchtern zu nahen wagen. —— Es waren vielmehr Traumbilder, die mich um so tiefer betrübten, je lebhafter und glänzender sie bei mir vorüber- glitten, bei mir, der, während draußen in der Heimat um dieselbe Stunde der Weihnachtsabend in jedem Hause gefeiert wird, einsam auf der Piazetta stand neben der Säule mit dem Löwen des heiligen Marcus. Absichtlich hatte ich mich aus dem Glanz und Gewühl der Straßen Venedigs an diesen stillen Ort begeben, wo ich an den Dogenpalast hinaufblicken konnte, der auch vielleicht von festlichen Stunden träumend jetzt so still und finster neben mir lag eigenthümlich erhellt von dem flackernden Lichte auf den Gascandelabern, oder wo ich hinausschauen konnte in die weiten Lagunen, deren Flut hie und da unbestimmt leuchtete, wenn der Wind über sie dahinfuhr, und sie dann leise klatschend an die Marmortreppen schlug. Aber diese Einsamkeit und die kühle Meerluft that mir gut, denn letztere erfrischte meine heiße Stirne

und die erstere erlaubte mir, mich mit Bildern zu umgeben, die, wenn sie mich auch theilweise schmerzlich berührten, doch anderntheils wieder die Vergangenheit und hoffentlich auch die Zukunft zeigten.

Doch nehmen wir das Leben, wie es einmal ist, und einen Weihnachtsabend in Venedig, wie ihn die Lagunenstadt zu bieten vermag. Wie es vielleicht nirgendwo schärfere Gegensätze von Licht und Schatten gibt als hier, so sind auch in vielen andern Dingen an keinem Orte größere Contraste; hören wir doch in Venedig fast unmittelbar an das wohleingerichtete Gemach im Erdgeschoß die Flut der Kanäle schlagen, treten wir doch aus einer ganz finsteren Gasse plötzlich auf einen von der Sonne blendend hell beleuchteten Platz; sehen wir doch hin und wieder einen alten prächtigen Palast mit Marmorstufen, eben solchen Arkaden und den kunstreichsten Fensterverzierungen, mächtigen Hallen, in denen sich vormals der Glanz rauschender Feste entfaltet und die jetzt von der Armuth bewohnt sind, wo über dem in Stein gehauenen stolzen Wappen mit der Dogenmütze zerrissene Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist. — Wenden wir unsern Blick hier auf der Piazetta nochmals nach den Lagunen hinaus — wir haben vor uns finstere Nacht mit einer fast unheimlichen Stille; keine Barke, keine Gondel kreuzt am heutigen Abend den großen Kanal, bei Santa Maria della Salute ist alles dunkel und leblos, von der Giudecca schimmert kaum ein Licht durch den dichten Nebel, und was allein hier lebendig erscheint, das ist der Glanz des Leuchtthurms, jetzt aufflammend, dann wieder fast in nichts zusammensinkend. — Aber es ist ein trauriges Leben, erscheint es uns doch wie das Ende eines Daseins, wie eine matt aufflackernde und dann ersterbende Flamme. —

Wenden wir uns dagegen zurück nach dem Marcusplatze — wir haben nur wenige Schritte dorthin — nur einige Secunden von stiller dunkler Nacht zum glänzenden und brausenden Leben. Auf den riesenhaften Candelabern des weiten Platzes flammen die zahllosen Lichter und unter den Arkaden der Procurazien hervor bricht der Lichterglanz aus den Kaffeehäusern und Magazinen wahrhaft blendend und strahlend, nur gedämpft von einer dichtgedrängten Menschenmasse, die sich wie ein Strom in die Mercerien und von dort wieder zurück auf den Platz ergießt.

Auch der Venetianer feiert sein Weihnachtsfest, nur auf andere Art als wir Deutsche; von einem Christbaum, von einer gegenseitigen Bescheerung ist ihm leider nichts bekannt — leider, sage ich, da er hiedurch die unendliche Freude verliert, die bei uns der Jubel der Kinderwelt hervorbringt; bei ihm ist an diesem Abend der Marcusplatz ein großer Corso, wo er seine Bekannten findet, plaudernd auf und ab spaziert und dann die Mercerien, sowie die Rialtobrücke besichtigt, wo in der Nähe der letzteren sich freilich etwas wie eine Art Weihnachtsmarkt befindet, aber nur ein Markt von lauter Victualien oder Gegenständen, die zum Essen und Trinken dienen. In fast jedem Hause Venedigs, dem reichsten wie dem ärmsten wird nämlich der Weihnachtsabend durch ein außergewöhnliches Essen beschlossen, bei welchem Fische und Geflügel die Hauptrolle spielen, weßhalb denn diese beide Artikel so lockend und appetitlich als nur möglich vor den Augen der Kauflustigen aufgestellt sind.

Treten wir vom Marcusplatz in die Mercerien und lassen uns dort von dem Menschenstrom bei all' den hell erleuchteten Läden und Magazinen langsam vorbeiführen; doch müssen wir auf diesem Spaziergange keine Eile haben und uns nicht vor-

oder durchdrängen wollen. In geschlossenen Colonnen zieht alles dahin, plaudernd, lachend, einem Bekannten zurufend, was in den engen Gassen mit den hohen Häusern schon ein recht hübsches Getöse macht; wollen wir für einen Augenblick wieder Herr unserer selbst werden und uns frei bewegen können, so treten wir in eine Seitengasse, wo wir uns vielleicht angezogen fühlen von einer glänzenden Bude, zusammengestellt aus großen blankgeputzten Messingschüsseln und Gefäßen, die von zahlreichen farbigen Laternen beleuchtet ist; hier wird Backwerk verkauft, warm wie es aus dem Feuer kommt, denn hinter der Bude schmoren die Kuchen und Krapfen auf dem Feuer, und wie das Backwerk vorn gekauft wird und verschwindet, so wird es hinten wieder noch dampfend auf die Schüsseln gelegt. Wer aber kein Geld für diese feineren Genüsse hat, der kann sich gleich daneben für ein paar Centesimi etwas anderes Eßbares verschaffen.

Da steht ein ziemlich schmieriger Kerl neben einer hölzernen Bank, auf welcher große gekochte Kürbisse liegen, die ebenfalls noch dampfend stückweise verkauft werden; — Zucche baruche! wie der schmierige Kerl gellend hinausschreit, worauf meistens ein anderer College, der in einer finsteren Nebengasse gebratene Kastanien verkauft, mit „Maroni caldi e gro-o-o-ossi!“ antwortet. Im Schreien leisten diese öffentlichen Verkäufer hier in Venedig das außerordentlichste, und wenn man sie so den ganzen Tag ihre Waaren anpreisen hört, daß es durch mehrere Straßen deutlich schallt, so bekommt man Respekt vor der Kraft und Ausdauer einer menschlichen Lunge, namentlich vor letzterer Eigenschaft, denn man sieht ganz kleine Buben, welche man am frühen Morgen schon ihr: „Maroni caldi e gro-o-o-ossi!“ schreien hört, daß sie blau im Gesichte werden, und die, wenn

man Abends zufällig auf dieselbe Stelle kommt, ebenso noch fortfahren, ohne die geringste Heiserkeit zu zeigen.

Und das geht so fort, nicht nur acht Tage oder ein paar Jahre, sondern er widmet sich schon in früher Jugend dem Dienste eines öffentlichen Ausrufers und schreit: „Maroni caldi e gro-o-o-ossi!“ sein ganzes Leben lang. Dabei ist es eigenthümlich, daß jeder seine Waaren in einem andern Tone anpreist, so daß man, ohne ein Wort zu verstehen, sogleich weiß, um was es sich handelt; der Mann mit dem Zucche baruche spricht gewöhnlich im Baß, der Kastanienverkäufer ist dagegen Tenor und stößt sein „gro-o-ssi!“ mit einer tremulirenden Verzierung heraus; der Wasserverkäufer legt auf sein „Aqua! Aqua!“ einen gewissen quackenden Ton, einem großen Frosche nicht unähnlich; und die kleinen Buben mit Streichhölzern und dergleichen lassen ihr: „Fulminanti!“ im Diskant, scharf und schnell herausgestoßen, erschallen.

Da wir aber zum Rialto wollen, so müssen wir, um keinen zu großen Umweg zu machen, wieder in den Menschenstrom hinein, der uns nur langsam, aber sicher nach dem Campo di San Bartolomeo führt, wo die gewaltige Brücke über den großen Canal beginnt. Der Campo di San Bartolomeo ist ein mäßiger Platz, wo sich die zahlreichen Massen von Spaziergängern, mit der wir aus der Calle di San Bartolomeo heraus geflutet sind, schon etwas ausbreiten können. Ueberflüssig Raum ist indessen hier auch nicht, denn der ganze Platz ist mit Tischen und Buden aller Art bedeckt; da sehen wir Orangen und Citronen pyramidalisch aufgestellt, und von den vielen Lampen grell beleuchtet, wie golden hervorglänzen aus den gemeinen Früchten: Aepfeln, Birnen, Nüssen, Johannisbrod und dergleichen mehr; nebenan

ist ein ambulantes Glasmagazin mit Gläsern und Flaschen von den sonderbarsten Formen; ihm zur Seite ein Tisch mit ordinären Bestecken, ein anderer mit Porzellan, ein dritter mit hölzernem Geschirr, Löffeln von allen Größen, runden Brettern zum Fleischaufschneiden, verzierten Blasbälgen und dergleichen.

Zwischen diesen Verkaufsgegenständen, die schwer und fest da stehen mit ihren wohl geordneten Massen von Geschirr, strahlend und flimmernd im Glanze der Gasflammen, sowie malerisch beleuchtet von Laternen aus buntem Glas und Papier, sieht man kleine Händler, deren ganzer Laden aus einem einfachen Stuhle besteht, aus einem kleinen Tischchen oder auch wohl aus einem Brette mit Tragriemen; sie haben Messer, Scheeren, ordinäre Perlstickereien, Cigarrenetuis, Geldbörsen und dergleichen und überbieten einander an tollem Geschrei. Das alles wird nun wieder von der drängenden Menge umströmt, die, wenn sie auch zuweilen stockt, wenn hie und da Einer stehen bleibt, um zu handeln und dann doch nicht zu kaufen, im Ganzen immer vorwärts strebt, dem Rialto zu, wohin auch wir folgen müssen.

Jeder unserer Leser kennt wohl die alte majestätische Brücke, wie sie sich, im hohen Bogen über den Canale grande wölbt, mit Treppen und Ruheplätzen versehen und eingefaßt mit kleinen Gewölben, Läden der Gold- und Silberschmiede und Buden für die zahlreichen Wechsler, die sich von der ältesten Zeit her hier noch immer aufhalten. Am heutigen Abend aber gewährt die Brücke einen eigenthümlichen Anblick, denn der Weihnachtsmarkt hat sich ihrer bemächtigt und zieht sich in einem langen Streifen, Bude an Bude, Tisch an Tisch, über den Bogen hinweg bis auf die andere Seite des Canale grande; es ist dieß ein Streifen, der sich namentlich aus einiger Entfernung wunderlich

genug ausnimmt; alle die Gegenstände, die wir vorhin genannt, finden sich hier noch zahlreicher und mannichfaltiger, und was wir sehen, erscheint uns wie eine Guirlande aus Früchten aller Art, Krystall, Porzellan und Eßwaaren, durchwebt und durchstrahlt von hunderten von Lichtern über die graue Steinmasse geschlungen.

Langsam von Stufe zu Stufe gehend, kommen wir auf die Höhe der Brücke, wobei wir Zeit genug haben, auch ohne es zu wollen, alle die Waaren en detail zu betrachten, an denen wir vorbei geschoben werden. Natürlicher Weise werden wir häufig für einen Kauflustigen gehalten und uns die verschiedenartigsten Dinge lobpreisend angeboten, hier eine Orange, dort Mandelbrod, etwas weiter ein hölzerner Kochlöffel, ein Blasebalg oder ein Trinkglas; und dabei sind die Kaufleute von einer Beharrlichkeit und Redseligkeit, die unwillkürlich ein Lächeln ablockt, in das sie meistens gutmüthig mit einstimmen. Es ist überhaupt ein gutes und freundliches Volk, die Venetianer, zuvorkommend und gefällig, und es ließe sich schon mit ihnen handeln, wenn sie nur nicht die unangenehme Gewohnheit angenommen hätten, den Fremden häufig auf wahrhaft unverschämte Art zu überfordern. Das war namentlich jetzt bei der Anwesenheit des Kaiserlichen Hofes der Fall; hauptsächlich die Antiquitätenhändler hatten gänzlich den Kopf verloren und kannten gar keine andere Münzsorte als Napoleon; bei manchen Forderungen war es dabei aber gefährlich, nur ein Drittel zu bieten, denn wenn man auch manches entrüstete: „impossibile!“ vernahm, so wurde man doch meistens an der Ladenthüre zurückgerufen, und erhielt das zu einem Drittel des geforderten Preises Erhandelte.

Retten wir uns von der Budenreihe in der Mitte der

Brücke durch ruhiges und geschicktes Manövriren an die Seite der Gold- und Silberläden und betrachten dort etwas angelegentlich die feinen venetianischen Ketten und die einfachen hübschen Goldringe, so öffnet sich sogleich ein kleines Schiebfenster und ein listiges Gesicht, das dort erscheint, weiß ganz genau, was wir suchen; glücklicher Weise schiebt uns der Menschenstrom vorwärts an anderen Gold- und Silberläden, an anderen Tischen von Glas und Porzellan vorüber, und wir fühlen uns in der That erst dann behaglicher, wenn wir die andere Seite des Canals erreicht haben, wo sich der Menschenstrom etwas theilt. Wir gehen gerade aus — immer noch Bude an Bude, Tisch an Tisch; doch sind hier schon die feineren Waaren fast ganz verschwunden, und je mehr wir uns von dem Rialto entfernen, um so derber und materieller werden die Gegenstände, die wir rings um uns her aufgestapelt sehen. Glas und Porzellan sind hier gar nicht mehr sichtbar, Holzgeschirre selten, und statt der feinen Zuckerwaaren bemerken wir Johannisbrod in bedeutenden Partien, gepreßte Feigen und Datteln in großer Menge, Brod, Wurst und Käse.

Auch haben uns hier die Spaziergänger aus den feineren Klassen ziemlich verlassen; elegante Paletots, Damenhüte und Shawls erscheinen nur noch einzeln in der Menge der gelben und rothen Kopftücher der Weiber aus dem Volke oder der Dienstmädchen, die mit großen Armkörben eilfertig ihres Weges ziehen, oder zwischen groben Jacken und Marinari's; auch erschallt hier das Geschrei der einzelnen Verkäufer an den Straßenecken wahrhaft gellend und betäubend: „Maroni caldi e gro-o-o-ossi! — Carru-u-u-uba! — Zucche baruche!“ Und eine andere Spe-

zies dieser Kaufleute, die man drüben selten oder gar nicht sieht haben über loderndem Feuer einen kleinen eisernen Kessel mit kochender Brühe, in denen sehr unappetitlich aussehende Dintenfische, schwarz und roth gefärbt, schmoren, — „Calemari-i-i-i!“ welch' letztere Silbe sie, ebenfalls von einer Verzierung begleitet, außerordentlich lange anhaltend hinausschreien. Wenn man die Preise dieser ambulanten Restaurationen kennt, so muß man gestehen, daß der arme Venetianer sehr wohlfeil zu speisen im Stande ist; für ein paar Centesimi Brod, etwas gekochten Kürbis, einen Dintenfisch, wenn's hoch kommt ein Stückchen Polenta und zum Dessert eine Handvoll Kastanien oder eine Orange und einige Feigen, das alles zusammen beträgt ein paar Kreuzer, und dabei hat er den Vortheil, lauter Sachen gegessen zu haben, die unmöglich verfälscht sein können.

Alles das betrachtend und ziemlich verwirrt von dem Lärm und Gedränge rings um uns her, gelangen wir zum ältesten Theile Venedigs, dort wo sich in einfacherer Gestalt als ihre prachtvollen Nachfolger die alten Procurazien befinden, und wo jetzt der Geflügel- und Fischmarkt ist. Eiue fabelhafte Menge unglücklicher Vögel aller Art und Größe, gemästet und ungemästet, ist hier aufgestapelt, ganze Legionen von gerupften Hühnern, Enten und Gänsen, hier in langen Reihen an den Beinen aufgehängt, dort zierlich auf Tischen geordnet, reich beleuchtet und grausam verziert mit einer Feder, die dem armen Schlachtopfer menschlicher Gefräßigkeit an einem unnennbaren Theil applicirt ist; es bleibt uns, die wir aus Ländern sind, wo der runde Kapaun eine Seltenheit ist und der wälsche Hahn fast zur Fabel gehört, vollkommen unerklärlich, woher hier diese Anzahl von Geflügel kommt; denn es ist nicht nur ein einziger kleiner Platz,

wo Tisch an Tisch, Laden an Laden damit angefüllt ist, wir schreiten über zwei, drei, vier dergleichen Plätze — Geflügel, Geflügel und wieder Geflügel, und ebenfalls Geflügel an allen Fenstern und Boutiken sämmtlicher Straßen, welche diese Plätze verbinden. Es ist fast betrübend, wenn man an das furchtbare Morden denkt, das vorausgegangen sein muß, um diesen Effekt hervorzubringen, und während wir vorüber wandeln, wird immerfort geschlachtet und gerupft, im Großen, fabrikmäßig; der Kehlabschneider wirft das noch zappelnde Huhn unter die Fäuste von sechs, acht seiner Gehülfen, welche es mit einer unglaublichen Geschwindigkeit seiner Federn entledigen, und während ein paar andere die unglücklichen Wesen an den Beinen aufhängen, werden in großen Körben immer wieder andere herbei getragen.

Ich trat in ein Gewölbe, aus welchem diese Körbe hervor kamen, und fand hier einen bedeckten Markt grade so angefüllt wie draußen die Plätze und Gassen — ein Gebäude wie eine große Scheuer, dessen hintere Thüre auf einen schmalen finsteren Kanal führte, — von wo das Geflügel zur Schlachtbank geliefert wurde, rings auf Tischen und Stellagen an den Wänden die bleichen Geschöpfe mit geschlossenen Augen und der kannibalischen Federverzierung.

Daß wir vom Geflügelmarkt auf den Fischmarkt kommen, bemerken wir an einem gewissen unvermeidlichen Geruch, sowie auch an dem Feucht- und Schlüpfrigwerden der Steinplatten auf der Straße; auch steigen wir in der Klasse der Bevölkerung noch ein paar Grade hinab; die Reichen und Wohlhabenden kaufen ihre Fische auf der andern Seite des Rialto, und was hieher für die ärmeren Leute gebracht wird, sind schon die geringeren Sorten der Meerbewohner oder solche, die ihr Leben

bereits vor einigen Tagen verloren, wodurch denn hauptsächlich, aber fast ebenso sehr durch die barbarische Behandlung der noch lebenden Fische, namentlich des Meeraales, dessen zuckender Körper oft unter drei bis vier Käufer vertheilt wird, das ganze Treiben hier etwas Widerliches bekommt.

Eilen wir vorüber, überschreiten abermals den Rialto und treten noch einen Augenblick auf den vorhin erwähnten anderen Fischmarkt, wo alles reinlicher und appetitlich geordnet ist. Hier sind große Gestelle von Brettern aufgeschlagen, eine schiefe Fläche bildend, wo die feineren Fischsorten wie amphitheatralisch ausgelegt sind, und durch häufiges Uebergießen mit kaltem Meerwasser sauber und frisch erhalten werden; man sieht da gewaltige Störe, den flachen kostbaren Rombo, Thunfische, den gesuchten Branzino, Sfoglien in allen Größen, umringt von anderen minder werth geschätzten Fischen, alle aber glänzend, als wenn sie eben erst aus dem Wasser kämen, was auch bei den meisten der Fall ist, denn viele von den größeren Exemplaren sind noch lebendig, so kolossale Meeraale, die sich schlangenartig in Körben durch einander ringeln; am Boden sieht man ganze Haufen von Austern, Krabben, Seekrebsen und Hummern. Ebenso ausgesucht wie die Waaren sind auch hier die Käufer, — Köche und Köchinnen guter Häuser oder großer Hotels handeln neben Damen, die dies Geschäft keinem Andern überlassen wollen, und die sich vielleicht erzürnt zurückziehen, wenn irgend ein alter Gourmand für einen besonders schönen Fisch das Verlangte, ohne viel zu handeln, zahlt.

So ist es unterdessen beinahe acht Uhr geworden, und da ich in eine befreundete deutsche Familie, in die des Malers Nerly, zur Beiwohnung seines Weihnachtsabends gebeten war, so machte

ich mich auf den Weg nach dem Palazzo Pisani, der vom Rialto ein ziemliches Stück entfernt liegt; um aber nicht wieder durch das noch immer fortdauernde Gewühl der Mercerien dringen zu müssen, nahm ich meine Richtung durch die engen Gassen, welche sich vom Rialto dicht am Canale grande und bei der kaiserlichen Post vorbei nach dem Marcusplatze ziehen. Auch hier wieder welch plötzlicher Contrast mit dem belebten geräuschvollen Treiben, das ich soeben verlassen! Obgleich wenige Schritte auf meiner linken Seite durch die Calle San Bartolomeo und San Salvadore der dichtgedrängte Menschenstrom immer noch dahinzieht, obgleich dort Tausende von Lichtern strahlen, Lachen, Schreien und Plaudern aller Art erschallt, so herrscht doch in den Straßen, in denen ich gehe, Nacht und tiefe Stille; nur die Ecken der Gassen sind hier durch eine Lampe erhellt, die ein zweifelhaftes Licht verbreitet; von einer Begegnung menschlicher Wesen ist so gut wie gar nichts zu entdecken, und wo wir irgend Jemand sehen, da eilt er durch eine Quergasse nach den beleuchteten Mercerien. Mir war es angenehm, so allein meines Weges zu ziehen und doch schmerzlich, meine Gedanken wieder um mich versammeln zu müssen, die sich in dem tollen Gewühl der Märkte zerstreut hatten.

Nach einer kleinen halben Stunde erreichte ich den Palazzo Pisani, einen der reichsten, größten und schönsten Venedigs, wohlverstanden, wenn man der vergangenen Zeiten denkt, wo die mächtigen Thore weit geöffnet waren, wo Lichterglanz und Fackelschein die jetzt so finsteren Treppen beleuchtete und wo ankommende Gäste, gefolgt von zahlreicher Dienerschaar, das Ganze wohnlich und belebt machten. Heute dagegen ist der Palast Pisani nur noch ein kolossaler Steinhaufen, und obgleich recht gut unterhalten, doch todt und still; die Familie des Eigenthümers

hat sich auf ein mäßiges Quartier beschränkt, und alle die mächtigen Säle, die großen Höfe und weitläufigen Treppenhäuser sind fast unbenutzt und klagen dem einsam Wandelnden in hallendem Echo ihr Leid.

Da der Palast Pisani bei uns ein großes Häuserquadrat ausfüllen würde, und die Wege durch denselben bei der Dunkelheit nicht leicht zu finden wären, so hat Freund Nerly, so oft er Gäste empfängt, seinen Diener unten am Eingangsthor aufgestellt, der mit der Laterne voran leuchtet und dem man einigermaßen schüchtern folgt, als dränge man in ein gänzlich unbewohntes verzaubertes Schloß. Die kleine Laterne voran kommen wir durch Höfe, deren tiefes Schweigen nur durch den Klang unserer Fußtritte unterbrochen wird; Arkaden und gewaltige Säulen schauen uns wie befremdet an, und das ungeheure Vestibul, welches uns zur großen Treppe hinleitet, scheint fast zu lächeln, wenn es den alten Mann mit seinem kleinen Lichtchen sieht und den unbedeutenden Fremden, der hier allein eintritt, wo sich früher die ganze Pracht Venedigs breit machte, wo sich am Wasserthor Gondel an Gondel drängte, wo rauschende Musik erschallte, wenn der Doge mit seinem reichen Gefolge, umglänzt vom Fackellicht, blanken Harnischen und goldenen Hellebarden die breiten Stufen hinanschritt.

So haben sich die Zeiten geändert, und ich bin überzeugt, daß sich die zwei Reihen Steinfiguren in den Nischen an der Treppe, durch welche wir bis zum oberen Stock hinauf wandeln, gewaltig langweilen und ihre sehr verdrießlichen Stunden haben; daß sie geringschätzend ihre Gesichter verzogen, glaube ich bei dem flackernden Laternenlicht bemerkt zu haben; und ich weiß heute noch nicht gewiß, war es mein alter Führer, der leicht

gehustet, als er vor mir um eine Biegung der Treppe verschwunden war, oder räusperte sich der kolossale Neptun in der Ecke hinter mir, als wollte er sagen: „seht den da!"

Nach einer kleinen Reise sind wir endlich oben angelangt, wo uns an einer Thür der Name „Nerly" freundlich entgegenglänzt; sie wird geöffnet, und wir treten auf einen mit immergrünen Büschen, Aloen und dergleichen garnirten Vorplatz mit gewaltigen Glasfenstern von einer Stockhöhe, wie man sie bei uns in fürstlichen Schlössern kaum in der untern Etage anbringt. Das ist die grandiose Bauart der alten venetianischen Paläste, daß man nirgendwo etwas Gedrücktes, Kleinliches trifft, und so kostbar auch der Raum hier war, so liebte man es, Macht und Reichthum dadurch zur Schau zu legen. Durch ein saalähnliches Vorzimmer gelangen wir in das gemüthliche Wohnzimmer, gemüthlich dadurch, weil es von einem Ofen angenehm durchwärmt ist und weil uns hier der Herr des Hauses, sowie die liebenswürdige Wirthin freundlich willkommen heißen. Nerly hat nur einen einzigen Sohn, ein gescheidtes, talentvolles Kind von vierzehn Jahren, das sich ebenfalls zum Maler ausbilden will, weßhalb „der Herr Professor" die Academia di Belle Arti besucht; heute am Weihnachtsabend aber war eine ziemliche Kinderschaar hier versammelt; kleine Italiener und Engländer, von denen die meisten zum erstenmal die Freuden und den Glanz eines Christbaums erleben sollten. —

Ach! es war auch hier dieselbe Geschichte, die ich oben so umständlich erwähnt — die Ungeduld des kleinen lieben Völkchens, die glänzenden erwartungsvollen Augen, das verhängnißvolle Schlüsselloch. Endlich war alles in Bereitschaft, die Thüren des Ateliers, wo die Bescheerung stattfand, wurden weit geöffnet

und herein strömten die fröhlichen kleinen und großen Kinder; der Christbaum war ein großer Lorbeerbusch ganz auf deutsche Weise mit Ketten von vergoldetem Papiere, mit Wachslichtern, mit silbernen und goldenen Aepfeln und Nüssen verziert; dazwischen glänzten aber auch Orangen und kleine zierliche Kürbisse. Obgleich alle wir Eingeladenen ebenso gut wie die Kinder mit in die Bescheerung hinein gezogen waren und jeder am Baum oder auf den Tischen irgend ein kleines Geschenk für sich fand, obgleich der Jubel der Kinder wahrhaft ansteckend wirkte, so fühlte ich mich doch im ersten Augenblicke aufs schmerzlichste bewegt und hatte immer nur einen und denselben Gedanken, wenn ich das fröhliche Lachen hörte, wenn ich die leuchtenden Kinderaugen sah; glücklicher Weise hatte ich mir hier in Kurzem einen kleinen Freund erworben, dessen zutrauliche Herzlichkeit mich wahrhaft erquickte und aufheiterte; dieser gute Freund war ein sechsjähriger Engländer mit einem hübschen offenen gescheidten Gesichte, blonden Haaren und allerliebsten herzigen Augen. Mr. Tom zeigte mir jubelnd seine Geschenke, die ich begreiflicher Weise ebenso bewunderte und anerkannte, worauf unser Freundschaftsbund für das Leben geschlossen zu sein schien.

Alles aber nimmt in dieser armen Welt ein Ende, und es ist vortrefflich eingerichtet, daß weder Leiden noch Freuden dauernd sind. Es war fast Mitternacht, als ich mit bestem Danke die freundliche Familie Nerly sowie den Palazzo Pisani verließ. Trotzdem das Wetter unfreundlich war — es lag ein erkältender Nebel auf den Canälen und dem feuchten Pflaster, — waren doch die Straßen noch ziemlich belebt; wie in ganz Italien sind auch hier in der heiligen Nacht die Kirchen geöffnet und festlich beleuchtet und zahlreiche Andächtige strömten aus allen Gassen

dorthin. Auch ich trat einen Augenblick in die Kirche San Moisè Profeta, die auf meinem Wege lag, konnte aber kaum unter die Eingangsthür gelangen, um einen Blick in den weiten dicht mit Menschen angefüllten Raum zu werfen und den Hochaltar anzuschauen, der aus dem Dunste des Weihrauchs trotz der zahllosen Lichter, mit denen er umkränzt war, doch nur wie aus weiter Ferne und trübe hervorleuchtete. Orgelton und Chorgesang schallte mir noch auf die Straße nach, als ich jetzt ziemlich allein nach dem Marcusplatze ging, wo ich in einem Kaffeehause noch einige deutsche Bekannte traf, mit denen ich von der Heimath sprach.

Wir saßen im Caffé nuovo degli Specchi, gegenüber den neuen Procurazien, und ich, der ich mich dicht am Fenster befand, hatte vor mir jenen Theil der Burg, welchen der Kaiser und die Kaiserin bewohnten. Es mochte ein Viertel über zwölf Uhr sein, als ich sah, daß der Himmel mit einemmale von einer gewaltigen Röthe überflog, wie hinter dem Dache der neuen Procurazien schlug eine gelbe Lohe empor, so plötzlich und gewaltig, wie ich nie etwas Aehnliches gesehn. Rasch eilten wir auf den Marcusplatz und sahen diesen, der noch vor ganz kurzer Zeit finster und nächtig da gelegen, jetzt wunderbar verändert; es war, als habe sich die Sonne, nachdem sie in Westen gesunken, dort auf einmal wieder erhoben, denn über die schwarzen Dächer der kaiserlichen Burg drang ein Licht, mit jeder Sekunde zunehmend, und so gewaltig, daß die hohe Campanile bis zur Mitte grell beleuchtet erschien und sich wie vom Sonnenschein unterhalb das Dach mit seinen Schornsteinen und Erhöhungen in tiefschwarzen Schatten darauf abzeichnete; auch die Kuppeln von San Marco, die reichen Steinverzierungen der durchbrochenen Thürmchen, die Kreuze auf dem Dache — alles flammte

in magischem Lichte auf. — Was konnte diese überraschende Beleuchtung hervorbringen?

Natürlicher Weise dachten wir sogleich an eine Feuersbrunst in der kaiserlichen Burg selbst, denn hinter derselben waren ja keine anderen Gebäude, dort begann die große Lagune, und ein Brand auf San Giorgio oder bei Santa Maria della Salute hätte unmöglich diese fabelhafte Wirkung hervorbringen können. Wir eilten nach der Piazetta, blieben aber häufig mit Ausrufen lauter Verwunderung stehen, denn auch hier waren Licht und Schatten zu gewaltig und schön; imposant erschien der Dogenpalast taghell beleuchtet, jede Mauerkrönung sichtbar; jede Verzierung in den Fensterbogen, jedes Dessin auf der Mauer der großen Front; dabei das immer wechselnde Licht, jetzt einen Augenblick abnehmend, dann wieder um so gewaltiger emporflammend, wobei die luftigen Arkaden des alten Palastes, welche den schweren Oberbau tragen, in einem wahrhaft phantastischen Gewimmel von Licht und Schatten erschienen. Und wie auch das Steinpflaster der Piazetta leuchtete, durchzogen von zwei tiefen Schatten, welche die Säulen des Löwen und des heiligen Theodoro lang gestreckt hinter sich warfen, vor allem aber und herrlich anzusehen waren die weiten Lagunen, die mit einem röthlichen Licht übergossen waren.

Wir bogen um die Ecke der Procurazien und blieben mit einem Ausdruck des Schreckens und der Bewunderung stehen. — — — — Neben der Dogana di Mare stand ein großes Handelsschiff, ein Zweimaster, in vollen Flammen; es war das gewaltigste Schauspiel, das ich in dieser Art je erlebt; rings um uns her, sowie auf dem Wasser die Stille und Einsamkeit der Nacht, und mitten darin hoch auflodernd alles taghell beleuch-

tend, die aufprasselnden Flammen, der ganze Schiffskörper brennend, dabei sonst alles unbeweglich, Masten und Raaen, jedes Tau sichtbar in der ungeheuren Glut und nirgends ein menschliches Wesen, nirgends eine rettende Hand — ein Schauspiel der Nacht — für die Nacht.

Obgleich wir fast die ersten Zuschauer auf der Piazetta waren, so dauerte es doch nicht lange und der noch vor kurzem so einsam liegende Platz, sowie die stille leere Riva füllte sich mit zahlreichen Gruppen; überall drangen Menschenmassen herbei, erschreckt, weil jeder von der furchtbaren Glut am Himmel betrogen der Meinung war, es brenne in seinem eigenen oder in dem Nachbarhause; vom Markusplatze eilten sie herbei aus den engen Seitengassen am Ufer, von den Gondeln, die in großer Zahl an den Treppenstufen anlegten. Endlich thaten auch die Glocken ihren metallenen Mund auf und verkündeten die Feuersbrunst in langsamen, durch die stille Nacht weithin schallenden Schlägen, die Campanile zeigte einen Kranz von dunkelroth glühenden Lampen, entfernter Trommelwirbel wurde hörbar, und die Wachen am Dogenpalast, sowie am Garten der Kaiserlichen Burg traten mit vollständigem Gepäck unter das Gewehr; zahlreiche Barken stießen vom Ufer, angefüllt mit Pompiers, Offizieren im Dienst und Neugierigen; vor allen aber war der Kaiser der Erste, der in Begleitung des Feldmarschallieutenants Grafen Grünne nach dem Orte der Gefahr eilte.

Unterdessen loderten die Flammen des brennenden Schiffes mit unverminderter Gewalt; jetzt bemerkte man in den vielen Fahrzeugen, die um dasselbe herum dicht gedrängt im Hafen lagen, Leben und Bewegung, Anker wurden gehoben, Taue gekappt und allmälig wichen die Schiffe aus der gefahrbringenden Nach-

barschaft; wie man hörte, war das brennende Schiff eine norwegische Korvette, und der größte Theil seiner Ladung bestand aus Rum und anderen Spirituosen. Hiedurch war uns auch das häufige verdoppelte Aufflammen des Feuers erklärbar; so oft sich eines der großen Fässer im Raum entzündete und dann zerplatzte, brachen die Flammen mit erneuerter Kraft hervor und eine bläulich weiße Glut loderte alsdann bis hoch an die Masten hinauf. Langsam wurden auch diese von dem gefräßigen Feuer ergriffen und dies war ein unbeschreiblich imposanter Augenblick; zuerst leckten die Flammen an den beiden Masten empor, züngelten dann rechts und links um die Spieren und Raaen, worauf das brennende Schiff einen Moment aussah, als habe es seine Takelage festlich beleuchtet. Ein unerhörtes Glück war es dabei, daß sich der Wind gelegt und es in der Luft so ruhig und still geworden war, daß Rauch und Flammen fast senkrecht in die Höhe stiegen; im andern Falle wären viele der dort ankernden Schiffe, denen es unmöglich war, sich schnell hinwegzubegeben, ebenfalls verloren gewesen.

Eine Barke zu erhalten, um nach der Dogana di Mare zu fahren, war unmöglich, da Pompiers und Rettungsmannschaften alles in der Umgegend in Beschlag genommen hatten, weßhalb wir, um dem Feuer näher zu kommen, durch die innere Stadt gingen, um uns durch ein Traghetto bei Sta. Maria del Giglio übersetzen zu lassen. Wie hatten sich die vor einer halben Stunde noch so leeren Straßen verändert! Wohin man blickte, Haufen von Neugierigen, die sich gegen die Piazetta und den Canale grande bewegten; an dem Traghetto (Ueberfahrt), zu welchem wir uns nur gewaltsam Bahn machten, befanden sich ebenfalls eine Masse Menschen, die gleich uns auf die andere Seite des

Canals wollten, um das furchtbare Schauspiel in der Nähe anzusehen. Es dauerte eine gute Viertelstunde, ehe wir uns mit wenigstens zwölf Anderen einen Stehplatz in der Gondel verschafft hatten, die in gewöhnlichen Zeiten nur höchstens von fünf bis sechs Personen auf einmal benutzt wird; es war gerade keine angenehme Situation, in dem schwerbeladenen Fahrzeug das dunkle Wasser zu kreuzen, eine unruhige Bewegung, etwas weniges Anprallen — und es hätte ein großes Unglück geschehen können. Wir kamen aber glücklich hinüber und folgten dem Menschenstrome nach dem Fondamento della Zattare, wo wir um die letzten Häuser biegend das brennende Schiff dicht vor uns hatten.

Hier war der Anblick noch größer und gewaltiger; man sah deutlich die Flammen aus allen Seitenöffnungen und Luken herausschlagen, man vernahm den dumpfen Knall der springenden Fässer; man hörte das Knirschen und Prasseln des Holzes. Obgleich an eine Rettung nicht zu denken war, so sandten doch große Spritzen von beiden Seiten unaufhörlich ihre Wasserstrahlen in die Flammen, wodurch vielleicht an irgend einem Punkte sich das Feuer augenblicklich verminderte, ein dichter Dampf aufstieg, um gleich darauf wieder um so stärker empor zu lodern. Dabei war es fast grauenerregend anzuschauen, mit welcher fürchterlichen Ruhe und Ausdauer das gefräßige Element seine Fortschritte machte; der ganze innere Raum brannte, und da der Schiffskörper vor der Glut seine Rippen und gesprungenen Planken tief schwarz zeigte, so sah das Ganze aus wie ein kolossaler Feuerkorb; am hinteren Mast war das Feuer am stärksten, dort schlugen die Flammen dicht über dem Wasserspiegel hervor, diesen mit einer glühenden Lohe weithin bestrahlend. Der Kaiser befand sich in der Nähe der arbeitenden Spritzen, hell bestrahlt,

umgeben von Tausenden von Menschen, die es gewiß anerkannten, daß er nicht nur ihre Freuden und Feste, sondern auch ihre Leiden gern zu theilen bereit ist.

Der weiße Rauch, der von dem Schiffe grade emporstieg und sich nur in der Höhe sanft gegen Westen zog, bildete weit, weit hinaus ein helles leuchtendes Band, verziert mit Myriaden von glühenden Funken, die bei jedem Einbrechen einer Planke in ganzen Massen emporstiegen. Die Masten standen jetzt in lichten Flammen, und es war ein Augenblick allgemeiner Erwartung, deutlich auf den hell bestrahlten Gesichtern der Zuschauermenge ausgedrückt, als nun die Taue fast durchgebrannt waren, welche die großen Raaen hielten. — Jetzt fiel die unterste schwere mit einem dumpfen Krachen auf das Verdeck und sandte zerschellend wie aufwirbelnder Staub große Massen feuriger Punkte in die Luft; kurze Zeit darauf begann der hintere Mast zu wanken und senkte sich langsam nach der Backbordseite; immer tiefer neigte er sich herab, brennend und funkensprühend — noch eine lange Minute und er stürzte über Bord, um zischend im Wasser zu verlöschen; doch hatte er im Fallen eine Seite der schon halb zerstörten Schiffswandung eingerissen und wie jubelnd drangen die Flammen aus der weiten Oeffnung hervor, dem Maste nach, sich aber schnell wieder zurückziehend vor dem feindlichen Elemente.

Eine halbe Stunde später folgte der mittlere und Hauptmast, der lange wie trotzig mitten in der Glut gestanden; als aber auch er sich stark geneigt hatte, brach er in sich zusammen und die brennenden Holzstücke stürzten polternd auf das Deck, die noch übrig gebliebenen Planken vollends zusammenreißend. Einen Augenblick war es prächtig anzusehen, wie im Fallen das theergetränkte brennende Takelwerk unregelmäßige feurige

Linien, zuckenden Blitzen gleich, beschrieb, ehe es in den Flammen verschwand oder im Wasser verlöschte. Es war ordentlich, als zucke das Schiff schmerzlich zusammen, als es nun seiner luftigen Zierden beraubt nichts mehr war als ein elendes halbverbranntes Wrack.

Unterdessen hatte man auf Befehl des Kaisers eine Barkasse mit Zwölfpfündergeschützen herbeigeführt, die aus kurzer Entfernung ihre vier Zoll im Durchmesser haltenden Kugeln tief in den Rumpf gruben; so oft eine Kugel einschlug, schien das Schiff zu wanken, und wie der schwer verwundete Körper eines riesenhaften Thieres, dem man vollends den Tod gibt, gewaltige Ströme Blut ausspeit, so flogen aus dem halbzertrümmerten Wrack brennende Holztheile und eine Unmasse von Funken in die Luft empor. Da das Holzwerk erhitzt und vom Wasser durchdrungen war, so rissen die Kugeln nur kleine Oeffnungen in die Planken des Raumes, weßhalb es noch eine halbe Stunde dauerte, ehe das Werk der Zerstörung gänzlich vollendet war; zuerst borst das Schiff in der Mitte auseinander, worauf denn die gewaltig eindringende Flut das Geschäft des Löschens in kurzer Zeit vollbrachte; wie sich aber die tapfere Besatzung einer Veste nicht sogleich ergibt, wenn auch der Feind eingedrungen ist, so loderten die Flammen, als nun endlich die kalte Flut im Besitz des mittleren Theiles war, noch trotzig und gewaltig an dem Vorder- und Hintertheil des Schiffes auf, dort die rothe Fahne noch hartnäckig emporhaltend. Doch auch diese beiden übrig gebliebenen Theile wurden, wenn auch langsam, doch siegreich überwältigt, und wie dieselben, die nun keinen Haltpunkt mehr hatten, allmälig versanken, löschte das Wasser Glut und Flamme aus, dichten weißen Dampf hoch an den Himmel hinauf sendend und

so die glänzende Beleuchtung und das seltene Schauspiel mit einemmale endend.

Der Ausbruch des Feuers soll, traurig genug, mit der Feier des heiligen Abends zusammenhängen; Kapitän und Steuermann, sowie der größte Theil der Matrosen waren an das Land gegangen und nur zwei Mann zur Bewachung des Schiffs zurückgeblieben; diese beiden Norweger, sich vielleicht des Festes in der Heimat, sowie der Ihrigen erinnernd, mochten wohl des Guten zu viel gethan haben und stiegen vielleicht in den Schiffsraum hinab, um sich einen Trunk aus einem der dort befindlichen Fässer zu holen; wahrscheinlich kamen sie mit dem Lichte zu nahe an die gefährliche Flüssigkeit — genug, der Steuermann einer nebenan liegenden Barke vernahm in der Mitternachtsstunde einen eigenthümlichen Knall und sah mit Entsetzen gleich darauf auf dem Nachbarschiffe die blauen Flammen emporzüngeln. Obgleich er augenblicklich hinüber eilte, um die Leute, die vielleicht im Schlaf lagen, zu wecken oder sie zu retten, war es ihm doch unmöglich, in das Schiff zu dringen; der brennende Rum verbreitete sich alsbald im ganzen Raum und bald nachher stand das Schiff in vollen Flammen. Von den beiden Unglücklichen hat man begreiflicher Weise nicht die geringsten Spuren mehr gefunden. —

Wer weiß, ob nicht in derselben Nacht fern im Norden ein kleiner ärmlicher Weihnachtsbaum, mit Nüssen und wenigem Backwerk behangen, durch ein herabgebranntes Lichtchen plötzlich in Flammen gerieth, und ob nicht ein junges Weib mit einem kleinen Kinde auf dem Arme trübe sinnend zuschaute und vielleicht mit ahnungsvollem Bangen an den Vater des kleinen Kindes dachte, der fern im Hafen von Venedig ihrer nicht mehr gedenken konnte.

IV.

Venetianische Theater.

Vor kurzem lasen wir in verschiedenen Zeitungen, die Theater la Fenice und San Benedetto in Venedig hätten fallirt und deßhalb geschlossen werden müssen, der Unternehmer der Fenice aber sei wenige Tage nachher vermittelst einer Subvention der Stadt wieder in den Stand gesetzt worden, die Vorstellungen fortzuführen. Gerade von diesem Theater aber können wir kaum begreifen, daß es schlechte Geschäfte gemacht haben sollte und in Folge dessen seine Zahlungen habe einstellen müssen. Die Fenice, wo sich zugleich die Società Apollinea befindet — letztere ist eine geschlossene Gesellschaft, welche häufig Concerte und Bälle gibt — ist das erste Theater Venedigs, und wenn auch nicht das größte Italiens, so doch seiner innern Ausschmückung nach das reichste und eleganteste. Zur verflossenen Carnevalsstation war es, wie schon früher berichtet, neu dekorirt worden, und auf wirklich geschmackvolle Art; obgleich von Vergoldung glänzend, bemerkte man doch nirgends ein Zuviel, irgend welche Ueberladung; die ganz glatten Brüstungen sämmtlicher Logenreihen können schon eine lebendige Mischung von Farben und Gold ertragen, ohne bunt zu werden.

Der Unternehmer der Fenice hatte für die letztverflossene Carnevalsstation, — während eines Theils derselben waren die Kaiserlichen Majestäten anwesend — ein recht gutes Personal in Oper und Ballet zusammengestellt. Dagegen war auch der größte Theil der Logen verkauft worden, das Parterre gewöhn-

lich stark besetzt; überhaupt waren die Venetianer mit den ihnen gebotenen Opern und Balleten zufrieden und die Saison versprach für den Impressario eine ergiebige zu werden. Um so mehr mußte es Wunder nehmen, als man nun die oben erwähnte Nachricht des Gegentheils erfuhr. Freilich ist es einem Uneingeweihten nicht möglich, hinter die Coulissen zu schauen, weßhalb wir auch nicht wissen können, welche vielleicht enormen Opfer die Unternehmer bringen mußten, um zur Feier der Tage von Venedig das zusammenzustellen, was sie dem Publikum vorführten. Italien ist in gegenwärtiger Zeit im Verhältniß ebenso arm wie Deutschland und Frankreich an guten Sängern, Sängerinnen und Tänzerinnen, und da dort keine festen Engagements sind, sondern jedes größere Theater seinen Bedarf immer für die jeweilige Station zusammenstellt, im Carneval dieses Jahrs aber nicht nur Venedig und Mailand, sondern selbst Verona, Vicenza, Padua bedeutende Opfer brachten, um auf ihren Theatern etwas Gutes zu zeigen, so kann man sich denken, mit welchen Preisen die besseren Künstler honorirt werden wollten. Und Venedig hatte in jeder Beziehung von den eben genannten Städten die best zusammengestellte Gesellschaft. Namen thun hier nichts zur Sache, da vielleicht mit Ausnahme einer einzigen Sängerin, der Signora Maria Spezzia, keiner der erwähnten Künstler und Künstlerinnen nach Deutschland kommen oder überhaupt einen größeren Weg machen wird.

Besonders war das Ballet brillant und zeichnete sich durch gute Solotänzerinnen aus, sowie durch ein zahlreiches Balletkorps aus jungen und sehr hübschen Mädchen. Auf dem Repertoire waren die Opern il Trovatore und la Traviata von Verdi, Don Guzmann von Donizetti, und Adelchi, eine neue Oper von einem

bis jetzt noch unbekannten Componisten Apolloni, — von denen aber nur die beiden erstern gefielen und Anziehungskraft auf das Publikum übten. Trotzdem aber mußten die Ballete das Beste dazu thun, um das Haus zu füllen; und daß sie es waren, sah man wohl an den ziemlich leeren Räumen während der ersten Akte der verschiedenen Opern, und Logen und Parterre füllten sich, wenn nicht grade der Hof anwesend war, erst gegen zehn Uhr, wenn droben auf der Bühne der Souffleurkasten verschwand, um ja keine Aussicht zu versperren auf die zierlichen Füßchen der Tänzerinnen. Von Balleten wurde Monte Christo gegeben; doch ist dieser gewaltige Roman gewiß kein Sujet für eine derartige Darstellung, und man mußte ihn schon genau im Kopfe haben, um bei dem, was hier gemimt und getanzt wurde, irgend einen Zusammenhang zu finden. Dabei waren aber die neuen Dekorationen und Costüme reich und schön, die Gruppirungen und Tänze geschmackvoll arrangirt, weßhalb denn auch der Balletmeister Rota — Monte Christo — schon seit mehreren Jahren der Liebling der Italiener, allabendlich herausgerufen wurde und dann, meistens im Umziehen begriffen, im übergeworfenen Mantel hervorkam, was auch dem Publikum zu gefallen schien.

Ein anderes Ballet war Shakesspeare, einer kleinen französischen Oper: der Traum einer Sommernacht — nachgebildet. Wir sehen den großen Dichter während eines Carnevals in England sich auf einem Maskenballe vergnügen, wobei er bedeutend trinkt und endlich in einen solchen Zustand geräth, daß er zum Spotte der Masken hin und her taumelt und zuletzt auf einem Lehnstuhle einschläft. Darauf erscheint die Königin Elisabeth mit einer vertrauten Hofdame — aus welchem Grunde erfährt man nicht. Da in einer Oper und bei einem Ballet nichts

unmöglich ist, so interessirt sie sich für den betrunkenen Dichter, läßt ihn forttragen, und so finden wir ihn denn in der zweiten Abtheilung in den Gärten von Windsor, wo er plötzlich erwachend, die wunderbarsten Tänze und Gruppirungen phantastisch gekleideter Mädchen sieht. Nachdem ihm hierauf noch im Hintergrunde lebende Bilder aus seinen Werken, aus Macbeth, Othello Hamlet und Romeo und Julie gezeigt worden, erscheint wieder die Königin, diesmal von ihrem Hofstaate umgeben. Der Dichter wird, wenn ich nicht irre, zum Ritter geschlagen, und so schließt das Ganze zur allgemeinen Zufriedenheit.

Bei diesen Balleten war für mich das Interessanteste ein venetianischer Carneval, der zuweilen eingeschoben wurde, worin die vier bekannten Charaktermasken, treu nach der Ueberlieferung costümirt, ihre üblichen Tänze und Sprünge machten und sich in den groteskesten Gruppirungen zeigten. Bagliazzo, ungelenkig, täppisch und plump, in weißem Anzug, mit dicken rothen Knöpfen und ebensolchen Schärpen, die Damen ganz roth mit überzogenen Kapuzen, weißen Knöpfen und weißen Schärpen. Arlequino in Costüm aus bunten Lappen, wie wir ihn auch bei uns zu sehen gewohnt sind, die Damen in ebenso buntscheckigen Miedern und Kamaschen, gewandt, graziös, überall durchschlüpfend. Pantaleone mit rundem Hute, die Tänzer auf Brust und Rücken die bekannte Erhöhung, der Anzug halb grün und halb weiß, welches, da sie sich bei ihren Sprüngen bald von dieser, bald von jener Seite zeigen, eine sehr komische Wirkung macht; ein Charakter von einer gewissen plumpen Pfiffigkeit, welche den Bagliazzo übertölpelt, aber der Schlauheit des Arlequino unterliegt. Endlich Trufaldino, roth mit schwarzem Mantel, die Damen in bunten Kleidern, der Breite nach gestreift, alle

bei ihrem Auftreten und ihren Tänzen den bekannten Sprung aufführend, wobei der schwarze spitze Bart fast die Knie berührt, was bei einer ganzen Reihe dieser Masken unwiderstehlich zum Lachen reizt. Trufaldino ist die vornehmste Person, der Hausherr, und nachdem die übrigen Masken unter sich ihre Schwänke und Neckereien ausgeführt, vereinigen sie sich gegen ihn, trennen ihn von seiner Dame, um zu sehen, wie er mit emporgehobenen Händen ängstlich trippelnd umher läuft, um sie wieder zu finden. Da jede dieser Charaktermasken von sechzehn Paaren dargestellt wurde, so kann man sich denken, welchen bunten und bewegten Anblick das Durcheinanderschwirren auf der Bühne gab.

Das zweitgrößte Theater Venedigs ist San Benedetto, eigentlich Gallo a S. Benedetto, ein geräumiges, schönes Haus mit fünf Logenreihen, der Zuschauerraum von einer Ausdehnung, wie wir in Deutschland wenig haben. Früher wurden auch hier Opern gegeben, jetzt nur noch Schau- und Lustspiele, welche aber so wenig Anziehungskraft auf die Venetianer üben, daß das Haus nur an Sonn- und Feiertagen oder bei einer besonders beliebten Komödie von Goldoni einigermaßen gefüllt war. Die Ausschmückung des Saales zeugt von ehemaliger Pracht, ist aber nun verblichen und abgenutzt. Interessant ist der große Portalvorhang, der uns eins der merkwürdigsten Schauspiele des alten Venedig zeigt — ein Turnier auf dem Marcusplatze. Wir haben vor uns die alte Kathedrale, an deren Front Balkone und Terrassen angebaut sind, auf denen man die Damen des venetianischen Adels mit einzelnen Cavalieren und Pagen sieht; auf dem Platze selbst herrscht ein buntes Gewühl von kämpfenden Rittern, ein Durcheinander von dahersprengenden Reitern und stürzenden Pferden. Daß dergleichen Turnierspiele in frü-

heren Zeiten auf dem Marcusplatze zuweilen aufgeführt wurden, ist gewiß. Man bedeckte das Pflaster des Platzes mit einer schuhhohen Sandschicht und hatte so das prachtvollste Turnierhaus, welches man sehen konnte. Auch bei der Anwesenheit der Majestäten hatte der Gouverneur von Venedig, Feldmarschalllieutenant von Gorzcowski die Absicht, ein Caroussel zu arrangiren, was aber von verschiedenen Zeitungen, und gewiß mit Unrecht, als ganz unverträglich mit den Traditionen der alten Lagunenstadt dargestellt wurde.

An Sonn- und Feiertagen ist S. Benedetto, wie schon oben erwähnt, ziemlich besetzt, und zwar von der mittleren wohlhabenden Bürgerklasse Venedigs; man nimmt eine Loge, benachrichtigt hievon einige Freunde des Hauses, die nun nicht verfehlen, bei der bekannten Familie ihren Besuch zu machen, und so zeigen denn die Logenbrüstungen zahlreiche Zuschauer, die sich ebenso wie am Stück selbst an dem Treiben der übermüthigen Jugend ergötzen, die das Parterre anfüllt und ihre Späße beginnt, sowie droben der Vorhang gefallen ist. Da muß gewöhnlich das allerdings sehr schlechte Orchester herhalten und wird von Zischen und Pfeifen taktmäßig begleitet, bis der Lärm gar zu toll werdend, den Polizeikommissär veranlaßt, sich sehen zu lassen, oder bis Einer aus dem Haufen der Schreier plötzlich ein lautes, gellendes Bravo! ruft oder zu klatschen anfängt, worauf denn die ganze Heerde dem Leithammel folgt und das Haus von Applaudissement erdröhnt.

Daß die Unternehmer von S. Benedetto zahlungsunfähig geworden, kann durchaus kein Ereigniß in Venedig sein, man sah das voraus; aber es ist schade, daß ein Theater, welches die nationalen Komödien, namentlich die Goldoni'schen, oft mit

wahrer Meisterschaft darstellte, so aus Mangel an Theilnahme zu Grunde geht. Freilich wird das Theater deßhalb nicht geschlossen werden, sondern sich ein neuer Impressario oder eine neue Gesellschaft finden, die aber alsdann auch keine besseren Geschäfte macht. S. Benedetto ist das einzige Theater in Venedig, welches nie von der Station abhängig, sondern fast das ganze Jahr geöffnet ist.

Von dem Campo S. Angelo, auf dem Wege der Frezzeria nach dem Rialto, führt eine unscheinbare Gasse nach dem Theater Apollo a S. Lucca; diese Gasse hat vielleicht Göthe zur Bemerkung veranlaßt, daß man in der alten Lagunenstadt Passagen finde, deren Enge für einen wohlbeleibten Mann gefährlich werden könne; denn die oben erwähnte Gasse ist wirklich so schmal, daß ein Ausweichen zweier nicht ganz dünnen Personen nur mit der größten Vorsicht geschehen kann. Daß dieselbe gerade in ihrer Aermlichkeit zum Tempel des Apollo führen muß, ist bezeichnend. Das Theater hier, vielleicht von der Größe der Stuttgarter Hofbühne und also gegen die übrigen klein zu nennen, ist freundlich und elegant eingerichtet und man sieht hier in den Logen gewählte Toiletten aus der Gesellschaft des Adels und der höheren Bürgerklassen. Meistens werden hier Opern gegeben, doch war Apollo diesmal nur für kurze Zeit geöffnet, während la Fenice geschlossen war. Eine zusammengesuchte Gesellschaft gab hier achtmal hinter einander die alte Norma, worin die schon erwähnte Maria Spezzia in der Titelrolle Vortreffliches leistete und sehr gefeiert ward, unser Landsmann Stighelli aber, der den Sever sang, vom italienischen Publikum als Ausländer, namentlich Anfangs, mit unangenehmer Parteilichkeit behandelt wurde.

Das Theater San Samuele, kleiner als Apollo, aber eben-

falls sehr hübsch eingerichtet, in einem Winkelwerk von Gassen hinter dem Campo San Stefano gelegen, war im vergangenen Winter nur für zwei Abende eröffnet, wo Madame Ristori bei brechend vollem Hause die Mirrha und Medea gab. Wenn es der berühmten und großen Künstlerin auch hier nicht an enthusiastischen Beifallsbezeugungen fehlte, so sprachen sich doch am folgenden Tage verschiedene Journale Venedigs etwas stark und mißbilligend über ihre Leistungen als Mirrha aus. Gestehen muß man schon, daß sie manchen Moment in dieser an sich schon auf die Spitze gestellten Tragödie viel stärker und grasser hervorhob, als sie es bei uns in Deutschland gethan; sie befand sich eben unter ihren Landsleuten, die namentlich in der Tragödie schon Actionen ertragen können, die bei uns, mindestens gesagt, auffallen müßten. Daß aber Madame Ristori trotz alledem auch hier zur größten Bewunderung hinriß, brauche ich wohl nicht zu erwähnen; namentlich war ihre Medea das prachtvollste, wenn auch schrecklichste Schauspiel, das man sehen kann. Wer kennt die Gefühle eines Weibes, einer Mutter in solchen Augenblicken, wie sie uns hier vorgeführt werden! Wer vermag zu sagen, ob dieser gräßliche tigerartige Charakter, wie ihn Madame Ristori gab, nicht mit vollkommener Wahrheit gezeichnet ist! Erschüttert und tiefbewegt sah die Masse der Zuschauer den Vorhang fallen, und den einstimmigen donnernden Ruf, unter welchem die große Künstlerin erscheinen mußte, hatte sie wohl verdient.

Nach Fenice das größte, aber dem Range nach das letzte Theater Venedigs ist das Theater Malibran; es hat ebenfalls fünf Logenreihen von einem außerordentlichen Umfange und wird häufig von Seiltänzern und Kunstreitern benützt. Da mag es denn ganz behaglich aussehen, vielleicht aufgeputzt mit etwas

Goldschaum, ein paar Draperien, einigen wehenden Fahnen; belebt von rauschender Musik und tausenden von Menschen. Wer aber jetzt dies Theater sah, das ungeheure Haus in seiner nackten Aermlichkeit, mit seinen grauen verblichenen Bogenbrüstungen und dem Plafond, an dem die Malerei größtentheils verwischt ist, der konnte sich eines unheimlichen Eindrucks nicht erwehren. Im ganzen Zuschauerraum brannten vielleicht acht Gaslichter, welche mehr die Dunkelheit zeigten als Helle gaben. Das Publikum in dem weiten Parterre, vielleicht dreißig bis vierzig Personen, war in der Mitte ängstlich zusammengedrängt, als scheue es sich, weit auseinander zu sitzen, Gott weiß von welchem Ueberfall träumend. Die räumlichen Korridors hinter den Logen hallten den Schritt des Dahinwandelnden wider, sie warens eiskalt, fast dunkel, und wenn man sich räusperte, tönte es wahrhaft gespensterhaft. Endlich in seine Loge gelangt, die von einem zerlumpten Kerl geöffnet wurde, den man froh war, mit einem Trinkgeld entfernt zu haben — man gab nur, um ihn los zu werden, hier reichlicher als selbst in der Fenice — sah man mit Erstaunen hie und da einen Kopf in dem weiten Umkreis der fünf Logenreihen und zog sich ordentlich erschreckt von dieser Leere zurück. Daß die Logensitze aus Brettern ohne Polster bestanden, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Endlich schabt man im Orchester auf ein paar alten Violinen, eine Clarinette und eine Oboe vergrößern durch ihre Klagen diesen Jammer, und der Vorhang erhebt sich vor vier Prosceniumslampen. Das erste Stück hätte dem unheimlichen Theater gemäß nicht besser gewählt werden können; „die Münzen des Teufels" zeigen uns einen alten Geizhals, der sich in früheren Zeiten an dem Morde irgend eines reichen Marchese betheiligt und nun

von seinem Gewissen ruhelos umhergepeitscht wird. Der Schauspieler war nicht schlecht und spielte namentlich eine Scene mit schauerlicher und ergreifender Wahrheit. In seinen Träumen und Phantasieen nämlich schwebt es ihm vor, als wenn eines Tages Diebe erscheinen würden, um ihn zu berauben und dann zu ermorden. Es ist Nacht; er schleicht mit seinem Lichte durch das Haus, knieschlotternd und alles unheimlich anstarrend. Ah! Diese entsetzliche Stille! sagt er; wenn man jetzt dort am Fenster im Nebenzimmer den leisesten Versuch machte, eine Scheibe zu zerschneiden, man müßte es deutlich hören. — In der That vernimmt man jetzt dieses Geräusch, und die Physiognomie des erschrockenen Geizhalses verändert sich aufs furchtbarste; er hat nicht den Muth, die Diebe zu verscheuchen, aus Furcht, man werde ihn umbringen. Er und die Zuschauer hören, wie die Scheibe eingedrückt wird, wie man das Fenster öffnet, wie man leise die Möbel verrückt, und sein Mienenspiel dabei könnte man meisterhaft nennen, wenn es nicht übertrieben wäre. Sein Gesicht verlängert sich zusehends, die Unterlippe hängt schlaff herab, seine Augen treten hervor, so daß man jeden Augenblick fürchtet, er werde einem Schlaganfall unterliegen. Unterdessen hat man im Nebenzimmer die Kasse erbrochen und jetzt hört man das Geld klingen. Bei diesem Tone aber siegt der Geiz über die Todesfurcht. Mit einem gräßlichen Schrei und krampfhaft ausgebreiteten Fingern stürzt er von der Bühne.

In dieser Art ging das Stück fort durch vier Akte, was in einem freundlichen Theater unter Hunderten von Menschen schon des Kontrastes wegen behaglich zu sehen gewesen wäre, hier aber in dieser unheimlichen Umgebung ein fast peinliches Gefühl hervorrief. Um für mich das Eigenthümliche des öden

Hauses noch zu vergrößern, konnte ich mir gegenüber oberhalb der höchsten Logenreihe durch ein trübes Fenster den Himmel und ein Stückchen Mond sehen, dessen weißes mildes Licht so seltsam abstach von den röthlich brennenden dunstigen Lichtern des Hauses. Später zeigte der sinkende Mond dort oben das dunkle schattenhafte Bild eines nahestehenden Schornsteins, was genau so aussah, als lauere ein nächtlicher Umhertreiber durch die Scheiben auf die Komödie herab, welche mit seinen Gefühlen außerordentlich harmonire.

Als zweites Stück wurde ein Lustspiel gegeben, dessen Inhalt identisch ist mit dem bekannten deutschen Stücke „der reisende Student.“ Hier verläßt der Heizer eines Dampfbootes Abends seine Frau, um abzureisen, leider hungrig, da seine mürrische Ehehälfte nichts für ihn zu essen hat. Als er aber kaum das Haus verlassen, hören wir, daß sie in der Küche vortreffliche Maccaroni zubereitet, auch Salami herrichtet, kurz ein Souper zusammenstellt, zu dem sie einen Geistlichen, der sie zuweilen mit freundlichem Zuspruch tröstet, erwartet. Ehe dieser aber erscheint, kommt Einquartierung: ein Soldat, müde vom Marsche, dem es aber wie dem Ehemann ergeht, als er etwas zu essen verlangte. Nach einigen Versuchen, ihr die Cour zu machen, die ihm aber nicht gelingen, wird er auf den Boden des Hauses zur Ruhe verwiesen, und nun erscheint der erwartete Gast, das Souper wird aufgetragen, was der hungrige Soldat, der sich herbeigeschlichen, mit großem Neide sieht. Aber o Unglück! plötzlich hört man Tritte auf der Treppe; wahrscheinlich kommt der Mann zurück. Schnell wird das Souper versteckt, der schwarze Gast kriecht in einen Kasten und der Heizer erscheint; er hat nicht abreisen können, da das Dampfboot eines großen Sturmes

wegen im Hafen bleibt. Die Frau meldet verdrießlich, es sei Einquartierung gekommen, der Soldat zeigt sich. Wenn nur was zu essen da wäre! — Oh, sagt die Einquartierung, ich verstehe was vom Geisterbeschwören; soll ich ein Souper herzaubern? Nun folgt die bekannte Geschichte. Dort, gibt der Gast an, seien die Maccaroni, dort Salami, dort Brod und Wein. Die Frau, fast in Verzweiflung, daß sie verrathen ist, muß alles selbst herbeibringen. — Das gehe doch nicht mit rechten Dingen zu, meint der Heizer, und er habe schon lange bemerkt, daß im Hause was nicht richtig sei. Nicht wahr, meint der Soldat, Ihr habt gewiß hier im Hause oft was Teuflisches bemerkt? — Nun kommen italienische Volkswitze, worüber das Publikum unbändig lacht, und zuletzt wird der böse Geist aus seiner Kiste erlöst; er erhält eine tüchtige Tracht Prügel und läuft davon. — Der Soldat wurde recht gut gegeben, und auch der Heizer blieb vortrefflich im Charakter seiner Rolle, war auch für einen solchen ganz zweckmäßig costümirt; der Matrosenanzug, rothgestreifte Hosen, das blaue Hemd, der graue Hut, alles bestaubt und voll Kohlenruß. Publikus war zufrieden und verlief sich in aller Stille.

Bei S. Moisè Profeta befindet sich das Puppentheater Venedigs, ein kleiner Saal, nicht so elegant wie der von Mailand, worin die Marionetten agiren; auch hat es keine Logen wie dieses, sondern oben nur eine rings umher laufende Gallerie. Doch ist es hier immer sehr lustig, alle Sitze meistens besetzt, eine lustige Kinderschaar mit frischen, aufgeweckten Gesichtern lacht unbändig, und auch Erwachsene erfreuen sich an den trefflichen trockenen Späßen, die Facanapa allabendlich im venetianischen Dialekt Preis gibt. Im Puppentheater ist jeden Abend Vorstellung, denn die Acteurs haben keinen Urlaub, sind auch nie schlecht

gelaunt und heiser, und mit ihren großen starren Augen und klappernden Gliedmaßen immer bereit, wenn man sie braucht. Facanapa, ein drolliger, verschlagener Kerl, dabei eine Art Staberl, ist die Seele und der Mittelpunkt aller Komödien; er stellt gewöhnlich den Bedienten irgend eines reichen Engländers oder auch einer italienischen Marchesa vor und richtet begreiflicher Weise alle Botschaften falsch aus. Facanapa ist vielleicht einen Kopf kleiner als alle übrigen Puppen, untersetzt und wie ein wohlhabender Landmann angezogen; er agirt vortrefflich und mit einer Lebendigkeit, die grade weil sie so hölzern erscheint, unwiderstehlich zum Lachen reizt. Er stottert ein klein wenig, und während alle Uebrigen pathetisch deklamiren, spricht er wie ihm der Schnabel gewachsen. Sein Begleiter ist Arlequino, der bei schwierigen Commissionen immer voran muß, an einer Thür klingeln, wo statt des freundlichen Grußes ein Besenstiel herausfährt, oder an ein Fenster klopfen, wo eine nasse Bescheerung herab kommt. Ist er nun so durchgeprügelt oder eingeweicht, so erhält er von Facanapa gute Lehren, wie er sich in Zukunft in acht zu nehmen habe. Dabei verdreht er allen Leuten die Worte im Munde; z. B. die Heldin des Stücks sagt zu ihm: „ach, ich bin dem Weinen nahe; ich kann mich kaum auf meinen Füßen halten;" worauf er ihr vielleicht antwortet: „Ja, wenn du dem Weine nahe warst, da wirst du dich freilich kaum auf deinen Füßen halten können." Vorhin erwähnte ich einer Aehnlichkeit des Facanapa mit Staberl, und nicht nur diese macht sich bemerklich, sondern es werden auch ganze Scenen aus den Stücken des berühmten Wiener Parapluimachers gegeben; so jene, wo Staberl unter dem Namen seines Herrn den Besuch bei der Lordin macht, deren Tochter er heirathen will.

Daß die Unternehmer des Marionettentheaters von allen Impressarien Venedigs im Verhältniß die besten Geschäfte machen, bin ich fest überzeugt. Das Theater ist meistens vollkommen besetzt, und Fremde sowie Einheimische amusiren sich gern hier ein paar Stunden. Es ist schade, daß bei uns in den größeren Städten dergleichen Marionettentheater nicht mehr Eingang finden; es wäre das namentlich für die Kinderwelt ein außerordentliches und auch wohlfeiles Amusement. Die Puppen haben eine Größe von ungefähr zwei ein halb Fuß, und namentlich sind die Köpfe sehr sorgfältig gearbeitet, mit wirklichen Haaren versehen, die nach Bedürfniß frisirt werden, und die ersten Helden und Heldinnen mit beweglichen Augen, denn Augenverdrehungen gehören hier ebensogut dazu, wie bei den wirklichen Acteurs. Natürlich sind einzelne Puppen, wie z. B. Facanapa, mit ganz besonderen Gelenken versehen, die keine anderen aufzuweisen haben, vorzüglicher begabt als ihre Collegen, und der eben genannte kleine Kerl macht zuweilen Sachen, die ans Unglaubliche streifen; so zieht er seinen Rock aus und an, obgleich er kein Automat ist, sondern ebenfalls an Drähten regiert wird, die aus den Soffiten herabkommen. Wahrhaft natürlich und sehr ergötzlich ist er oft am Ende einer Posse, wenn er, des Dienstes und aller Quälereien überdrüssig, endlich über die ganze Gesellschaft herfällt und sie von der Bühne prügelt. Ein solcher Schluß gefällt auch der Kinderwelt am besten, und dann sieht man sie lustig in ihre kleinen Hände klatschen, bemerkt die Zufriedenheit auf allen ihren Mienen und das Leuchten des Glücks in den großen schwarzen italienischen Augen.

Paris im Winter 1851.

I.

Die Boulevards.

Da liegen die Boulevards vor mir von der Madeleine an bis zum Juliplatz mit ihrem unaufhörlichen Getümmel, ihren Equipagen, ihren zahllosen Spaziergängern, ihren Café's, ihren Magazinen, ihrem Glanz und Schmutz; sie haben sich nicht viel verändert, seit ich sie nicht mehr gesehen, seit Frankreich wieder einmal eine Republik geworden — nicht viel, aber doch etwas. Das Pflaster des Fahrwegs ist verschwunden, und derselbe wurde macadamisirt, und ich kann nicht sagen, daß sich der Boulevard deßhalb zu seinem Nachtheil geändert. Man erwartet nach allem, was man darüber gehört und gelesen, die Straße nach Art unserer Chausseen mit zähem Schlamm, mit Koth und Wasser bedeckt zu finden, und doch ist dieß durchaus nicht der Fall, da für eine möglichst trockene Erhaltung dieses Weges alles mögliche gethan wird; hunderte von Aufsehern sind immerfort beschäftigt, frischen trocknen Sand auf-, die Geleise der Karren und schweren Omnibus zuzuschütten und das locker gewordene Erdreich festzustampfen.

Obgleich es diesen Winter hier, wie überall, übermäßig viel

geregnet, so fand ich doch den Boulevard trocken genug, um, ohne sich zu beschmutzen, hinüber kommen zu können. Außerdem findet man von Zeit zu Zeit gepflasterte Uebergänge — Furten — die von jedem benützt werden, so daß sich an diesen Stellen beständig eine Menge Fußgänger einfinden, die nach Art der Enten den Uebergang bewerkstelligen. Hier wird man freilich gestoßen und gedrückt, und hat seine liebe Noth einer eleganten Dame nach den Regeln der Höflichkeit auszuweichen oder sich vor den Cartons einer Modistin in Acht zu nehmen, die dieß ohnehin schmale Defilé ungebührlich verengen. Durch Wegnahme des Pflasters hat sich aber das unerträgliche Gerassel der Wagen auf dem Boulevard außerordentlich vermindert, und es ist jetzt sogar möglich in einem Omnibus sein eigenes Wort zu verstehen — ein großer Vortheil neben einem andern nicht geringern, der darin besteht, daß der Wagen keine so fürchterlichen Stöße mehr macht, und man auf seinen Sitz gelangen kann, ohne alle Welt auf ihre Hühneraugen zu treten oder sich einer Dame unfreiwillig auf den Schooß zu setzen, was früher häufig genug vorkam. So ist denn diese Einrichtung des neuen Gouvernements wirklich von Nutzen, und die Pariser werden endlich ebenfalls einsehen, daß diese Aenderung nicht den einzigen Zweck hatte, ihnen die so beliebten Pflastersteine zu entziehen, was bis jetzt noch mancher glaubt.

Es ist eigenthümlich, daß fast jeder, der nach Paris kommt, zuerst den Boulevard besucht; freilich ist es auch sehr begreiflich, denn es ist die einzige Straße, wo man an einigen Stellen der breiten schönen Trottoirs behaglich flanirt, wo man umsonst alles erdenkliche Schöne sieht, und wo man, natürlich für theures Geld, sein tägliches Brod findet. Es ist die große Pulsader dieser

Riesenstadt — alle die zahllosen Straßen, die hier münden, führen in jeder Secunde neues mannichfaltiges Leben hieher, das ebenso schnell wieder auf der andern Seite verschwindet, ohne die Straße zu überfüllen, ohne den Kreislauf des Bluts zu beschleunigen, — das heißt, so lange der Körper gesund ist. Denn bei der geringsten fieberhaften Aufregung zeigt sich diese auch wieder am ersten und heftigsten auf den Boulevards: hier stockt der gewöhnliche Verkehr am schnellsten, hier sammeln sich die ungesunden Stoffe der Hauptstadt, hier wird die Passage plötzlich gehemmt, hier drängt sich Kopf an Kopf, hier ertönt gewöhnlich zuerst der allgemeine Ruf: aux armes, citoyens!

Vorderhand ist dergleichen hier nicht zu befürchten und die Boulevards zeigen ihr gewöhnliches lebensfrohes heiteres Gesicht; rechts und links an den Trottoirs sind alle Gewölbe geöffnet, die Artikel und Erzeugnisse der ganzen Welt zum Verkauf darbietend, und nicht bloß Artikel für eine Classe — nein, dieselben Artikel für die verschiedensten Anforderungen, für die verschiedensten Börsen, denn wenn z. B. ein Damenhut hier in diesem eleganten Gewölbe, das von Spiegeln und Vergoldung strotzt, 80 Francs kostet, so ist er gleich daneben in derselben Façon, wenn auch nicht weniger solid gearbeitet, für 15 Francs zu haben. Ein Laden reiht sich an den andern, Silbergeschirr, Gold und Juwelen neben Schuhen und Strümpfen, Kupferstiche, feine Stoffe aller Art neben Bücherläden, ächter neben unächtem Putz und Tand neben Lebensbedürfnissen, und da auch die Läden, in welchen auf den Boulevards letztere feilgeboten werden, in dieser geputzten Gesellschaft verständig, ausdrucksvoll erscheinen wollen, so haben sie in ihrem Aeußern ein übriges gethan, und es könnte in diesen zierlich und reinlich geputzten Gewölben ebenso gut

Sammet und Seide ausgelegt werden, während man jetzt dort nur ganze Reihen zugerichteter wälscher Hühner, Fische auf messingenen Platten, Austern in schöngeflochtenen Körbchen, gelbe Südfrüchte in Pyramiden und rothe Hummern auf weißen Servietten sieht. Alles hat hier ein außerordentlich appetitliches Ansehen, und die zubereiteten Speisen aller Art bitten ordentlich um die Ehre, von uns berücksichtigt zu werden.

Vor allen diesen Herrlichkeiten bemerkt man nun Stunde um Stunde eine Menge Zuschauer aller Classen, jeden Alters, elegante vornehme Damen und Herren, die sich ein neues Kunstwerk betrachten, das so eben ausgestellt wurde, Fremde aus der Provinz und dem Auslande, die all dies unerhört Wunderbare mit gerechtem Erstaunen anstarren, die bei jedem Gewölbe außer sich gerathen und von den Bronzen nicht fortkommen können, bis ein reicher Shawl nebenan sie magnetisch anzieht, die bei allem, was sie sehen, ihre Börse zu Rathe ziehen, ob es nicht anzuschaffen sei. Und dazwischen der eigentliche und wahre Flaneur, der einem kleinen vergoldeten Hampelmann oder einem ausgestellten Reitstiefel dieselbe Aufmerksamkeit, denselben Ernst widmet, wie einem neuerschienenen prachtvollen Kupferstich bei Grupil.

Alles das geht und steht, spricht und lacht, zeigt sich in den mannichfaltigsten Toiletten, schaut an und läßt sich anschauen, wird gestoßen und um Verzeihung gebeten, stößt wieder und bittet ebenfalls um Verzeihung, das wogt auf und ab, auf und nieder, alle Classen der Pariser Bevölkerung; und wenn die Modistin und der Handwerker noch so eilig zu einem Kunden müssen, kaum betreten sie die Boulevards, so faßt sie derselbe allgemeine Schwindel, dieselbe Gaffslust. Der Schreiner sieht sich

irgend ein neues Möbel an und die Modistin eleganten neuen Kopfputz, etwas Pikantes, das eben erfunden; und hat man sich einmal so fest zaubern lassen, so wird ein halbes Dutzend Magazine beschaut, ehe man ans Weiterrennen denkt.

Erscheinungen, die, obgleich man sie täglich sieht, doch immer für gewisse Classen Neugieriger etwas besonderes haben, fesseln eine Menge Zuschauer. Die beiden Wachsfiguren, schöne blasse Damen mit großen schmachtenden Glasaugen, pfirsichblüthfarbenen Backen, in seidenen Corsetten und dicken Unterröcken, die sich beständig drehen, und ebenso die beiden kleinen aufgeputzten Kindergestalten, die es ebenso machen, sind sehr gesucht und bewundert, noch mehr aber staunen kleine und große Buben das fürchterliche Gebiß an, das dort bei dem Zahnarzt heraushängt, denn es bewegt sich, die beiden Zahnreihen öffnen sich langsam und fürchterlich, und klappern darauf schnell wieder zusammen. Die kleinen Gamins, die davor stehen, haben gewiß schon irgend einmal etwas vom Oger gehört oder sonst von Menschenfressern, und ihre üppige Phantasie mischt dergleichen schnell durcheinander. Auch eine Asphaltausbesserung ist im Stande, einen Kreis Wißbegieriger zu versammeln, sowie ein Tapetengemälde mit irgend einer merkwürdig schauderhaften Geschichte.

Zu all diesem kommen nun noch die ambulanten Krämer mit ihren kleinen Karren, auf denen Porcellan, wohlfeile Stoffe, ordinäre Schmucksachen feilgeboten werden, ferner an den Straßenecken die Blumenverkäuferinnen, bei welchen in diesem Augenblick frische Veilchen die Hauptrolle spielen und in kleinen und großen Sträußen begierig gekauft werden; daneben ein Scheerenschleifer mit seinem schnurrenden Rade und der Stiefelputzer mit seinem Reinigungsapparat — alles dies ist im Stande, den Fremden

verwirrt zu machen, und er weiß nicht, wo er mit Beschauen anfangen, wo er aufhören soll. Magazine und Zuschauer sind gleich interessant, und man zweifelt, ob man zuerst die Brodequins in jenem Gewölbe betrachten soll, oder die, welche so eben an den kleinsten Füßen, die man je gesehen, bei uns vorbeispazieren.

So sind die Trottoirs auf beiden Seiten der Boulevards beschaffen, beständig bedeckt mit der gleichen schaulustigen Menge, die auf und abspaziert, und nur zuweilen in der durchschneidenden Straße stockt, wenn dort gerade zuviel Fuhrwerke auf die Boulevards einfahren.

Der mittlere Theil der Straße dagegen bietet ein wenn auch gleich belebtes doch ganz anderes Bild; die Trottoirs sind für die Fußgänger, dieser dagegen für die Wagen und Reiter und mit Fuhrwerk aller Art bedeckt. Die schweren gelben Omnibus fahren langsam ihren regelmäßigen Cours, der Conducteur hinten auf dem Tritt beständig um sich schauend und jetzt dem Kutscher ein Zeichen gebend, wenn sich ein neuer Mitfahrender meldet, dieser springt hinein, ein Zeichen mit der Glocke ertönt, und der schwere Wagen setzt sich wieder in Bewegung, um das gleiche Manöver mit den Aus- und Einsteigenden hundertmal zu wiederholen, oder auch auf kurze Zeit sein „Complet" aushängend, um anzuzeigen, daß alles besetzt ist.

Zwischen diesen Fahrzeugen, den Linienschiffen der Boulevards, winden sich Miethkutschen, Fiakers, Cabriolets in allen erdenklichen Formen und Farben hindurch, und auch diese leichteren Wagen werden wieder überholt und gekreuzt von den eleganten Coupés, Broughams, Citadines, worin Herren und Damen der vornehmen Welt Visiten machen. Man glaubt ein

Wettrennen vor sich zu sehen, alles scheint nach dem gleichen Ziel zu streben, und doch hat wohl jeder Wagen eine andere Bestimmung — oft stockt die ganze Reihe, wenn gerade ein schwerer Fahrwagen in eine Seitenstraße einbiegt, oder aus einer hervorkommt, oder wenn ein Omnibus plötzlich hält, oder wenn eine Reihe Fußgänger sich heldenmüthig zwischen dieses Meer von Equipagen wirft, um das andere Ufer zu erreichen — aber unaufhörlich rollen sie an uns vorüber diese Hunderte, ja Tausende von Fahrzeugen, ein- und zweispännig, numerirt und unnumerirt, elegant und schmutzig, gelb, grün, schwarz, roth, alle in gleicher Hast, wenn auch nicht in gleicher Geschwindigkeit, und die Räder rasseln, die Karren dröhnen, die Kutscher schreien ihren Warnungsruf, und wenn man lange hingesehen hat auf dieses unaufhörliche Gewühl, so sieht man es nur noch bei dem geblendeten Auge vorüberziehen wie einen gewaltigen Strom, der mit sich davon führet Equipagen und Omnibus, Karren, Pferde, Spaziergänger, alt und jung, jeden Geschlechts und Alters, zwischen den hohen Häuserreihen dahin, die mit ihren unzählbaren Fenstern wie verwundert das Getreibe zu ihren Füßen anstaunen.

So ist es hier am Tage. Abends und Nachts aber zeigen sich die Boulevards nicht minder belebt, und noch unendlich schöner, phantastischer, geheimnißvoller — da ist die breite Straße in ihrer ganzen Länge und Breite ein einiges wogendes, flammendes Feuermeer, zwischen den Gasflammen und Straßenlaternen die Café's, Restaurants; die Gewölbe und Passagen ziehen kreuz und quer, die glänzenden Laternen der Wagen, die rothen, grünen und blauen Lichter der verschiedenen Omnibus — Leben und Getümmel ist dasselbe wie am Tage, nur dem

Ohr vernehmbarer, da das Auge geblendet in das Dunkel und den Lichterglanz starrt, und nicht im Stande ist, etwas zu unterscheiden; alle Gewölbe strahlen von einer fabelhaften Helle, überall Schimmer und Glanz, das Gedränge der Fußgänger und Wagen fast größer als am Tage, und nirgends Stille, nirgends Ruhe als vielleicht im hintern Zimmer irgend eines Café's, wohin man, ermüdet und geblendet, sich zurückzieht, um gern an die gemüthlichen leeren Straßen der Heimath zu denken.

II.

Der 24. Februar.

Zum Jahresfest der Revolution erwartete man in Paris allerlei Demonstrationen und dergleichen. Die verhängnißvollen Februartage aber gingen so ruhig als nur immer möglich vorüber. Am 21. hieß es allgemein, die Banlieue würde in Masse in die Stadt rücken, um zu Gunsten des Präsidenten etwas gegen die Assemblée zu unternehmen; es sei eine Deputation bei dem Präsidenten gewesen, dieser habe aber erklärt, er werde allen Ruhestörungen, sie mögen ausgehen von welcher Seite immer, mit voller Gewalt entgegentreten. Es hieß ferner, die Garnison sei in Folge dieses Ereignisses consignirt, und was ich von diesen Geschichten allein verbürgen kann, ist, daß sich am 22. fast keine Uniform in den Straßen von Paris blicken ließ. Die Boulevards aber wurden durch diese Gerüchte in ihrem vergnüglichen Leben nicht im mindesten gestört, und wenn sich dieselben zuweilen etwas leerer anschauen, so ist dieß die Schuld eines kalten

Ostwindes, der uns stoßweise heimsucht. Geschieht dieß, so eilt alles in hastigen Tempos vorüber, die glänzenden Atlasmäntel der Damen sind mit dichtem Pelz bedeckt, die Herren in dicken Paletots haben um Mund und Nase warme schottische Tücher geschlungen, die Kutscher liegen nicht faul auf ihrem Sitz, sondern springen auf dem Trottoir umher, um sich zu erwärmen.

Es ist eigenthümlich, wie launisch das Wetter auch hier diesen Winter ist; heute ein warmer Frühingstag, morgen eine so schneidende Luft, daß man sich bei den schlechten Kaminen nicht erwärmen kann; mich dauern nur die armen Blumen auf der Straße, die beim ersten Sonnenstrahl zum Verkauf ausgestellt werden. Ein künstlicher Frühling in der schönsten Abwechslung, Rosen, Hyacinthen, Eriken, Camellien in Töpfen und als Strauß, zierlich mit Papier umgeben, aus welchem sie, wie aus einem steifen Goldkragen, die niedlichsten Köpfchen emporstrecken, glückselig und kokettirend in der warmen Frühlingsluft, und dann wieder niedergeschlagen, schaudernd und zitternd, sowie der Ostwind in den Straßen Herr und Meister wird.

Es ist merkwürdig, welche Unmasse von Veilchen hier täglich zum Verkauf gebracht werden, von den kleinsten Sträußchen an bis zu solchen, die fast einen halben Schuh im Durchmesser halten. Sie wachsen in der Gegend von Sceaux in kleinen geschützten Thälern, wo sie zu Ende des Winters der kleinste Sonnenstrahl aus dem warmen Boden aufküßt. Aber sie sterben hier eines elenden Todes, die armen Veilchen, und verwelken zu Tausenden in den stauberfüllten, heißen, dampfenden Tanzsälen oder Nachts auf den Boulevards in der Hand armer Verkäuferinnen, die sie nicht mehr los werden konnten. Sie gehen durch so viele Hände, die unglücklichen Blümchen, bis sie ihr Dasein

endigen. Frisch am Morgen umgeben sie mit ihrem süßen Duft im violetten Sammetkleide das glühende Gesicht einer stolzen Camellie, die sich herabläßt in ihrer Mitte zu glänzen, und sind selbst umgeben von feingezacktem Papier und buntem Seidenband. Zuerst verläßt die Camellie die altwerdenden Veilchen und flüchtet sich in das Haar einer üppigen Tänzerin. Dann nimmt man ihnen das schützende Papier und bietet sie aus um die Hälfte des Preises. Aber ihr Duft, ihre Frische ist dahin, sie fallen immer tiefer, und werden endlich Abends auf den Boulevards, nachdem sie durch festeres Zusammenschnüren und Ueberspritzung mit Eiswasser wieder ein wenig restaurirt sind, um sehr weniges ausgeboten. Gestern Abend, als ich nach Hause ging, begegnete mir eine alte Frau, zitternd vor Kälte, und bot mir den größten Strauß für einen Sou an; ich gab ihr das verlangte Kupferstück, ließ ihr aber ihre Waare, welche wahrscheinlich heute in einer Straßenrinne verfaulen wird. Das ist ein Bild des Pariser Lebens.

Wir haben heute wieder zur Abwechslung ein heiteres Frühlingswetter, es ist um die Mittagszeit, und auf der linken Seite der Boulevards, der von der Sonne beschienenen, drängt sich Kopf an Kopf. Vor dem Café de Paris und in der Nähe desselben bietet man Stühle zum Vermiethen aus, und dort sitzen zärtliche Mütter mit Bonnen, Ammen und Kindern. Man kann nichts zierlicheres sehen als diese kleinen, frischen, lieben, herausgeputzten Geschöpfe mit den lustigen Gesichtern. Ich miethete mir einen Stuhl für zwei Sous, um mit Bequemlichkeit diesem Getreibe zuzusehen.

Auch Industrie und Bettelei aller Art neben Pracht und Luxus freut sich hier des heitern Sonnenlichtes: dort preist ein

Kerl die unübertrefflichen Klingen seiner Federmesser und zerschneidet wahre Bretter mit Leichtigkeit. Ein anderer erklärt den Mechanismus einer neuerfundenen Schreibfeder, und wenn man seinen Worten glauben will, so braucht man sie nur auf das Papier zu setzen und sie schreibt allein die schönsten Artikel. Wenn ich das nur gewiß wüßte, ich ließe es mich gern 4 Francs kosten. Die besten Geschäfte, und mit Recht, machen die blinden Bettler; sie sitzen gewöhnlich an den Häusern auf der Erde, halten einen zerdrückten Filz zwischen ihren Beinen und bearbeiten eine Clarinette auf die kläglichste Weise. Am Passage de l'Opéra stehen ein paar Blousenmänner und schreien mit einer wahren Stentorstimme: die Börsencourse, wer sie gedruckt kaufen will für 2 Sous.

An solchen schönen Tagen, wie heute, ist das Treiben auf den Boulevards wahrhaft betäubend, man kommt nur in einer Schlangenlinie vorwärts, und der Menschenstrom wogt von der Chaussée d'Antin bis hinauf zu dem Boulevard du Temple in gleicher Stärke. Ein wahrhaft unausstehliches Gedränge ist auf dem Boulevard Montmartre.

Hier bemerkt man an einem Eckhaus ungeheure Anschlagzettel: Lotterie de lingots d'or, garantirt durch das Gouvernement; es ist dies die bekannte Geschichte einer Gesellschaft, welche sich vorgenommen, ein Capital von 7 Millionen Francs zusammen zu bringen, mit diesem Fonds 5 bis 6000 Arbeiter nach Californien hinüberzuschaffen, um ihnen dort vermittelst eines geregelten Bergwesens eine bessere Existenz zu schaffen. Diese Idee wäre an sich nicht so übel gewesen, fand aber nicht den gewünschten Anklang, und es hielt begreiflicherweise äußerst schwer, diese 7 Millionen Francs durch freiwillige Zeichnung zu erlangen

obgleich man nur einen Franc zu zeichnen braucht und dafür die Hoffnung hat, in der damit vereinigten Lotterie neben vielen kleinen Gewinnen einen Hauptgewinn von 400,000 Francs zu machen. Anfänglich wurde auch etwas gezeichnet, doch nahmen sich die Journale der Sache nicht recht an, und ein Blatt meinte sogar, sobald die 7 Millionen Francs beisammen wären, könnte man nichts gescheidteres thun, als vermittelst dieses Geldes 5 bis 6000 Arbeitern, die in Californien im größten Elend schmachten, die Mittel zu verschaffen, in ihre Heimath zurückzukehren. Die Unternehmer thaten alles mögliche, um das Publikum zu veranlassen, fleißig zu zeichnen; man sah die Beamten in ihren Bureaux, wenn auch in größter Einsamkeit, eifrigst mit Schreiben beschäftigt, große Haufen von Frankenstücken lagen um sie herum oder rollten klingend durch ihre Hände; nichts wollte mehr ziehen.

Da kam man auf den klugen Einfall, den Lingot d'or auszustellen. Der Lingot d'or ist nämlich eine Goldbarre im Werthe von 400,000 Fr., der Hauptgewinn. Hier in dem Hause des Boulevard Montmartre sieht man jetzt einen beständigen Andrang von Menschen, und alle Classen der Gesellschaft drängen sich herbei, den großen Goldklumpen zu sehen, den man für einen Franken gewinnen kann. Republikanische Garde zu Fuß hielt die Ausgänge besetzt, man darf vorne zu dem Hause herein und hinten wieder hinaus flaniren; um seinen Appetit zu schärfen beim Anblick des Lingot d'or: da liegt er in stiller Majestät auf einer vergoldeten Wage, mit schwarzem Sammt und Goldstickerei reich verziert, viereckig, mattglänzend, und auf ihm ist Gewicht und Werth zu lesen. Mächtige Bleigewichte balanciren ihn — das wirkt und mancher greift seufzend in seine

Tasche und holt vielleicht seinen letzten Franken hervor um ihn zu opfern.

Es ist der 24. Februar, und bis hinauf zur Porte St. Denis merkt man an dem Leben und Treiben nicht, daß heut der Jahrestag der Revolution ist. Aber schon auf dem Boulevard St. Martin sieht man außergewöhnliche Gruppen spazieren gehen, und von dort hinauf nach dem Bastillenplatz, wo das Leben gewöhnlich abnimmt, nimmt es heute bei jedem Schritte auffallend zu. Dort kommen Arm in Arm ganze Reihen Männer in blauen und weißen Blousen, die Mütze keck auf das Ohr gesetzt, an derselben einen Strauß von Immortellen; zahlreiche Bürger mit ihren Weibern und Kindern füllen die Trottoirs, ja sogar den Fahrweg, Nationalgardisten bemerkt man in den Haufen, obgleich nicht sehr viele. Dazwischen Krüppel aller Art und aus den verschiedensten Ständen, wahrscheinlich bei der Februar-Revolution zerschossen. Hier hängt ein Blousenmann an seinen Krücken, dort wandelt einer, dem der Arm fehlt, im eleganten Paletot. Schwarz gekleidete Männer und Weiber gehen hin und her. Es ist kaum möglich, durch das Gedränge zu kommen; die Tausende, die von der Julius-Säule zurückkommen, begegnen ebenso viel Tausenden, die dort hineilen. Vom Boulevard du Temple aus, wo man hinauf schaut bis zum Bastillenplatz, sieht man Kopf an Kopf, und je mehr man sich der Julius-Säule nähert, um so größer wird das Gedränge. Von den Leuten, die dort hingehen, tragen viele Immortellenkränze und Bouquette von diesen Blumen in der Hand, um sie dort niederzulegen. Auf dem Platze selbst wird ein großer Handel damit getrieben, und man kann sie sich in Hunderten von Körben, die hier stehen, in den verschiedensten Farben auswählen, schwarz, weiß, roth und gelb.

Viele haben Inschriften: à mon père, à mon fils, à mon frère. Alles drängt sich zusammen um das hohe eiserne Gitter, das in einem ziemlichen Kreise die Säule umgibt; Gamins haben die Bäume und Laternenpfähle erklettert und schauen mit lautem Jubelgeschrei zu, wie in jeder Minute Hunderte von Kränzen hinter das Gitter an den Fuß der Säule fliegen.

Dieser Platz war schon Mittags, als ich hinkam, ein paar Fuß hoch damit bedeckt; auch lag eine große Anzahl auf dem Fußgestell der Säule, und so oft einer dort hinaufflog, ertönte der weite Platz wieder von Jubelgeschrei der Menge. Unordnungen sind übrigens gar keine vorgefallen, und der einzige Soldat, der hier unter den Tausenden auf Posten stand, klopfte hie und da die Buben von den Laternenpfählen herab, und verjagte ohne Widerrede die Menge, welche das Gitter allzu dicht umlagerte. Diese Demonstration, wenn man es so nennen kann, wurde ebensowohl zum Andenken für die Gefallenen wie aus Widerspruchsgeist gegen die Behörde gemacht, welche im vergangenen Jahr die Immortellenkränze auf Wagen wegführen ließ. Tausende von denen, die heute hierher geströmt, waren übrigens bloße Zuschauer, die an diesen republikanischen Aeußerungen wenig Gefallen zu haben schienen; so bemerkte ich unter diesen ein schwarz gekleidetes Mädchen aus den niedern Ständen, die, als man ihr einen Kranz aufdringen wollte, heftig erwiederte: laissez moi tranquille, je ne suis pas républicaine! Dagegen sah man aber auch Leute genug, die es mit dieser Geschichte sehr ernstlich meinten, und darunter manche zerrissene Blouse, manche confiscirte Physiognomie. Diese letzteren bildeten hier und da kleine Kreise und sangen das bekannte Lied der Girondisten, besonders den Refrain desselben:

mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus doux,
Le plus digne d'envie.

III.

Theater in Paris.

1.

Paillasse.

Im Theater de la Gaité, auf dem Boulevard du Temple, gab man seit dem 9. November 1850 ein Stück unter dem Titel Paillasse, und beständig bei gedrängt vollem Hause. In den Ankündigungen hieß es jedesmal: Einhundert und so und so vielste Vorstellung, mit dem Zusatz: wann wird dieser ungeheure Erfolg aufhören! In den Journalen von bekannter Farbe las man: Beeilt euch den Paillasse zu sehen, Hr. Friedrich Lemaitre bereitet sich vor zu einer Reise in die Provinzen und das Ausland, um auch dort diesem außerordentlichen Stück die verdiente Geltung zu verschaffen.

Doch mußte Hr. Lemaitre für das Ausland zu spät kommen, denn in Köln z. B., im Vaudeville-Theater des Hrn. Stollberck, setzte man damals dem Publicum schon seit einiger Zeit dieses starke gewürzte Gebräu französischen Unsinns, unter dem Namen: Bajazzo und seine Familie, vor. Hier mag in kurzem der Gang dieser erstaunlichen Geschichte folgen, und dabei das

Elend der unteren Volksklassen mit ihrem Edelmuthe, ihrer Hochherzigkeit, gegenüber der Versunkenheit der höheren Stände, denen nur ihr Rang und Stand heilig ist, zu dessen unbefleckter Erhaltung sie die Herzen der Armen und Leidenden bereitwillig zertreten, mitgetheilt werden. Diese Grundsätze werden dem Zuschauer in jeder Scene in's Gesicht gespieen.

Paillasse, mit dem Beinamen Belphegor, zieht mit seiner Truppe und Familie, bestehend aus seiner Frau, Magdalene, zwei Kindern, einem Knaben von 12, einem Mädchen von 6 Jahren, einem armseligen Knecht, seinem alten Schimmel, Namens Mouton, im Lande umher, und macht auf Märkten und Plätzen seine Kunststücke. Er arbeitet fürs tägliche Brod. Wenn die Einnahme gut ist, haben sie zu leben; ist sie schlecht, dankt er dem guten Gott für die, welche morgen kommen wird. Paillasse ist ein edler Charakter, ein Mann ohne Furcht und Tadel. Das tritt gleich im ersten Act, im Gegensatz zu einer Gesellschaft emigrirter Adeliger, die nach dem Sturze Napoleons nach Frankreich zurückkehren, scharf zu Tage. Die Adeligen nämlich sind voll aller möglichen Albernheiten, voll Eigendünkel, und wollen durchaus nicht einsehen, daß sich in Frankreich seit ihrer Auswanderung manches geändert habe. Sie fragen nach ihren Schlössern, ihren Gütern. Die umherstehenden Bauern antworten ihnen hohnlachend: erstere gehören dem Präfecten, letztere sind unter die Gemeinde vertheilt. — Alles das gefiel den Zuschauern natürlich außerordentlich.

Unter diesen Edelleuten befindet sich auch ein Herr v. Rollac, der eigentlich nicht Hr. v. Rollac ist. Hr. v. Rollac ist in Amerika gestorben, ein französischer Mörder und Flüchtling, Lavarennes, hat sich jenseits des Meeres die Briefschaften des

Verstorbenen zu verschaffen gewußt, worunter er ein merkwürdiges Geheimniß gefunden, das ihm eine Goldgrube zu werden verspricht. Er wagt es nach Frankreich zurückzukehren. Der verstorbene wirkliche Rollac hatte in Deutschland gefochten, in seinen Armen starb in einer großen Schlacht der Sohn des Herzogs v. Montbazon. Letzterer war verheirathet gewesen, verlor aber während der Revolution Frau und Kind auf unbegreifliche Weise, und hinterließ nur bei seinem Tod einen Zettel in seiner Brieftasche, auf welchem zu lesen stand: seine Tochter, die Erbin des Herzogs v. Montbazon, befinde sich bei einem Pierre Valin, Taglöhner zu Chaumont. Dem Herrn v. Rollac war die Sorge für diese Tochter übertragen. Der falsche Rollac findet dieses Papier, forscht in Chaumont nach und erfährt zu seinem Schrecken, daß die illustre Erbin des alten Herzogs v. Montbazon vor zwölf Jahren einen armen Paillasse geheirathet hat. Es ist Magdalene, die Frau des Belphegor. Rollac erklärt dieß dem Paillasse, Paillasse ist hocherfreut, daß seine Kinder Millionäre werden, daß seine Frau, die er sehr liebt, einem so hohen Stande angehört und sagt: eilen wir also zum alten Herzog v. Montbazon; ich, der Mann seiner Enkelin, will ihm die Verlorengeglaubte wieder zuführen. — So ist es nicht gemeint, entgegnet der andere, die Frau und die Kinder werden willkommen sein, aber der Paillasse gehört nicht in die herzogliche Familie. — „Madame," fährt er lächelnd fort: qui ne peut pas rester madame Paillasse, sera présentée dans le monde comme la veuve de quelque noble gentilhomme mort à l'étranger."

Auf dem Wunsch der Familie nun, die Verlorengegangene wieder zu erhalten, und dem Kampf, der darüber öffentlich und

heimlich geführt wird, beruht das ganze Stück. Paillasse soll sich von ihr trennen, und eine Abfindungssumme erhalten, so groß er verlangt. Das weist er natürlicherweise zurück, unter ungeheurem Applaus der Zuschauer: „Taisez-vous, Monsieur,“ sagt er, „ce n'est pas en plein jour et à la face de dieu que l'on propose à un père de vendre sa femme et ses enfants!“ Und Friedrich Lemaitre sagte das außerordentlich schön und ergreifend! — Er beschließt das Dorf zu verlassen, ohne eine Vorstellung zu geben, und weit hinweg zu fliehen, da er fürchtet, man werde ihm seine Frau und seine Kinder gewaltsam entreißen.

Der zweite Act spielt zu Paris in einer ärmlichen Dachstube. Man sieht das Essen des Paillasse, er kocht die Morgensuppe, damit seine Frau, welche bei ihrer kranken Tochter gewacht hatte, einige Stunden ruhen kann. Sie weiß jetzt, wer sie ist, und wenn sie dann die Armuth und das Elend, in dem sie lebt, überschaut, so denkt sie oft: wie glücklich der Reichthum mache, und wie glücklich die Kinder der Reichen seien, die nicht zu hungern und nicht zu frieren brauchen. Eine Nachbarin, die sie zuweilen besucht, nährt diesen Gedanken in ihr, indem sie ihr sagt: sie begreife nicht, warum sie sich vor ihrer Familie versteckt halte und deren Hülfe nicht nachsuche! Auch Hr. v. Rollac erscheint wieder und beschwört sie im Namen ihres Großvaters zu diesem zurückzukehren und ihm seine letzten Tage zu erheitern. Sie ist unschlüssig, sie kämpft mit sich. Aber sie will ihren Mann, ihre Kinder nicht verlassen, was man außerordentlich begreiflich findet.

Hier fangen die Schwächen des Stücks an recht bemerklich zu werden. Die Familie Montbazon, welche Madame Paillasse, die plötzlich aufgetauchte Erbin, durchaus nicht liebt und hiezu

auch keine Ursache hat, will sie von Mann und Kindern trennen, damit diese Verbindung keinen Flecken auf den Glanz des Familiennamens bringe. Rollac allein weiß um die Existenz jenes Papiers, das man nur mit schwerem Geld abzukaufen brauchte, um es zu vernichten. Paillasse würde nicht beunruhigt, die Frau bliebe in glücklicher Ungewißheit, aber das Stück wäre zu Ende, und das Publicum erführe leider nicht, wie wenig sich die vornehmen Leute daraus machen, das Herz der Armen zu brechen, ihre Leiden zu verspotten und zu verhöhnen! Diese Aufgabe, die sich der Dichter gestellt, wäre nicht zu lösen.

Es muß ein herzzerreißendes Motiv gefunden werden, um die Frau von ihrem Mann zu trennen, und zugleich zu zeigen, welch' entsetzlicher Fluch die Armuth ist. Das kleine Mädchen des Paillasse, seit seiner Geburt sehr schwächlich, wird immer kränker; die arme Frau will einen geschickten Arzt, der täglich zu den vornehmen Leuten im ersten Stock kommt, zu Rath ziehen; aber, sagt die Nachbarin, eine solche Consultation kostet 10 Francs. Magdalene hat nur sieben, aber so eben kommt Paillasse vom Schauplatz nach Haus und hat drei Francs eingenommen, gewonnen; „indem er sein Leben und die zarten Glieder ihres Knaben auf das Spiel setzte.“ Statt ihm nun einfach zu sagen: „ich brauche 10 Francs für unser Kind!“ bittet sie um die drei Francs, um sich eine neue Haube zu kaufen. Sie will Paillasse nicht beunruhigen, und es soll rührend wirken, wie sie sich über ihre kleine Eitelkeit auslachen läßt, indem sie doch mit gebrochenem Herzen an ihr Kind denkt. Der Doctor kommt, und zum Erstaunen von Magdalene, der Nachbarin und fast sämmtlicher Zuschauer de la Gaité, ist er nicht Ungeheuer genug, die letzten 10 Francs der armen Frau zu nehmen.

C'est pourtant un brave homme, sagte bei der Aufführung ein Blousenmann neben mir.

Aber das Kind ist sehr krank, der Ausspruch des Arztes lautet nichts weniger als tröstend, das Kind hat ein unheilbares Uebel und wird langsam dahinsiechen, wenn ihm nicht die Kunst geschickter Aerzte, die sorgfältigste Pflege, ausgesuchte Nahrung, südliche warme Luft zu Theil wird. Magdalene ist in Verzweiflung; sie hat ja kaum genug, um das Leben ihrer Kinder zu fristen. „O, was ist die Armuth für ein Fluch, welches Glück der Reichthum! Die vornehmen Leute können ihre Kinder erhalten, die unserigen sterben, weil wir arm sind!" Da sagt die Nachbarin: „Ach, Ihr könnt ja Euer Kind retten, kehrt zu Eurem Großvater zurück mit dem kranken Mädchen, und auch der Doctor meint, da könnte es wieder gesund werden!" Lange kämpft die Mutter mit sich selber. Soll sie ihr Kind sterben sehen, soll sie Paillasse verlassen? Endlich kommt noch ein Abgesandter des alten Herzogs. Halb mit Gewalt nehmen sie das Kind fort und sie folgt. —

Paillasse, einer der edelsten Männer, die es gibt, denkt bei sich: eine neue Haube thuts nicht allein. Er besitzt noch 10 Francs, wofür er einen Shawl kauft, sowie Spielzeug für das kleine Mädchen, und nun mit seinem Buben zurückkehrend, breitet er, da er seine Frau nicht im Zimmer findet, alles das zu einer Bescheerung auf dem Tisch aus, um sie freundlich zu überraschen. Sie kommt lange nicht aus dem Nebenzimmer. Endlich geht der Sohn hinein, um die Mutter zu suchen, er kehrt entsetzt zurück, das Zimmer ist leer, Mutter und Schwester fehlen. Paillasse stürzt ebenfalls hinein, er findet ein Stück Papier, auf welchem steht: „Wilhelm (so heißt Paillasse) lebewohl!

Verzeihe mir!" Er ist dem Wahnsinn nahe, es wird Nacht, man läutet das Abendgebet ein, und Paillasse knieet mit seinem Sohn nieder, um für die Mutter zu beten.

Im dritten Act werfen wir nun einen Blick in das Treiben der verderbten großen Welt. — Ein junger alberner Vicomte, der mit einer Tänzerin lebt, gibt große Feste u. s. w., heute gerade einen Maskenball. Nachdem sämmtliche Gäste hiezu erschienen sind, kommt plötzlich Paillasse in seinem rothcarrirten Anzug mit seinem Sohn, dieser in einem phantastischen Costüm. Paillasse hat seine Frau durch Städte und Dörfer gesucht, sein Bart ist gewachsen, sein Haar verwildert, sein Kind bleich vor Hunger und Elend. Die lustige Maskengesellschaft hält ihn ebenfalls für einen Eingeladenen, der sich vortrefflich und wahr costümirt, er soll Späße machen und thut das mit gebrochenem Herzen. Er stellt seinen Sohn Henry auf einen Stuhl, und dieser, der vor Hunger fast ohnmächtig wird, muß als Monf. Jaquinet mit ihm ein Zwiegespräch halten; er fragt ihn: „Voulez-vous me dire ce que vous avez mangé ce matin, pour être si gai que ça?" worauf Henry im Ton des Jaquinet antwortet: „Oh, ce matin j'avais une faim! une faim! Figurez-vous bourgeois, que j'ai mangé... j'ai mangé — —" Er schwankt und fällt seinem Vater ohnmächtig in die Arme. Die Damen eilen herzu, eine sagt: „Das sind ja wirkliche Thränen, mais qu'a donc cet enfant?" worauf Paillasse mit schrecklicher Stimme antwortet: „il a faim, Madame!" Allgemeine Aufregung. Die Tänzerin nimmt sich des Knaben an, und läßt ihn ins Schloß bringen. Es ist dieß der erste Zug von Menschlichkeit, der in diesem Stück von einem Mitglied der höheren Gesellschaft ausgeht. Aber der Dichter hat wahrsche-

lich gedacht: eine Tänzerin ist dort ebenfalls nur eingeschmuggelt, und ihr kann schon so etwas menschliches begegnen.

Unterdessen ist plötzlich Herr v. Rollac gemeldet worden. Paillasse hört diesen Namen, er ist es, den er aufgesucht, der seine Frau veranlaßt, von ihm zu gehen, den er auf der Welt am grimmigsten haßt. Er bittet die Dame des Hauses um einen Domino und den Chevalier um eine Unterredung. Die Masken entfernen sich. Paillasse gibt sich zu erkennen, wirft den Chevalier zu Boden und verlangt zu wissen, wo sich Magdalene befinde. Der Chevalier, in der Todesangst, überreicht ihm seine Brieftasche, in welcher sich sämmtliche Papiere des wirklichen Rollac befinden. Paillasse entflieht triumphirend.

Im vierten Act sind wir beim alten Herzog v. Montbazon; wir finden ihn von lächerlichen und adelstolzen Leuten aus der Gesellschaft umgeben, denen er durch seine mächtige Protection Titel und Stellen verschafft. Es wird Herr v. Rollac gemeldet. Er tritt herein. Es ist Paillasse vornehm gekleidet. Diese Scene spielte Lemaitre ganz besonders gut. Man sieht, er sucht sich die Manieren der vornehmen Welt anzueignen, da aber der Hanswurst überall durchschimmert, so nimmt er sich außerordentlich komisch aus. Er wird indeß als wirklicher Rollac fetirt, als der, in dessen Armen der Sohn des Herzogs gestorben ist, und der Magdalene aufgefunden. Hier erzählt er nun eine sehr ergötzliche Geschichte von jener Schlacht in Deutschland: „le combat s'engage... nous marchons sur l'ennemi, l'ennemi marche sur nous, nous plions, il plie; la cavalerie donne sur l'infanterie, l'infanterie donne sur l'artillerie; les soixante mille bouches résonnent, la fumée nous enveloppe,

on ne voit plus rien du tout... et voilà comment nous avons remporté la victoire..."

Paillasse wünscht der unglücklichen Frau jenes Ungeheuers, welches sie, die Tochter eines Herzogs, geheirathet, vorgestellt zu werden, Magdalene erscheint, erkennt ihren Mann, muß aber stillschweigen, um so mehr, da er ihr eine förmliche Verbeugung macht. Von dem Herzog aufgefordert zu sagen, ob er nie etwas von Paillasse gehört, erzählt er seine eigene Geschichte vor seiner Frau, wie ihn der Haß jener mächtigen Familie von Ort zu Ort gejagt, gleich einem wilden Thier, wie man ihm nirgend mehr erlaubt, mit seinem armseligen Gewerbe das Brod für sich und sein Kind zu verdienen, und wie Paillasse wahrscheinlich umgekommen sei vor Hunger und Elend. Die Gesellschaft hört natürlicherweise diese Erzählung des falschen Rollac mit großem Vergnügen, und der Herzog meint, wenn er auch nicht gestorben sei, so habe man alle Schritte gethan, um jene Heirath zu zerreißen, und Magdalene könne sich deßhalb als Wittwe betrachten, worauf Belphegor zu seiner Frau sagt: „ainsi vous voilà veuve Madame. Pauvre Paillasse, repose en paix, et que dieu ait pitié de ton âme!" — „Avec l'âme de Paillasse," sagt die Gesellschaft lachend. Die Zuschauer sind indignirt. — Endlich kann sich Paillasse nicht länger halten, er wirft die Perrücke ab, er sagt: „ich bin Belphegor, le mari de ma femme! Ich bin Paillasse." Nach einem allgemeinen, sehr begreiflichen Erstaunen wird unerwartet die Thüre geöffnet, Gerichtsdiener erscheinen, sie suchen den Herrn v. Rollac, und nehmen Paillasse gefangen, von dem sie glauben, es sei Rollac, oder eigentlich Lavarennes, der Mörder, Fälscher und Flüchtling.

Im fünften Act befinden wir uns auf einer Plattform der

Citadelle von Blaye; Paillasse als Lavarennes ist dort in Haft, sein Urtheil ist gefällt, er soll in einer Viertelstunde erschossen werden. Umsonst hat er die Richter versichert, er sei Belphegor, der bekannte Paillasse. Nichts kann ihn retten als das Zeugniß seiner Frau, die aber unglücklicherweise weit entfernt ist. Aber wir sind ja in der Comödie! Magdalene erscheint, aber nicht um ihren armen Mann mit einem Wort in Freiheit zu setzen, sondern der Dichter benützt ihre Anwesenheit, um den männlichen Zuschauern neue Verwünschungen, den weiblichen neue Thränen zu erpressen. Zufälligerweise trifft Magdalene in der Citadelle mit ihrem Großvater, dem alten Herzog zusammen, der sie beschwört, ihren Mann nicht anzuerkennen, damit durch diese Anerkennung kein Flecken auf seinen Namen falle. Paillasse soll nicht erschossen werden, sagt er; er hat eine Begnadigung für ihn als Lavarennes ausgewirkt. Die Zuschauer erwarten, sie werde diesen Vorschlag mit Verachtung abweisen, sie werde ihren Mann anerkennen, den sie nur aus dem einzigen Motiv geflohen, um ihr sterbendes Kind zu retten. Aber nein, der Quälereien sind noch lange nicht genug. Belphegor erblickt entzückt seine Frau, und sagt zu den Richtern: „Ah, nun werdet ihr sehen, wer ich bin! Gott sei gelobt!" Der Richter fragt Magdalene: „Kennen Sie diesen Mann?" Der Herzog beschwört sie seinerseits, und sie antwortet: „Nein, ich kenne ihn nicht!" In diesem Augenblick sind sämmtliche Zuschauer mit vollem Recht empört, Ausrufungen des Erstaunens, des Erschreckens und des Mitleids erschallen durch das Haus: „pauvre homme — ah! c'est infame!"

Nun kommt noch Henry, der Sohn, auf die Scene, er eilt auf die Mutter zu, er will sie umarmen, der herzogliche Großvater beschwört sie noch dringender, sie sagt: „Ihr täuscht Euch,

ich — ich bin nicht Eure Mutter!" Belphegor reißt sich von der Wache los, springt auf die Mauer, um sich ins Meer zu stürzen, wird aber mit Gewalt zurückgehalten; Magdalene eilt auf ihn zu und schreit: „Oui, je suis sa femme!" Hierauf wünscht der Her og mit Paillasse und seiner Familie allein zu bleiben, und das Stück endigt außerordentlich matt. Belphegor, um ihn nicht allein sterben zu lassen, beschließt, ihm die beiden Kinder zu geben, damit sie in Glück und Reichthum erzogen werden. Er mit seiner Frau geht in die weite Welt.

Ich habe dieses Stück ausführlicher beschrieben, weil es in seiner Art großes Aufsehen machte, weil Leute aller Stände es ansahen, und weil trotz des vortrefflichen Spiels von Lemaitre das allgemeine Urtheil vollkommen den Stab brach über dieses wahnsinnige Machwerk. Man kann aber daraus sehen, welche Kost dem französischen Volk vorgesetzt wird, und wie man sich bemüht, ihm den Fluch der Armuth mit den gräßlichsten Farben zu malen, ohne ihm dafür eine Genugthuung sowie die Hoffnung auf eine Besserung zu lassen.

2.

L'enfant prodigue.

Man muß diese Oper noch oder nur während des Carnevals sehen. Man muß von dem wilden Getreibe der ganzen Stadt noch aufgeregt sein; man muß vielleicht gestern in diesen selben Räumen einem großen Maskenballe beigewohnt haben, um heute darauf in würdiger Reihenfolge den verlorenen Sohn in seinem Glanz und seinem Elend, seinem Uebermuth und seiner Reue an sich vorüberwandeln zu sehen. Man kann aber auch

vorher durch die Säle der dießjährigen Kunstausstellung wandeln, oder kann sich noch besser zum Besuch der Vorstellung der großen Oper durch eine Betrachtung an Couture's großem und vortrefflichem Bilde la décadence de Rôme vorbereiten. Man braucht sich dabei nur den Namen einer andern Stadt zu denken.

Der Stoff zu l'enfant prodigue, bearbeitet von Eugen Scribe, ist dem neuen Testament entnommen, und das gedruckte Libretto der Oper bringt auf der ersten Seite die Parabel genau, wie sie in der heiligen Schrift, Evangelist Lucas im 15. Capitel im 11. Vers, heißt: „Ein Mensch hatte zween Söhne, und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: gib mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört. Und er theilte ihnen das Gut. Und nicht lange darnach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen, und zog fern über Land, und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen." Und wie es dann weiter lautet, daß der Verschwender gedarbt, daß er in sich geschlagen und nach Hause gegangen, und daß der Vater ihn mit jenen freudenvollen Worten aufgenommen: „dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist funden worden!"

Der Prophet, der mit seiner großartigen Musik und seinem unerhörten Glanz in Decorationen und Costümen eine gute Weile das Pariser Publikum amüsirt hatte, begann nun auch hier, obgleich in fremdem Lande, nichts mehr zu gelten, wenigstens für den Augenblick. Sänger und Sängerinnen waren müde, das Publikum ebenfalls und der Director der großen Oper in Verlegenheit. Hätte nicht zufälligerweise die Cerito in diesem Augenblick die Pariser einige Abende in der Woche unterhalten, wer weiß was daraus entstanden wäre! Aber so ging es noch einigermaßen, und Paquerette, in welchem die leichtfüßige Syl-

phide tanzte, war ein allerliebstes Ballet, und behagte den Zuschauern. Um in demselben noch etwas von dem unvergeßlichen Propheten durchschimmern zu lassen, trat, wie Charivari als eine große Merkwürdigkeit hervorhob, die berühmte Sonne aus der Meyerbeer'schen Oper in dem Ballet aufs neue in der Rolle des Mondes auf. Aber auch Paquerette genügte nicht für lange Zeit, die Direction wußte sich nicht zu helfen, und das „Journal pour rire“ erzählte, wie aus diesem Chaos von Verlegenheiten endlich der verlorene Sohn auftauchte, ungefähr folgendermaßen:

„Ein Mensch hatte zween Söhne, die versammelte er um sich, dieweil er sich in großem Leid und Betrübniß befand, und sprach zu ihnen: schaffet daß wir etwas besitzen, um das Publikum zu befriedigen. Der Prophet zieht nicht mehr, die Paquerette ist ausgetanzt — womit sollen wir uns helfen?“ Und der jüngste der Söhne entgegnete: Laß uns einen Operntext machen, ein Buch wie noch keines dagewesen, und es soll in Aegypten spielen, dem fabelhaften Lande der Krokodile, der Pyramiden und Priester in all ihrer Pracht und Herrlichkeit. Und darauf sprach der älteste Sohn: und ich werde dazu eine Musik machen wie man lange nichts ähnliches gehört. Und darüber war der Hr. Roqueplan, der Director der großen Oper, außerordentlich vergnügt, die Söhne aber thaten wie sie verheißen; und Hr. Eugen Scribe verfertigte einen Text, wie noch keiner dagewesen, und Hr. D. E. Auber schrieb die Musik dazu, wie man lange nichts ähnliches gehört.“

Und so entstand der verlorene Sohn — ein ägyptisches Vaudeville, wurde zuerst in der Woche zwei- bis dreimal gegeben, und die Vorstellungen waren so außerordentlich besucht, daß man sehr wohl daran that, sich schon vorher nach einem Platz umzusehen.

Ich kann nicht umhin, hier einer Einrichtung mancher französischer Theater zu erwähnen, welche den Fremden, der unbekannt damit ist, sehr unangenehm trifft. Wenn man sich nämlich für theure sieben Francs einen Stalle d'Orchestre gekauft hat und sein wohlnumerirtes Billet präsentirt, so zuckt der Logenschließer die Achsel und sagt: auf die Nummer wird nicht viel gehalten, die Ihre ist schon besetzt, ebenso alle andern Sitze in den Reihen. — Aber in den Gängen rechts und links von den Sperrsitzen sind noch kleine jämmerliche Stühlchen oder bewegliche Bänke ohne Rücklehnen frei, und da bekommt man einen Platz angewiesen. Was will man machen? Man hat sich auf einen angenehmen Fauteuil gefreut und muß nun vier Marterstunden auf den eben erwähnten sehr schmalen und schlecht gepolsterten Sitzgelegenheiten ausharren, die wahrlich zu manchem Menschen in gar keinem Verhältniß stehen.

Aber es wird den Lesern vielleicht willkommen sein, wenn wir in Folgendem eine Skizze der Oper geben.

Der Vorhang rollt auf, und im ersten Act finden wir uns in der Wohnung des Vater Ruben, eines israelitischen Patriarchen. Die Decorationen und Costüme sind, wie hier in der großen Oper immer, großartig und charakteristisch. Wir sehen ein verkörpertes Stück aus der heiligen Geschichte, einen jener Plätze, wo die Erzväter gewandelt und gelebt. Die Bühne stellt den Hofraum des Hauses dar, ein Thor von schweren viereckigen Quadern führt aus dem Hintergrund in's Freie und links in die Behausung Rubens. Es ist ein schattiges Plätzchen, dieser Hof, hochstämmige Palmen, die den Brunnen umstehen, Sykomoren, Myrten verdecken mit ihrem freundlichen Grün die grauen Steinmauern; wunderliche Stachelgewächse mit seltsamen farbigen Blü-

then bedecken den Boden, und um die Hitze des Tages abzuhalten, sind von einigen der höchsten Palmen nach dem Hause zu quer über die Bühne weiß- und gelbgestreifte Tücher gespannt, die, indem sie das Sonnenlicht abzuhalten scheinen, mit ihren hellen, glänzenden Farben das Dunkle, Schattige des Hofes angenehm und lebhaft unterbrechen. Durch das weite Thor im Hintergrunde sieht man in die Landschaft hinaus, sieht grüne Fruchtfelder, Palmengruppen, die nach dem Horizont immer dünner und lichter werden, und sich endlich durch von der Sonne verbranntes Gesträuch an die gelbe schillernde Fläche der Sandwüste anschließen.

Es ist tiefe Poesie in diesen Decorationen, in diesem schroffen Wechsel von Schatten und Licht. Hier liegt der Hof in der Kühle des Abends in erquickendem Schatten, die Quellen murmeln, die Zweige rauschen; dort draußen wirft der letzte Strahl der scheidenden Sonne ein gewaltiges Lichtmeer auf die heiße verbrannte Gegend. Vater Ruben hält mit seinen Knechten, mit den Männern und Weibern seines Stammes das Abendgebet. Von seiner Familie ist niemand anwesend als Jephta, die Braut seines Sohnes Azael. Dieser selbst ist noch nicht aus den Feldern zurückgekehrt. Seine Braut ist um ihn besorgt. „Er wird schon kommen,“ sagt der Vater, „bereitet immerhin das Nachtmahl.“ Draußen ertönen die Glocken der heimkehrenden Heerden, andere Knechte kommen mit ihnen zurück, der Hof bildet ein lautes malerisches Durcheinander voll fremder Gestalten, wie wir sie fast nur noch aus alten Bildern kennen: Die Costüme sind klugerweise mit wenig Veränderungen so gehalten, wie man sie noch heutzutage in Syrien und Klein-Asien sieht.

Es wird ein großer Tisch zurecht gerückt, und nachdem das

Mahl beendigt, erscheint Azael, der Sohn, mit ihm zwei Fremde, für welche er um die Gastfreundschaft seines Vaters Ruben bittet. Die beiden Fremden gehören einer ägyptischen Carawane an, die vorbeizog: es ist Amenophis mit seiner angeblichen Schwester Nesta; beide sind prächtig bekleidet, und ihr Costüm ist genau dem alter Zeichnungen, die wir heute noch an kleinen Thonfiguren und auf den Obelisken sehen, nachgebildet; es zeigt uns einen seltsamen Schnitt von sonderbarer Färbung — getreue Bilder aus dem Fabelland Aegyptens. Nesta erzählt von ihrem Heimathland, von den Wundern des Nils, von der Pracht der Stadt Memphis, von dem ewig klaren Himmel, von der würzigen Luft, und durch diese Erzählung entflammt sich die Phantasie des Sohns Azael; er bittet seinen Vater um die Erlaubniß, eine Carawane, die nächstens nach Memphis gehen soll, selbst dahin führen zu dürfen, um diese herrliche Stadt zu sehen. Lange kämpft der Vater gegen die Bitten des Sohnes, doch auch Jephta, die Braut, vereinigt ihre Bitten mit den seinigen, und Azael, aufgeregt durch die feurigen Blicke der Aegypterin, fleht immer dringender, und der Vater gibt endlich nach.

Während dem ist die Nacht gekommen und vorübergegangen, die Morgensonne vergoldet den Horizont und senkt ihr Licht in den dunklen Hof. Man hört das Geräusch der abziehenden Carawane, Ruben segnet seinen Sohn zum Abschied, Jephta, die Braut, schwimmt in Thränen und — der Vorhang fällt.

Der zweite Act führt uns nach Memphis. Wir befinden uns auf einem großen Platz dieser prächtigen Stadt. Wir sehen Gebäude in den sonderbaren schweren massenhaften, uns so wohlbekannten Gestalten. — Tempel mit ihren dicken Säulen und den Capitälen von Palmlaub. Hohe breite Treppen führen zu

ihnen hinauf, auf jeder Stufe ruhende Sphinxe und die so oft gesehenen sitzenden ernsthaften Steinbilder in rothem Porphyr; hinten fließt der Nil mit seinem gelben Wasser, auf ihm schwimmen leichte vergoldete Barken und Schiffe mit dem großen lateinischen Segel. Alles glänzt in Gold und bunten Farben. Das Volk in der phantastischen ägyptischen Tracht mit dunklen Gesichtern und schwarzen Bärten wogt hin und her, tanzt und singt, sonderbare Musik ertönt; den Tempel der Isis, der sich rechts erhebt, umschweben leichte Tänzerinnen; links sieht man einen prächtigen Pavillon, buntfarbige persische Teppiche halten die Strahlen der Sonne ab, auf schwellenden Kissen ruht der Sohn Azael mit seiner Gesellschaft; üppige Negerinnen fächeln ihm Kühlung zu, Nesta schmiegt sich an seine Seite, kredenzt ihm jetzt eine Schale mit Wein oder drückt ihm den Würfelbecher in die Hand. Alle Gewänder sind von dem feinsten durchsichtigsten Flor mit Goldfäden durchwoben, durch unzählige Falten fest an den Körper gedrückt, und so die schönsten Formen zeigend. Bis zu den platten Dächern hinauf glänzen die Häuser in bunter Pracht, und über alles das spannt sich der glänzende dunkelblaue Himmel Aegyptens, gerade so wie es Nesta an jenem Abend im heimathlichen Dorfe verheißen. Azael trinkt und spielt und läßt sich vormusiciren. In feierlicher Procession wird der Gott Apis über das Theater getragen, in einem endlosen prachtvollen Zuge — und man weiß, was ein Zug in der großen Oper zu bedeuten hat. Auf den Treppen des Isistempels erscheint der Oberpriester Bocchoris; das Volk drängt sich verehrend um ihn, doch ist er in Gedanken vertieft, aber nicht grade über die Mysterien des Dienstes seiner Göttin; er kündigt sich vielmehr sogleich als mauvais sujet an, indem er von einem guten Diner schwärmt.

Das Volk zeigt beunruhigt auf die Fluthen des Nils, welche trotz der Procession noch nicht anfangen zu steigen. „Beruhigt euch," sagt der Oberpriester, „und bereitet euch vor, dem Strom heute bei Sonnenuntergang irgend ein köstliches Opfer darzubringen, und ihr werdet sehen, wie dankbar er dafür ist!" Das Volk verläuft sich; der muntere Priester sieht ihm lachend nach und nähert sich der reizenden Nefta.

O charmante Nefté, si pieuse jadis,
Nous ne vous voyons plus aux mystères d'Isis!
Vous y rendre en secret vous est pourtant facile!

(à demi-voix)

Grâce à cet escalier, habilement masqué,
Ce passage inconnu que je vous indiquai.

In diesem Augenblick stürzt das Ballet der großen Oper in den leichtesten, reizendsten Costümen, eine Anzahl schöner junger Mädchen, aus dem Hintergrunde hervor; es sind Alme'n, Bayaderen, geführt von ihrer Oberin Lia. Alles auf dem Platz in Memphis verläßt seine Beschäftigung; Spiele und Schenktische stehen einsam, man schließt einen Kreis um die Tänzerinnen, und ein phantastischer wilder Tanz beginnt, begleitet von einer lebhaften, lustigen Musik. Der Oberpriester dringt währenddem in Nefta, die geheimen Feste des Isistempels wieder zu besuchen, doch sie antwortet ihm, indem sie auf die Tänzerinnen zeigt: auch diese sind ja zu euren Gelagen eingeladen, deßhalb kann ich nicht ferner erscheinen; eine der Tänzerinnen hat es mir anvertraut, daß sie heute Nacht bei eurem Fest erscheinen werden. Darauf entgegnet Bocchoris:

Grand Osiris! . . C'est effrayant combien
Les danseuses sont indiscrètes!

was bei dem Publicum einen großen Applaus hervorrief.

Darauf wendet sich der ehrwürdige Priester zu Lia, der ersten Tänzerin, und sagt ihr: Wir erwarten dich heute um Mitternacht, dich und deine ganze Schaar. — Sie macht ihm ein Zeichen, daß sie nicht fehlen werde.

Unterdessen beginnt der Tanz aufs neue, immer wilder, immer lebhafter. Die Freunde Azaels, worunter Amenophis und Nesta, ziehen ihn zurück zu den Spieltischen. Die Würfel rollen, die Becher kreisen, Kaufleute erscheinen mit prächtigen Stoffen und funkelnden Geschmeiden; der verlorne Sohn kauft für alle seine Freunde, und wirft das Geld seines Vaters haufenweise von sich. Doch hat er kein Auge für das Spiel, kein Ohr für die Schmeichelreden Nesta's, seine glühenden Blicke hängen an der Tänzerin, die ihn absichtlich umgaukelt; er nimmt die reichste Kette von den Schmucksachen und bietet sie ihr dar. Sie verweigert es, dieß Geschenk anzunehmen, und sagt ihm durch Zeichen: es ist mir genug, daß du mich schön und liebenswürdig findest.

Als er aber darauf besteht, und ihr das Geschenk aufdringen will, deutet sie auf seine Schärpe, welche ihm Jephta, seine Braut, beim Abschied gegeben, und sagt: nur dieß will ich von dir! — Nesta eilt heraus und ruft eifersüchtig: das ist ein Liebespfand aus der Heimat, und wenn es jemand von ihm erhält, so ist es mir bestimmt! Die Tänzerin aber, behend wie eine Schlange, umgaukelt ihn, löst ihm den Gürtel ab und schwingt ihn hoch in der Luft. Folge mir! scheint sie zu flüstern, du

weißt, wo ich zu finden bin; dort hole dir selbst deinen Gürtel! — Sie entflieht mit ihren Tänzerinnen. Das Spiel beginnt aufs neue. Der verlorene Sohn verliert ungeheure Summen und merkt endlich, daß man ihn im Spiel betrügt. Er verläßt wüthend die Scene.

Am Schluß des Actes erscheint der Vater Ruben mit Jephta, um den Sohn, von dem sie gehört, er führe in Memphis ein ausschweifendes Leben, zurückzuholen. Er wendet sich an verschiedene Gruppen des Volkes; niemand will den Namen Azael kennen. Endlich erscheint er selbst in seinem reichen, golddurchwirkten Gewand, erkennt entsetzt seinen Vater, und dieser, der ihn nicht wieder kennt, wendet sich auch an ihn mit der flehenden Bitte: O sagt mir, Herr, wo mein Sohn ist! — Azael, unfähig, eine Antwort zu geben, niedergedrückt von Scham, aber entflammt in Liebe zu der Tänzerin Lia, will nicht sagen, daß er es sei, will Memphis nicht verlassen und entgegnet: ich kenne Euren Sohn nicht! Aber Jephta, die Braut, hat seine Stimme erkannt, und als man den Alten ohnmächtig hinweggeführt, wendet sie sich an Azael und sagt ihm: du bist es, ich muß dich sprechen, um dich vom Verderben zu retten. — Heute Abend, antwortet er, dort bei dem großen Tempel! — Mehr können sie sich nicht sagen; die Procession kehrt zurück, Tänzerinnen und Volk erfüllen den Platz, bacchantische Gesänge, die zum Lob der Isis ertönen und — der Vorhang fällt.

Bei der Generalprobe des nun folgenden dritten Acts war unter andern auch Baroche, der damalige Minister des Innern, zugegen; und obgleich man in Paris die Grenzen des Erlaubten auf der Bühne schon im allgemeinen etwas weit zu ziehen pflegt, so war doch dieser dritte Act so ausgestattet und in Scene gesetzt,

daß man für nöthig fand, die Effecte desselben sehr zu mäßigen, und nachdem man dieß gethan, blieb noch mehr als genug übrig.

Wir befinden uns im innersten geheimsten Raum des Isistempels, einer unterirdischen Säulenhalle im großartigsten Maaßstabe. Im Hintergrund führt von oben herab eine breite Treppe, die den ganzen hintern Raum einnimmt, auf die Bühne. Sie ist mit den reichsten Teppichen bedeckt, und auf ihr lagern Theilnehmer und Zuschauer an der Orgie der Priester, die hier in mitternächtlicher Stille gefeiert wird. Das Auge war in der That geblendet, wenn sich der Vorhang erhob. Die dicken Säulen, die Wände und Decken mit den buntesten Farben bemalt, mit Hieroglyphen und Götzenbildern bedeckt, strahlten wider von dem Lichte unzähliger kleiner Flammen, die, in offenen Schalen brennend, in blauem, gelbem, rothem, weißem Licht den Saal erfüllten. Auf den Teppichen der Treppe ruhten Männer und Weiber, Priester und Tänzerinnen bunt durcheinander. Die weißen langen Gewänder der Tempeldiener zeigten sich neben dem kurzen golddurchwirkten Rock der Bajaderen, die dunkle Tracht ägyptischer Männer neben dem weißen flatternden Gewand der Frauen und Mädchen. Es war ein unbeschreibliches Durcheinander.

Jubelnd ertönen Gesänge zum Lob des Weins und der Liebe, in den erhobenen Händen glänzen die goldenen Trinkgeschirre, die Stirnbinden der Priester sind mit grünem Rebenlaub umwunden, und bis hoch hinauf in den Hintergrund, wo doppelte Reihen blauer Flämmchen brennen, unter dem flackernden, unsichern Licht derselben, bemerkt man nichts als eine Masse von reichen glänzenden Gewändern, wehenden Schärpen, blitzenden Steinen, erhitzten Gesichtern und glühenden Augen.

Im Vordergrunde befindet sich eine Tafel mit Blumen geschmückt, mit silbernen Geschirren bedeckt, an derselben der Oberpriester Bocchoris, das weinschwere Haupt auf die Schultern einiger Tänzerinnen stützend, vor ihm Lia, welche ihm den goldenen Pokal mit Rosen bekränzt. Doch obgleich sich die müden Augenlider des Priesters schließen wollen, — noch ists zu früh zur Ruhe. Er taumelt empor, er gibt das Zeichen zu neuer allgemeiner Lust; die Musik braust gewaltiger durch den Saal, die Tänzerinnen, taumelnd von Wein und Liebe, raffen sich auf zu neuen bacchantischen Tänzen, auf der Treppe erheben sich die Paare und eilen herab zur allgemeinen Lust. Hier sinkt eine Tänzerin vor Ermattung zusammen, ein Priester hält sie mit starkem Arm in die Höhe; dort in dem allgemeinen Tanz erhascht ein Neger eine Bajadere, um sie mit Gewalt in den allgemeinen Strudel zu ziehen. Aber sie windet sich widerstrebend in seinen Armen, wendet den Kopf von dem schwarzen Gesicht ihres zudringlichen Liebhabers und entschlüpft ihm endlich, um hinter den schweren Vorhängen an der Brust eines Glücklicheren auszuruhen.

Endlich sinkt der Oberpriester ermüdet hinter dem Tisch zusammen, in wilden Gruppen folgen ihm die Alme'n und Bajaderen; Lia fällt in seine Arme, auf ihrer Brust ruht sein Haupt, die Treppe füllt sich wieder mit schwerathmenden Tänzern und Tänzerinnen, die hinstürzen und liegen bleiben, wo sie einen Platz gefunden. Die Musik ladet zum Schlummer ein, die Accorde schwingen sich in leisern und immer leisern Tönen durch den Raum, die Flammen erlöschen eine nach der andern, zuerst hüllt sich die Treppe in Dunkel, dann der Vordergrund, und zuletzt leuchtet nichts mehr als die geheiligten Flammen vor zwei

kolossalen sitzenden Götterbildern, die ernst und feierlich in dieses entsetzliche Chaos blicken.

Da öffnet sich leise ein Stein in der dicken Mauer, Azael und Nefta erscheinen, sie zeigt ihm hohnlachend die geliebte Tänzerin im Arme des Oberpriesters. Azael stürzt auf sie zu und reißt seine Schärpe hinweg, die sie um die Schulter des Bocchoris geschlungen:

„Mangeons le boeuf Apis!“

lallt der trunkene Priester, doch als Azael die Tänzerin aus seinen Armen reißt, erwacht er, springt empor, und sein mächtiger Ruf dringt in die Ohren der Schläfer; Alles erhebt sich in wildester Bewegung und Flucht, die Tänzerinnen stürzen die Stufen der Treppe hinan, schwere Teppiche fallen von allen Seiten hernieder, und ehe Azael zur Besinnung kommt, befindet er sich dem Oberpriester allein gegenüber, auf dessen Ruf mehrere Tempeldiener herbeieilen. „Du hast den Tempel der Isis entweiht," sagt der Priester, „du mußt sterben! Führt ihn hinweg, das Volk von Memphis braucht ein Opfer für den heiligen Strom, man stürze ihn in den Nil!"

Der verlorene Sohn wird die Treppen hinabgeschleppt, in dem Augenblick, als mit dem hereinfluthenden Volk auch Jephta, seine Braut, erscheint, die ihn bis jetzt vergebens gesucht. Der Oberpriester, von ihrer Schönheit hingerissen, will sie mit sich in das Innerste des Gebäudes schleppen, doch das Volk, das den Tempel umlagert, verlangt nach seinem Opfer, und will die prophetische Stimme des Bocchoris hören. Er muß sich der Menge zeigen, und während dem nehmen Lia und die Almen die unglückliche Braut in ihre Mitte und entführen sie aus dem schrecklichen Gebäude.

Nach dem dritten Act, wo an Decorationen und Costümen das Außerordentlichste geleistet war, hörte das Interesse, das man an der Handlung nimmt, beinahe ganz auf, obgleich im vierten Act die Theatermaler ihren höchsten Triumph feierten. Man sah ein Bild der Wüste, wie es kein Gemälde im Stande ist uns wiederzugeben. Es war wie die Wirklichkeit, und ich bin vielleicht im Stande dieß zu beurtheilen. Wir sahen zwischen Sandhügeln den Ruheplatz einer Carawane. Es ist eine ehemalige Oase, deren Bäume aber aus Wassermangel verdorrt sind. Ein paar kümmerliche Palmen halten mit ihren Wurzeln das Erdreich kleiner Hügel zusammen, abgestorbene Stämme liegen am Boden und gelb gebrannte Aloën fristen ihr kümmerliches Leben hie und da an den Abhängen. Dieser Platz, auf den Seiten vor dem Winde geschützt, öffnet sich hinten in die unendliche Wüste. Die Sonne schillert und brennt auf dem gelben Sand, und die weite Fläche unterbricht nichts als in einsamer Schlangenlinie der halbzugewehte Pfad, welchen die Carawane, die hier lagert, gestern gezogen. Azael ist bei derselben; wie er aus den Fluthen des Nils gerettet worden ist, erfahren wir nicht, aber wir sehen, daß er von der Höhe seines Glücks ins tiefste Elend herabstürzte. Er liegt ermattet am Boden ausgestreckt, in der ärmlichen Tracht eines Kameeltreibers. Da erscheint eine andere Carawane. Glänzende Reiter zu Pferd ziehen einher, schwer beladene Kameele. Azael soll einem der Ankömmlinge den Steigbügel halten, er blickt auf und erkennt Amenophis und Nefta, die sich hohnlachend von ihm abwenden. Er schwingt seinen Stock gegen die Betrüger; man reißt ihn zu Boden, und als die Carawane weiter zieht, muß er zurückbleiben, dem fürchterlichen Tode des Verschmachtens zur Beute. Da, in seinem

tiefsten Jammer, erinnert er sich der Heimath, des schattigen, freundlichen Hauses des Vaters, und wünscht sich ein Loos, wie der schlechteste von dessen Knechten. In diesem Augenblick bewegt sich der Sand in der fernen Wüste, ballt sich zu Hügeln und Thälern, Palmenhaine werden sichtbar, Brunnen fließen und Wasser glänzen; in der Fata Morgana bemerkt er das Bild des älterlichen Hauses und sieht seinen Vater, auf Jephta gestützt, der sehnsuchtsvoll in die Ferne blickt. Azael rafft sich empor, und nachdem das Bild wieder langsam verschwunden, schwebt sein Schutzgeist über die Bühne und winkt ihm zu folgen. Der verlorene Sohn stürzt verzweifelnd hinaus in das Sandmeer, um dort umzukommen oder die Heimath zu erreichen.

Im fünften Act wird nun die Parabel aus der Bibel erfüllt. Wir sehen abermals die Wohnung des Vaters Ruben im tiefsten Frieden und der wohlthuendsten Stille. Leicht geschürzte Mädchen kommen mit Amphoren vom Brunnen, die Knechte mit den Heerden vom Felde zurück. Endlich erscheint eine Jammergestalt, abgezehrt, halb verhungert und wirft sich auf dem Stroh nieder. Jephta erkennt sie und breitet die Arme aus, um den Verlornen und wieder Gefundenen zu empfangen. Auch der Vater erkennt die Stimme seines Kindes und verzeiht ihm. Alles ist voll Freude und Lust und — der Vorhang fällt.

3.

Henriette Sontag.

Die italienische Oper in der französischen Hauptstadt ist ein genauer Barometer, an welchem man deutlich wahrnimmt, ob sich die hohen und reichen Stände der hiesigen Bevölkerung

sicher und ruhig fühlen, ob sie wenigstens für die nächste Zeit nicht außerordentliches erwarten — fürchten. Hiernach zeigt nun im gegenwärtigen Augenblick der Saal Ventadour den heitersten ungetrübtesten Himmel. Dieses provisorische Operngebäude, welches aber wohl ein beständiges Provisorium bleiben wird, ist an allen Spielabenden außerordentlich besetzt. Es gewährt einen herrlichen Anblick dies freundliche, in weiß und gelb decorirte Haus mit seinen vorgeschobenen Logenräumen, auf deren rothem Hintergrunde sich die eleganten Toiletten der hier versammelten Damenwelt glänzend hervorheben. Man geht bekanntlich zu den Italienern nur im Ballstaate, sogar ins Parterre kaum ohne Frack, so daß der Zuschauer unten, auch wenn der Vorhang gefallen ist, umherschauend ein neues Schauspiel genießt beim Anblick all der prächtigen Stoffe, dieser Unmasse von künstlichen Blumen, dem Blitzen der Brillanten und anderer Edelsteine. Und diese Welt für sich, alles was Paris an Eingebornen und Fremden reiches und vornehmes besitzt, amüsirt sich hier stundenlang und geräth in Begeisterung durch — deutsche Kunst, oder, wenn man will, durch die Kunst einer Deutschen, denn in der diesjährigen Saison ist die Sontag der Magnet, welcher die seit manchen Jahren nicht mehr so vollen Räume der italienischen Oper bevölkert.

Nach der Februarrevolution übernahm Ranconi die Leitung bei den Italienern, doch war er nicht im Stande, das frühere Leben im Saal Ventadour herzustellen. Es fehlte immer an der nöthigen Geschäftskenntniß und Umsicht, er brachte wenige der bedeutenden Mitglieder früherer Jahre zusammen, und war deshalb nicht im Stande die Theilnahme für die Oper wieder zu erwecken, welche zur Erhaltung derselben mit ihren ungeheuren

Kosten durchaus nothwendig ist. Er machte daher schlechte Geschäfte. — Nach ihm übernahm Lumley, der Besitzer von Her majesty's Theater in London, die Leitung der italienischen Oper. Lumley betrieb die Sache wieder im großartigen Styl; obgleich die Alboni, die Grisi, Mario nach Spanien gingen, bildete er eine neue Gesellschaft mit Frau Sontag, Lablache, Calgolari, Ferranti an der Spitze und gewann für die Leitung sämmtlicher musikalischer Angelegenheiten unsern Landsmann Carl Eckert, dessen große Oper: Wilhelm von Oranien, in Berlin, sowie im Haag, mit außerordentlicher Theilnahme gegeben wurde.

Die Pariser vornehme Welt mochte anfänglich an ein neues Aufleben der italienischen Oper nicht recht glauben, und die erste Vorstellung der dießjährigen Saison wurde wenigstens zu Anfang mit eisiger Kälte aufgenommen, doch schon in dem zweiten Acte drang Frau Sontag durch und ist jetzt der gefeierte Liebling ebenso der Pariser Theaterwelt, wie sie es im vergangenen Jahr in London war. Es ist aber auch unmöglich, etwas liebenswürdigeres zu hören und zu sehen als diese Künstlerin, die vor langen langen Jahren mit dem bedeutendsten Namen, den je eine deutsche Sängerin gehabt, vom Schauplatze abtrat, um nach dieser geraumen Zeit wieder in voller Jugendkraft aufzutreten, und eben diesen gefeierten Namen mit neuen, frischen Lorbeern zu umgeben. Man geht mit einem gewissen, spannenden, um nicht zu sagen ängstlichen Gefühle hin, Frau Sontag zu hören; doch schon ihre Erscheinung allein, der Beifallssturm, mit dem sie das sonst so kühle Publikum im Saal Vendatour empfängt, die ersten herrlichen frischen Töne, die sie anschlägt, lassen uns frei aufathmen; wir theilen ihre Sicherheit, wir geben uns ganz dem herrlichen Genuß hin, sie zu hören. Es ist unerklär-

lich, aber wahr, an dieser Frau ist die Zeit spurlos vorübergegangen, ihre rauhe Hand — so scheint es wenigstens — hat nicht eine einzige dieser Blüthen abzuknicken vermocht. Das sind noch dieselben weichen, schmelzenden, liebeswarmen Töne, die vor so und so vielen Jahren alles entzückten, alles hinrissen! Mit unaussprechlichem Behagen folgt man diesen melodischen lieben Klängen, unbekümmert um die unendlichen Schwierigkeiten ihrer Passagen, ihrer Fiorituren; man fühlt sich getragen durch die Sicherheit und Leichtigkeit, mit der Frau Sontag ihre Töne anschlägt, mit der sie alles das unternimmt und glänzend durchführt; man ist überzeugt, es kann ihr nichts mißlingen. Diese Behaglichkeit sieht man aber auch an der Art, wie das versammelte Publikum seinen Beifall zollt. Die Damen in den Logen nicken ihr freundlich zu, jede schaut entzückt ihre Nachbarin an, alle goldgestickten Fächer gerathen in Bewegung, alte Herren lehnen sich in ihren Fauteuil zurück, gedenken der Zeit, wo sie vor 20 Jahren die Sontag ebenfalls gehört, und glauben sich einen Augenblick in jene Zeit zurückversetzt, mit dem angenehmen Gedanken, auch sie seien so frisch und jung geblieben wie die Stimme der Künstlerin da unten. Eine Todtenstille herrscht in dem großen Hause, ein leises Bravo ertönt, schwillt zu lautem Jubelrufe an und hört mit einemmale wieder auf, damit man nichts von den neuen prächtigen Tönen verliere, die soeben angefangen. Dabei steht die Sontag so ruhig, ohne die geringste unnöthige Bewegung auf der Scene, eine angenehme, wohlthuende Erscheinung, die dem Publikum die Töne lachend und spielend entgegenwirft. In der ungezwungensten Art verschlingt sie die Fäden ihres Gesanges zu einem zierlichen Gewebe der anmuthigsten Figuren, nichts ist überflüssig, nichts zu viel, keine Ueberladung,

alles voll Anmuth und Schönheit. In vorliegenden Zeilen spreche ich die Ueberzeugung aller derjenigen aus, welche Frau Sontag hier sowie in London gehört. Musikkenner behaupten, — und gerade solche, die keine Enthusiasten sind, — ihre Stimme habe, namentlich in der Tiefe, bedeutend an Kraft gewonnen, in keiner Lage verloren. Bei alle dem hat die große Künstlerin durch ihr Auftreten in London und hier eine sehr schwere Aufgabe übernommen; sie singt wenigstens viermal in der Woche, hält täglich aufs genaueste ihre Proben, fehlt niemals in denselben, ein nachahmungswerthes Beispiel für viele ihrer Colleginnen bei uns, die gewohnt sind, bei dem Zunehmen ihres Rufes und vielleicht auch ihrer Kunst beständig neue Launen und Capricen anzunehmen, zur Qual sämmtlicher Hofintendanten und Directoren.

Wie ich erfahren, wird Frau Sontag die nächste Saison in London singen, sich darauf einige Ruhe gönnen, um im folgenden Winter ihre Künstlerlaufbahn zum zweitenmal in Deutschland zu beschließen. Lumley, der so eben nach London gegangen ist, die Eröffnung seines Theaters vorzubereiten, ist mit den bedeutendsten deutschen Sängern und Sängerinnen in Verbindung getreten, um in London auch eine deutsche Oper hinzustellen, und hofft etwas Gutes darbieten zu können.

IV.

Die Pariser Kunstausstellung von 1851.

Bei Beginn der Februartage des Jahres 1848 waren die meisten Bilder zur Ausstellung schon in das Louvre abgeliefert, die Jury, bestehend aus Mitgliedern des Instituts, hatte ihre

Auswahl getroffen, als die Revolution hereinbrach, und da war denn das erste, daß auf den Antrag — natürlich der unbefähigten Künstler — die ganze Jury mit ihrem Ausspruch abgeschafft wurde, und man sich die Freiheit nahm, auch in der Kunst die größtmögliche Gleichheit einzuführen, und mit wahrer Brüderlichkeit auch den miserabelsten Bildern noch einen Platz im Louvre und in der Ausstellung zu gönnen. Die französischen Journale, mit wenig Ausnahmen, fielen über diese Maßregel her, und namentlich brachte der Charivari in einer Reihe von Caricaturen die ergötzlichsten Mißverständnisse zur Sprache, die dadurch entstanden, daß der gute Bürger eine Landschaft mit Sonnenuntergang für eine Schüssel Spinat mit Eiern, und eine Venus für einen Mannequin angesehen.

Bei der Ausstellung des Jahres 1849, wo man vom Louvre in die Tuilerien wanderte, sah man den Unfug jener allgemeinen Zulassungen deutlich ein, und beim Salon von 1851 endlich ist eine neue Jury eingerichtet worden, die, auf allgemeines Stimmrecht begründet, fast jedermann zu befriedigen scheint. Der Künstler, welcher ein Bild einreicht, hat zugleich eine Reihe Namen aufzuzeichnen, aus denen die am häufigsten genannten zu Richtern gewählt werden.

Schon lange fühlte man hier in Paris das Bedürfniß eines eigenen Lokals zur Ausstellung, und so ließ denn die Regierung im Palais royal neben der Gallerie d'Orléans, im sogenannten grande cour d'honneur, das jetzige Ausstellungsgebäude aufführen: es besteht aus einem großen Salon, der auf vier Seiten mit langen Gallerien umgeben ist, und hat eine prachtvolle doppelte Treppe, die in den ersten Stock des Palais royal hinaufführt, wo ebenfalls noch eine Menge Bilder ausgestellt sind. An

gewöhnlichen Tagen, wo der Eintritt für jeden frei ist, drängen sich eine Menge Zuschauer durch die weiten Räume des Ausstellungsgebäudes, und es ist äußerst interessant, die verschiedenen Gruppen zu beobachten und zu bemerken, welche Classe von Zuschauern dieser oder jener Art von Gemälden die größte Aufmerksamkeit zuwendet. Am Eingang des Ausstellungslokals halten Sergents de ville die Ordnung aufrecht, d. h. sie weisen den Fremden auf die freundlichste Art zurecht. Von dort wogt alles durch eine große Eingangsgallerie, in welcher die Sculpturen aufgestellt sind, und man sieht hier täglich alle Classen der Pariser Bevölkerung; denn sowohl der Arbeiter in der Blouse als der Elegant im feinsten Anzug interessirt sich lebhaft für das, was französische Kunst hervorgebracht.

Ein großer Theil des einströmenden Publikums vertheilt sich in diese Gallerie selbst, andere eilen in den großen Salon, namentlich die vornehme Welt. Künstler mit großen Bärten und junge Mädchen sieht man emsig die Nebengallerien durchsuchen, um ihre eigene Arbeit oder die ihres Geliebten oder auch ihr eigenes Porträt zu finden. Diese Zuschauer sind für den Zuschauer am interessantesten. Nachdem sie endlich gefunden, was sie gesucht, betrachten sie ihr Werk mit inniger Freude, finden aber unendlich viel auszustellen an dem Platz, wo es sich befindet, an der Umgebung, welche es hat, und namentlich an dem Licht, welches darauf fällt. Da sitzen sie die Glücklichen vor ihrem Erstlingswerk, und es beschleicht sie nicht der traurige Gedanke, wie viel 100 Ellen Leinwand hier bemalt und umsonst bemalt worden! Unterdessen geht die Menge ab und zu, ein buntes Gemisch von Trachten aller Art, man sucht einen Freund, ein bekanntes Bild, sich selbst in Shawl und Hut, oder als Be-

nus oder Nymphe, wie man zu dem Gemälde gesessen. Deutlich sieht man es jener schlanken schwarzäugigen Person an, daß sie dieselbe ist, die dort in dem kleinen Bilde, einem griechischen Interieur, so eben dem Bad entsteigt, oder auch jener derben Gestalt in der Blouse, die Mütze keck auf ein Ohr gesetzt, daß sie dort auf dem Gemälde, die große Revolution darstellend, gute Bekannte findet. Zwischen den Damenhüten von allen Farben, zwischen Federn und Blumen, glänzt der blanke Helm der Pompiers hervor, die sich auch hier wie überall einfinden, um bei etwaigen Unglücksfällen sogleich bei der Hand zu sein; er schlendert sorglos umher mit einem guten Kameraden vom Militär, der, die Hände beständig in der rothen Hose, aufmerksam die Schlachtenbilder aus Afrika anschaut. Der Sergent de ville, mit seinem langen spitzigen Hute à la Napoléon, steht beobachtend in der Ecke und läßt das Gewühl an sich vorüberziehen, seine Augen ruhen forschend auf der Menge, und er ist jeden Augenblick bereit, sein Opfer, das ihm durch Ausübung von Schelmereien verfällt, zu ergreifen und hinauszuführen.

Es ist bemerkenswerth, daß die dießjährige Ausstellung sowohl an Gemälden wie an Bildhauerarbeiten eine große Menge schauerlicher Sujets, oder wenigstens schauerlich bearbeitet, darbietet; wohin sich das Auge wendet, Gegenstände des Mordes, der Gefahr, des Hasses, Verbrechen aller Art, und alles das auf die grasseste Manier dargestellt. Gleich am Eingang bei den Sculpturen ein riesenhafter Bär, der den angreifenden Jäger erfaßt hat und zwischen seinen Tatzen erdrückt. Nicht weit davon bemerkt man eine weibliche Figur, die von einem Pfeil durchschossen auf dem Boden liegt; sie ist von Gyps und die Wunde — es ist kaum glaublich! — wurde von dem Künstler (?)

mit rother Farbe ausgemalt. Unter den Gemälden befinden sich ebenfalls eine Menge Gegenstände, die das vorhin Gesagte bestätigen, und die sich kein Künstler zum Vorwurf wählen sollte. Ein Bild von Breton, der Hunger, eine Familie, die den Qualen des langsamen Hungertodes unterliegt; von Blagdon ein Student von Padua, der vom Kirchhof den entstellten Leichnam eines Hingerichteten wegholt; von Signol eines der gräßlichsten Bilder, die ich je gesehen: Lucia, die Braut von Lammermoor, nachdem sie ihren Bräutigam erwürgt, hat sich in ein Kamin verkrochen und wird dort aufgefunden; sie sitzt da mit dem stieren Blick des Wahnsinns, mit blutigen Fingern und Blutflecken auf dem weißen Gewand. Ferner der Richtplatz eines römischen Kaisers, wo die Verurtheilten in einen tiefen Abgrund gestürzt werden, theils unten zerschmettert ankommen, theils an den hervorragenden Baumästen hängen bleiben, um auf solche Art eines noch schrecklicheren langsamen Todes zu sterben. Diese Bilder sind mehr oder minder mit großer Virtuosität gemalt, und es ist deßhalb um so mehr zu bedauern, daß sich solche Künstler keine bessern Gegenstände gewählt.

Ein Gemälde von Debay behandelt eine Episode von Nantes vom Jahr 1793, ein ebenso schreckliches Sujet, aber es ist mit großer Meisterschaft gemalt, und hat die geschichtliche Wahrheit für sich. Madame de la Meteyrie, ohne Urtheil auf den Richtplatz geschleppt, ruht am Fuße desselben auf dem Pflaster, und sucht den sinkenden Muth ihrer Kinder — junger reizender Mädchen von 14 und 18 Jahren, in deren blassen Zügen sich der Schrecken des Todes malt — durch Gebete und Trostesworte aufrecht zu erhalten; eine gewaltige Menschenmenge, die den Platz umgibt, steht angefesselt vor Entsetzen, und obgleich man

den Abscheu deutlich in ihren Gesichtern liest, wagt es niemand, zu Gunsten der unschuldigen Schlachtopfer einzuschreiten. Der Henker, der sich entsetzt über das Schaffot herabbeugt, starb zwei Tage nachher vor Schrecken und Abscheu, so sagt der Katalog. Vor diesem Bilde war immer eine außerordentliche Menge Zuschauer versammelt, und die meisten schienen tief bewegt weiter zu gehen.

Ihm gegenüber hängt ein großes Bild von Karl Ludwig Müller, die letzten Opfer der Schreckensherrschaft, ein Bild in kolossalen Dimensionen: man sieht einen weiten Saal, erhellt durch das Licht eines trüben Tages, welches zu der weitgeöffneten Thüre im Hintergrund hereindrängt. Auf der Straße bemerkt man die rothen Karren, auf welchen die Verurtheilten zum Schaffot gebracht wurden; der Saal ist angefüllt mit Männern und Frauen aus allen Classen der Gesellschaft, der Katalog führt die Namen derselben an. Officiere königlicher Regimenter, hohe Geistliche, Priester, Abgeordnete, Gelehrte, Beamte, Kaufleute, Krämer, dazwischen Damen des höchsten Adels, Prinzessinnen, Gräfinnen, Marquisen, sowie Bürgerfrauen, Schauspielerinnen, jedes Alter ist hier vertreten; neben einem Bischof in geistlicher Kleidung mit weißen Haaren sitzt eine arme Frau, ein ruhig schlummerndes Kind an der Brust. Ein junges Mädchen von 16 Jahren schmiegt sich an ihre Mutter, die mit starren Augen in das Gewühl sieht. Das Bild behandelt den Augenblick, wo ein Volksrepräsentant eingetreten ist, um die Namen derer abzurufen, welche die draußen haltenden Karren besteigen sollen; alle die starren, rothunterlaufenen Augen der Unglücklichen, die hier versammelt sind, hängen an seinen Lippen, und fürchten ihre Namen und dadurch die Gewißheit ihres Todes zu hören. Neben dem Volksrepräsentanten

ten sitzt ein schreckliches Bild der Revolution, ein Arbeiter mit der rothen Jakobinermütze, mit unbeschreiblich wildem und tückischem Gesichtsausdruck, der sich unter allen diesen Gräueln behaglich seine Pfeife stopft; die Prinzessin v. Chimay wird so eben zur Thür hinausgeführt, und eine andere vornehme Dame, deren Namen ertönt, springt hastig von ihrem Stuhl auf; als wollte sie sagen: „Hier bin ich!"

Auch vor diesem Bilde wogt den ganzen Tag eine zahlreiche Menschenmenge, die Sophas, die vor demselben stehen, sind beständig dicht mit Zuschauern besetzt. Es ist der Gegenstand dieses Bildes, welcher sie fesselt, die Erinnerung, welche es hier in Paris, namentlich in der jetzigen Zeit, nach der so eben bestandenen Revolution in jedem erweckt, welche zum Beschauen desselben hinzieht. Ich habe hier vor diesem Bilde viele feuchte Augen gesehen und bemerkte alte Damen, die tief erschüttert hinweg gingen.

Der Katalog der Ausstellung zeigt an Gemälden über 3000 Nummern, an Sculpturen über 600, und an Architekturen, Gravuren, Handzeichnungen, Lithographien über 500 Nummern. Es ist deßhalb nicht möglich, aus jeder Classe auch nur das allerbedeutendste hervorzunehmen, und ich muß mich nur auf einige Bilder beschränken, die besonders in's Auge fielen, oder wo der Name des Künstlers von besonderem Interesse ist.

In den untern Sälen des Ausstellungs-Gebäudes, wo das Beste hängt, sind dem bekannten Maler Courbet für drei große Bilder drei der schönsten Plätze eingeräumt, eine Gunst, die wohl wenige gerechtfertigt finden. Courbet behandelt das Leben des Volkes, namentlich des Arbeiters, in seinen gewöhnlichsten allerprosaischsten Momenten; seine Bilder mit Figuren in Lebensgröße,

von guter Zeichnung und gutem Colorit, zeigen uns z. B. zwei Arbeiter auf der Landstraße, außerordentlich wahr, aber unschön; seine Kunst ist wie ein Daguerreotyp in der Hand eines geschmacklosen Menschen, sie gibt alles wieder, ohne die geringste Veredelung. Eines seiner Bilder behandelt ein Leichenbegängniß, lauter unschöne Gestalten mit ungraziösen, steifen, aber wahren Bewegungen, dazu ein öder, verlassener Kirchhof, ein grauer trostloser Himmel, Kirchendiener mit rothen Nasen, alte Bauern, die gleichgültig zuschauen, kurz eine Gesellschaft, wie sie freilich im Leben vollkommen so existirt, die aber, lebensgroß gemalt, gewiß in keinem der Beschauer ein angenehmes behagliches Gefühl erweckt. Gleich daneben hängt das Portrait Courbets, ein Kopf mit Urbart, auf demselben eine abgegriffene Mütze, die Kleidung, die man sieht, besteht aus einer blauen Blouse, in dem Mund hat er einen Pfeifenstummel. Was mich am meisten freute war, daß sogar die zahlreichen Arbeiter der untern Classen, für welche diese Bilder gemalt scheinen, wenig Geschmack an dieser Darstellungsweise ihres Lebens zu finden schienen und größtentheils theilnahmlos vorübereilten.

Ein bemerkenswerthes Bild im großen Salon ist von Philippotaux: das letzte Banket der Girondisten; die Kerzen auf dem Tisch sind herabgebrannt, das Licht des letzten Tages ihres Lebens bricht herein durch die vergitterten Fenster des Gefängnisses. Die Mehrzahl der hier Versammelten und zum Tod Verurtheilten scheint heiter und gefaßt, nur einige weihen der Erinnerung ein kurzes Nachdenken, man sieht einen der jüngsten unter ihnen, der eine Thräne auf das Miniaturbild einer Dame, welches er in der Hand hält, niederfallen läßt.

Ein Gemälde von Lehmann behandelt in bekannter Meister-

schaft die Klagen der Oceaniden um den auf dem Felsen angeketteten Prometheus. Ein griechisches Interieur von Gérome, beständig von Zuschauern umgeben, zeigt üppige Mädchengestalten, bekleidet und unbekleidet, theils schlafend, theils aus dem Bade steigend, schön gemalt und von warmen üppigen Farben. Die Tochter eines Dogen, von Bouitibonne, ein reizendes junges Mädchen mit nacktem Oberkörper, um die Hüften reiche Gewänder nachlässig geschlungen, ist ein hübsches Bild. Von unsern beiden Landsleuten, Bohn und Karl Müller, sind ebenfalls einige Bilder ausgestellt, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen; Müller hat sein großes Bild, der Carneval von Rom, über welches ich schon früher einmal geschrieben, hieher kommen lassen, und findet mit demselben, ebenso wie mit dem im Jahre 1848 hier ausgestellten: „Das Octoberfest," gerechte Anerkennung. Beide Bilder sind Eigenthum des Kronprinzen von Württemberg. Bohn hat zu seinem Bilde, Hamlet und Ophelia, welches vom Präsidenten der französischen Republik gekauft wurde, für denselben als Pendant: Romeo und Julie gemalt, und hiezu den Moment gewählt, wo sich beim ersten Strahl des Morgenlichtes der Geliebte losreißen will; sie schmiegt sich an seine Brust und will ihn zurückhalten, indem sie sagt:

Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir, es war die Nachtigall.

V.

Ein Ball in der großen Oper von Paris.

In der Straße Lepelletier, da wo sie in die Boulevards mündet, bemerkt man an jedem Samstag Abend, gewöhnlich erst nach 10 und 11 Uhr, ein außergewöhnliches Getreibe. An den Ecken derselben hält republikanische Garde zu Pferd, und sieht zu, daß die Wagen in gehöriger Reihe und nicht so schnell hineinfahren. Die Straße selbst ist besetzt mit einer großen Menge Schaulustiger, die sich in Massen vor dem Gebäude der großen Oper versammeln, und dort angelegentlich die vorfahrenden Wagen, die aussteigenden Masken betrachten. Die Fronte des Gebäudes ist mit Gaslicht reich illuminirt und so auch die Straße Lepelletier selbst, wo man auf den Trottoirs in regelmäßigen Zwischenräumen große weithin leuchtende Dreiecke bemerkt, auf einem hohen Pfahl stehend, aus tausend weißen Flämmchen gebildet.

Es ist ein großer Opernball, travestissement masqué. Der Eintrittspreis an der Casse ist 10 Francs, doch kauft nur der Unkundige dort seine Billete, denn schon von 8 Uhr an kann man im Passage de l'opéra bei allen Friseuren in der Nähe, sowie durch Commissionäre, die auf den Boulevards umherrennen und jeden Vorüberwandelnden anreden, die Eintrittskarte um 6 Francs 10 Sous haben. Nach 11 Uhr, erst gegen Mitternacht, begibt man sich nach der großen Oper und folgt von den Boulevards aus der Fluth der Hinströmenden bis zum Portal des Gebäudes. An den Garderoben im Innern, wo man seine Ueberröcke abgibt, lassen sich die Angestellten klugerweise den halben Franc, die Gebühr für das Aufbewahren, vorausbezahlen,

damit man später im Gedränge der Herausströmenden hiedurch keinen unnöthigen Aufenthalt verursacht; man muß aber mit der einen Hand das Geld geben, und mit der andern die Marke nehmen. Ich, welcher meinen halben Franc auf den Tisch legte, hätte beinahe noch einmal bezahlen müssen, da der Garderobier behauptete, von mir nichts erhalten zu haben. Ein alter Herr hinter mir, mit großem grauem Knebelbart, rief ihm aber ziemlich barsch zu: „machen Sie keine Dummheiten, Sie haben ja das Geld von Monsieur so eben in Ihre Casse geworfen!"

An den Thüren zum Vestibul nach den Treppen der Oper, stehen Beamte, welche Einen laut ermahnen, die Billete offen hinzuhalten, damit sie, während man Reihe macht, schon im voraus controlirt werden können.

Endlich gelangt man in's Innere und hat seine Karte abgegeben. Wir steigen langsam die Treppen hinan, welche mit unzähligen Gasflammen erhellt sind, mit Blumen und Spiegeln reich geschmückt. Von oben her tönt das Gesumme einer gewaltigen Menschenmenge, die brausenden Klänge einer entfernten Tanzmusik schlagen an's Ohr, einzelne Masken huschen an uns vorüber, Dominos in allen Farben sind vor und hinter uns. Endlich kommen wir im ersten Stock an den Eingang zum Foyer. Hier sind alle Thüren mit Wachen besetzt; durch zwei der Eingänge tritt man in den Saal, und durch die andern muß man wieder hinaus. Im Foyer herrscht eine unbeschreibliche Hitze, der ganze große Saal ist zum Erdrücken voll, alles bewegt sich Schritt vor Schritt hinter und nebeneinander, die Runde durch denselben machend. Masken dürfen nicht in den Foyer und werden von den wachthaltenden Garden zurückgewiesen, nur der Domino und für Herren der Frack gibt das Recht des Eintritts,

und bei den vielen schwarzen Kleidern, die man deßhalb hier sieht und die sich wie eine einzige große Masse fortbewegen, gewährt der Foyer keinen besonders freundlichen Anblick. Wohin man sich wendet, lange schwarzseidene Gewänder, zuweilen auch buntfarbige, hellblaue, weiße, rothe und dazu die schwarzen glänzenden Maskengesichter mit den blitzenden Augen, die uns von allen Seiten anstarren, — es hätte etwas Gespensterartiges, wenn man das laute Lachen, das lustige Sprechen nicht hörte, und wenn nicht fast jeder Domino durch Cokettiren nach allen Seiten, durch unaufhörliche Neckereien mit den Vorübergehenden in beständiger lebhafter Bewegung wäre. Aber so bringt der Lärm der Hunderte von Stimmen, die Ausrufungen der Freude, des Erstaunens, des Wiedererkennens ein eigenthümliches Leben unter diese dicht vermummten Gestalten. Dazu der Glanz der Kronleuchter, die hellen Decorationen des reich verzierten Saales — alles das belebt die Scene außerordentlich und läßt uns eine Zeitlang mit Interesse diesem Menschenstrom folgen.

Es herrscht in dem Saal beständige Ebbe und Flut, von den Gängen und Treppen strömen immer neue Schaaren von Dominos in allen Farben herein, und drüben verläßt eine eben so große Anzahl jeden Augenblick den Saal, um sich in den langen Gängen zu ergehen, die sich hinter den Logenreihen befinden. Hier ist das Leben schon viel bunter, viel wogender. Masken aller Art und jeden Alters, Herren und Damen in den hellsten, blendendsten Farben, gekleidet in allen Stoffen, vom groben carrirten Kattun an bis zum reichsten Atlas, bewegen sich auf und ab. Die Tracht des weiblichen Geschlechts ist bei diesen Masken*)

*) D. h. den Grisetten und was daran hängt.

in der Grundidee fast immer die gleiche: es ist das frühere Debardeur-Costüm, aber ohne die zierliche weiße Perrücke, ohne die kleine Sammet- oder Atlasjacke. Die Costüme, welche man hier sieht, sind selbst für einen Opernball, wo außerordentlich viel erlaubt ist, kaum anständig genug zu finden. Sie bestehen bei den Damen aus einem kurzen Beinkleid, nicht bis an die Knöchel reichend, gewöhnlich eng anliegend, von hellfarbigem Atlas, der Oberkörper aber ist mit nichts als einem feinen weißen Hemd bedeckt — eine Tracht, welche die Formen des Körpers mehr als ahnen läßt. Die Kleidung der Männer ist mannichfaltiger, man sieht Ritter, Matrosen, Griechen, Türken, Wilde, aber im Allgemeinen hat man in diesem Jahr die Tracht des Pierrot angenommen, und sieht ganze Schaaren auf diese Art maskirt, im weißen mit bunten Bändern besetzten Kleid, die Mütze in Form eines Zuckerhutes, einherziehen.

Wenn man sich im Foyer noch ziemlich ruhig und anständig bewegte, so ist man dagegen hier in den Gängen schon ungleich ausgelassener, überlustig; gewöhnlich ziehen die Masken zu zwei und zwei, ein Herr und eine Dame, meistens aber zwei Mädchen miteinander; sie schreien, sie lachen, sie treten uns auf die Füße, sie prallen in einem affectirten Schrecken gegen uns, springen laut lachend wieder davon, fangen plötzlich an einige Schritte zu tanzen. Jedes bemüht sich auf seine Art die Aufmerksamkeit der andern auf sich zu ziehen. Begreiflicherweise ist, bei den Hunderten, die hier in den engen Gängen zusammengedrängt sind, für jeden Einzelnen wenig Platz zu finden; man windet sich durch so gut wie möglich, man drückt einander auf die Seite und wird selbst wieder in einen Winkel geschoben; plötzlich befindet man sich unter einer ganzen Schaar junger und alter

Mädchen, die den Fremden an seinem Wesen augenblicklich erkennen, ihn lustig umgaukeln, alsdann mit einer rasenden Geschwindigkeit eine Menge Fragen stellen, von denen man nicht ein Wort versteht, und darauf laut jubelnd nach allen Seiten auseinanderstäuben. Auch seltsam aufgeputzte Masken bemerkt man hier in den Gängen, einen furchtbar vermummten Wilden mit einer Keule in der Hand und blauer Brille auf der Nase, oder einen Husaren in phantastischer Uniform; statt des Tschako's trägt er einen ausgestopften Affen auf dem Kopf, seine Säbeltasche besteht in einem Brodkorb, der an zwei Stricken hängt. Diese Masken pflanzen sich breit vor uns hin, wenn wir zufällig in ihren Weg gerathen, und haranguiren uns mit lauter Stimme, meistens ohne Witz und Geschmack, aber mit desto mehr Zudringlichkeit. Dabei ist man gezwungen, ihre schlechten Späße freundlich anzuhören, und sogar darauf einzugehen, um sie nur wieder los zu werden, denn so wie man die geringste Empfindlichkeit blicken läßt, hängen sie sich wie Kletten an und lassen uns gar nicht wieder los.

Was wir bis jetzt in dem Foyer und den Gängen gesehen, ist bloß das Vorspiel zu dem eigentlichen Maskenball, der in dem großem Raum des Parterre's und der Scene vor sich geht, der Fußboden beider Theile ist auf gleiche Höhe gebracht und sorgfältig parkettirt. Die Bühne ist mit einer geschlossenen Decoration versehen, auf welcher sich die Logen des Saals gemalt fortsetzen. Von der Decke herab hängen einige vierzig große Kronleuchter, an den Logen des Saals sind große Lichterbouquets angebracht. Alles das gibt eine fabelhafte Helle.

Vom Gang der ersten Gallerie führen zwei große Treppen, mit rothem Tuch und Sammet bedeckt, in den Saal hinab; man

kommt auf der Höhe derselben an und bleibt überrascht stehen vor dem außerordentlichen Anblick, der sich dem Auge darbietet, und der kaum zu beschreiben ist. Der ganze ungeheure Saal ist mit Masken angefüllt, gewöhnlich in Costümen, wie ich sie oben beschrieben. Hunderte von Pierrots in weißen Anzügen, mit bunten, flatternden Bändern, dazwischen Mädchen, Weiber, fast alle von sehr geringem Stande, aber prächtig herausgeputzt in ihren Beinkleidern von hellfarbigem Atlas, dem weißen Hemd, das den Oberkörper bedecken soll, aber außerordentlich tief ausgeschnitten ist, mit fliegenden Haaren, erhitztem Gesicht bacchantisch jubelnd und schreiend. Der Staub wirbelt empor, erfüllt den ganzen Saal und legt sich wie ein grauer Schleier über die Tanzenden, so daß die Tausende von Wachs- und Gaslichtern Mühe haben, mit ihrem zitternden Glanz hindurchzudringen — dazu die furchtbare Musik — man glaubt einen Herensabbath zu sehen. Der Anblick wäre prachtvoll zu nennen, und der des Saales ist es auch, wenn ihn die Menschen mit ihrem wilden Getreibe nicht so außerordentlich gemein, ja vollkommen widerlich machten. Eine solche Ausgelassenheit ist kaum denkbar, nur in wenigen Zügen beschreibbar.

Die Musik spielt eine Française; die Tänzer und Tänzerinnen stellen sich in sechs bis acht Reihen durch die Länge des Saals neben einander, ohne Ordnung auf; an regelmäßige Figuren, die der Tanz vorschreibt, ist natürlicherweise nicht zu denken. Jedes Paar springt gegen einander, von einander, mit einander, wie es ihm gerade einfällt; bald werfen sie den Kopf in die Höhe und halten die Hände hinter sich auf dem Rücken, dann senken sie dieselben tief herab, wie ein paar erboste Stiere, und gehen so, die Arme weit von sich abhaltend, auf einander

los. Das Ganze dieses, wie gesagt, „unbeschreiblichen" und — nach Heine's Ausdruck — durchaus nicht zweideutigen Tanzes ist der berüchtigte Cancan, und daß er nicht allzu weit ausgedehnt wird und nicht gar zu sehr ausartet, dafür befinden sich zahlreiche Municipalgardisten im Saal, die ein wachsames Auge auf die Tanzenden haben, um sie, im Fall die sehr weit gezogene Linie der Schicklichkeit überschritten wird, sanft beim Kragen zu nehmen und ohne weiteres vor die Thüre zu setzen. Am tollsten betragen sich die Weiber; man nimmt von diesem Anblick einen wahren Abscheu mit nach Hause. Sie springen so hoch sie können; sie werfen die Beine in die Luft; sie schütteln den Oberkörper, als wollten sie mit Gewalt das bischen Bekleidung, das ihnen geblieben ist, abwerfen; zum Theil gelingt ihnen dieß auch, und schon in der Mitte des Balles, gegen 3 und 4 Uhr, geben sich manche der Tänzerinnen höchst bedenkliche Blößen. Dazu die rasende Musik — ein Orchester von 300 Menschen, die zarten Soli's einer Polka, vorgetragen von zehn Posaunen und eben so vielen Ophikleiden (bei dem Forte helfen ein paar Dutzend Tambours aus), sowie einer Tamtammaschine, welche einen wahrhaft schrecklichen Spektakel macht. Natürlich erhitzen diese wilden Klänge die Herzen und Köpfe der Tänzer und Tänzerinnen mehr und mehr, und wenn hiedurch bei einer Française das Cancaniren immer toller wird, so jagt bei einem Galopp die ganze aufgeregte Menge unter lautem Geschrei, unter Jubeln und Pfeifen durch den ungeheuren Saal — ein furchtbarer Anblick.

Der alte Musard, der das Orchester dirigirt, steht erhöht vor seinem Notenpult mit einem seltsamen Ausdruck des Gesichts. Man sieht über dasselbe gleichsam sämmtliche Melodieen

gehen: bald lächelt und schmunzelt er, wenn die Violinen und Flöten ertönen, jetzt beißt er die Lippen fest aufeinander und schaut finster und stolz um sich, wenn Trompeten und Pauken arbeiten; in diesem Augenblick stützt er den Tactirstock wie einen Feldherrnstab in die Seite und blickt vergnügt auf den rasenden Tanz zu seinen Füßen, dann scheint er wieder ganz theilnahmlos als sei er mit seinen Gedanken anderswo beschäftigt; plötzlich aber und gewöhnlich am Ende eines Galopps, rafft er sich zusammen, schwingt seinen Stab hoch in die Höhe, sieht seine Musiker ringsum an und beschleunigt alsdann das Tempo auf eine Art, daß die tollsten Tänzer kaum nachkommen können. Alles fliegt dahin mit Aufbietung der letzten Kräfte; man sieht in dem ganzen Saal nichts mehr als eine einzige buntfarbige Masse, immer dichtere Staubwolken wirbeln auf, bis die Musik plötzlich abbricht und alles erschöpft durch einander taumelt. Das war der galop infernale! Doch so ermüdet von dieser ungeheuren Anstrengung sind die Tänzer nicht, daß sie nicht nach einer solchen Tour dem Papa Musard ein dreimaliges donnerndes Hurrah brächten, ja zuweilen eilen sie schaarenweise auf das Orchester los; der alte berühmte Capellmeister muß sich in seinen großen rothen Sammtsessel niedersetzen und wird nun im Triumph durch den Saal getragen. Da aber bei zunehmenden Jahren dem Herrn Musard diese Freundlichkeitsbezeugungen anfingen Schwindel zu verursachen, so wird jetzt ein Mannequin bereit gehalten, der statt seiner den Triumphzug mitmachen muß.

Wer für den großen Opernball ein Eintrittsbillet gelöst, hat darum noch kein Recht, sich in die Logen des ersten und zweiten Ranges zu begeben, diese werden noch besonders vermiethet. Damen aus der vornehmen Welt, Fremde, die den

tollen Lärm auf kurze Zeit mitmachen wollen, befinden sich dort im Domino, dicht verschleiert und maskirt, alle Reihen sind auf diese Art anständig besetzt, die oberen dagegen, die dritte und vierte, welche für jedermann frei sind, in eben so bunter und toller Mischung, wie der Tanzsaal selbst. Da oben ruhen sie aus von der gehabten Anstrengung, von den Folgen des Tanzes und des Weines, und wer von den Zuschauern die ganze Widerlichkeit dieser Orgie mit ansehen will, werfe einen Blick in die Opernloge. Da liegen Männer und Weiber langausgestreckt auf den rothsammetenen Bänken, lachend, plaudernd oder schlafend. Die Municipalgardisten, die hier oben am zahlreichsten sind, haben alle Mühe wenigstens, die nothwendigste Ordnung aufrecht zu erhalten. Von hier, wo man den ganzen Saal übersieht, bemerkt man nichts mehr als wirres Durcheinandertreiben unter einem grauen Staubschleier, überstrahlt von zahllosen Lichtern.

Aber auch nüchterne Zuschauer sieht man genug hier oben, die nachdenklich hinabblicken in diese allgemeine Verwilderung. Da saß neben mir ein Pompier mit seinem spiegelblanken Messinghelm, ein ältlicher Mann, der gewiß schon viele Jahre diesem Sodom-Getümmel zugeschaut. Er hatte die Hände auf die Brüstung gestützt und dachte sicherlich darüber nach, wie diese Opernbälle von Jahr zu Jahr wilder und ausgelassener werden, denn als ich einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte, sagte er mir ganz ruhig: Ah, oui Monsieur, mais où finira ça!